This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

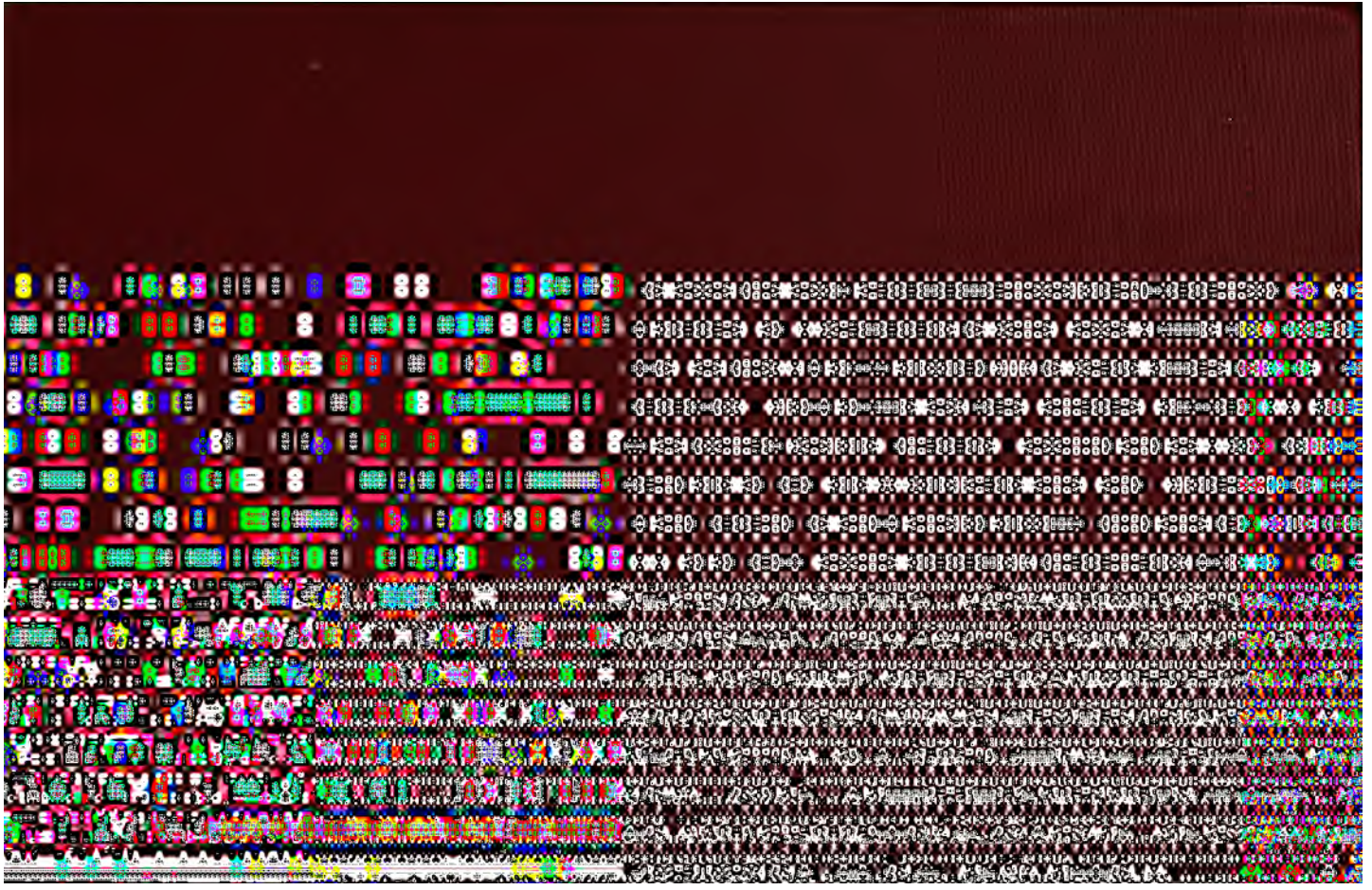
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

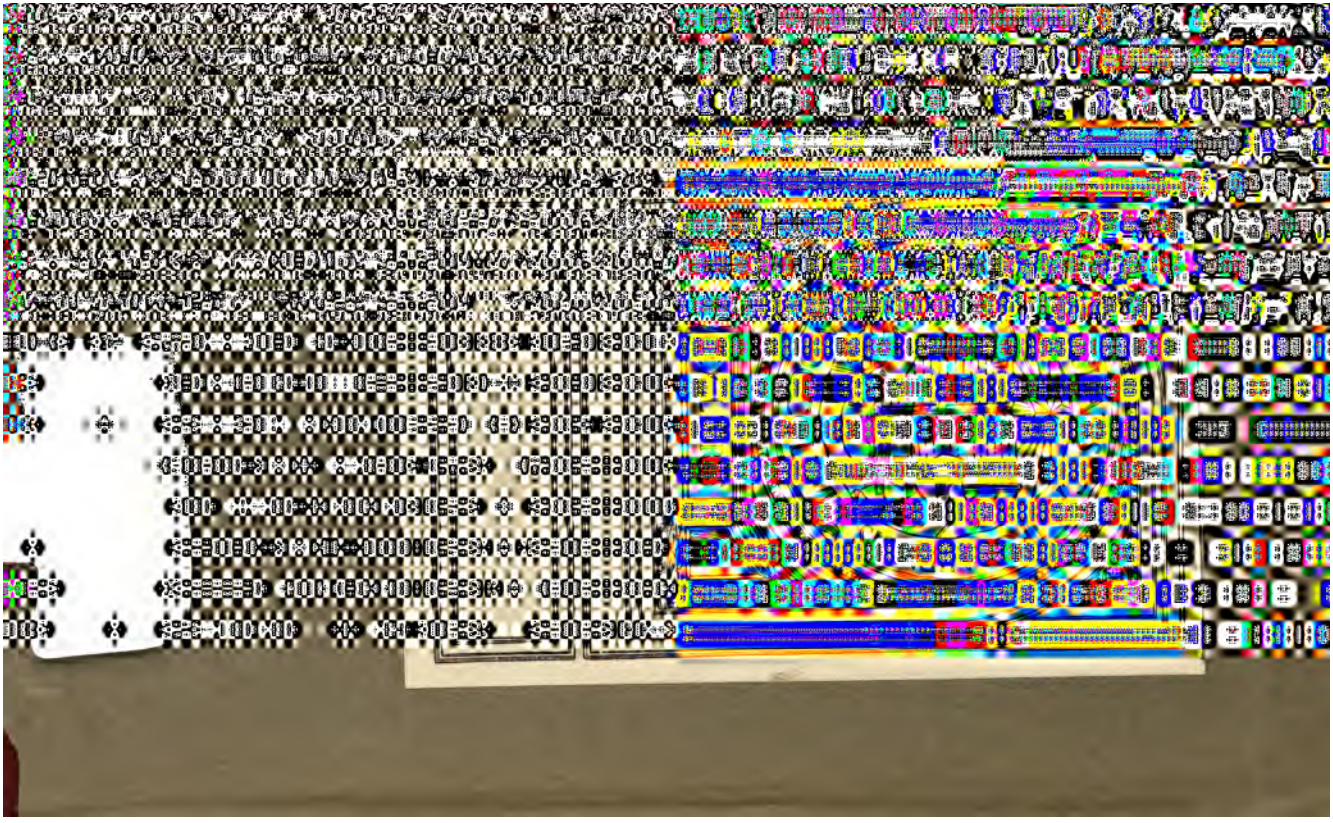
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Vom

Nachtwächter zum türkischen Kaiser!

Bühnen-Erlebnisse

aus

dem Tagebuche eines Uninteressanten

von

Carl Sontag,

Mitglied des Königlichen Theaters in Hannover.

Hannover 1875.

Helwing'sche Hofbuchhandlung.

(Th. Klerzinsky.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

GIFT OF
Miss Stella Finkelday.

923564

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

PN2653
S7A3

Rechtfertigung

in Form einer langen

Vorrede,

die ich jedoch ausnahmsweise zu lesen bitte.

In dieser Vorrede möchte ich erzählen, auf welche Art dies Büchlein entstanden ist.

In der Zeit, in welcher König Georg V. von Hannover seinen Thron verlor, war der König und sein politisches Verhalten das Gespräch der ganzen Welt; hier in Hannover bildete selbstverständlich das große politische Ereigniß den einzigen Gegenstand des Interesses, und in welcher Weise sich die Partheien gegenüber standen, brauche ich nicht zu erzählen, das hat Jeder selbst erlebt oder Kenntniß aus den politischen Organen gewonnen.

Der begeiſtertſten Vertheidigung ſeiner Handlungsweiſe ſtanden die verdammendſten Urtheile gegenüber, und von vielen Seiten wurden dieſe in ſo roher und liebloſer Weiſe geäußert, daß ſie ſelbſt einen notoriſchen Feind des Königs empören mußten. Die politiſche That des Königs lag klar vor aller Welt; es ſtand Jedem frei, ſeine Meinung zu äußern — nur das „Wie“ war in meinen Augen verdammenswerth, um ſo mehr, als es oft von Leuten ausging, die dem Könige Dank ſchuldig. Aber man ging vielfach weiter: man griff die Perſon des Königs an, und blieb nicht bei der einfachen Erzählung der Thatſachen — ebenfalls der Welt das Urtheil überlaſſend — nein, man log, und die abenteuerlichſten Gerüchte über das Weſen des Königs, ſeinen Verkehr mit ſeiner Familie kamen in Umlauf und waren gemacht, ein total falſches Bild bei denen zu verbreiten, welche niemals Gelegenheit gehabt hatten, mit ihm in nähere Berührung zu kommen.

Empört über dergleichen, widerlegte man in ſeinen engen Kreiſen, ſchmerzlich bedauernd, nicht mit einer Stimme begabt zu ſein, die Meilen weit verſtändlich.

„Doch wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
„Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide!“

ſagt Taſſo und konnte ſeine Schmerzen in Liedern ausſtrömen laſſen.

Zwar etwas weniger begabt als Taſſo, kam ich durch das Wort Göthes, das er dem unſterblichen Sänger in den Mund legt, auf die Idee, meine Schmerzen gleichfalls dem Papiere zu vertrauen, und durfte hoffen, vor dem berühmten Sorrenter einen Vorzug zu haben; denn daß Taſſo ein „befreites Jeruſalem“ geſchrieben, weiß jeder Menſch und prunkt, ſo oft der Name des Dichters genannt wird, mit den Titeln ſeiner Werke — geleſen haben ihn die Wenigſten. Ich durfte hoffen, des intereſſanten Gegenſtandes wegen geleſen zu werden und machte mich an's Werk.

Darüber ging eine Zeit hin; — viele Gründe beſtimmten mich ſeitdem die kleinen Notizen bei Seite zu legen, und das Werkchen nicht zu vollenden. Erſtens war eine Charakterſchilderung des Königs mit Ausſchluß aller politiſchen Beziehungen unmöglich, und einem Eingehen auf wichtige Staatsereigniſſe war meine Feder nicht im Ent-

fernteſten gewachſen. Dann fürchtete ich die Ungnade des Königs, deſſen Stolz das Aufwerfen eines Unberufenen zum Vertheidiger verletzen konnte, wie auch den Tadel derjenigen, die an eine baldige Rückkehr der alten Verhältniſſe glaubten und möglicher Weiſe in meiner Schrift das Vorausklettern zu künftiger Directions-Stellung am Hoftheater ſehen konnten.

Noch andere Gründe kamen dazu — kurz ich ließ die Blätter in meinem Schreibtiſch liegen. Eines Tages zeigte ich ſie einem alten Freunde, der von auswärts zum Beſuch gekommen war; er blätterte darin, und bedauerte, daß ich die Herausgabe des „objectiv“ gehaltenen Büchleins unterlaſſen. In der offenen Schublade des Schreibtiſches lagen viele loſe Blätter.

„Was iſt das?“ fragte der Freund.

Es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Ich. Erlebniſſe, die ich aufgezeichnet habe.

Er. Zur Herausgabe?

Ich. Nein. Ich gaſtire viel, kenne in den fremden Städten oft keine Seele, vermeide ſogar Bekanntſchaften und bin nicht ſelten den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer. Da habe ich hin

und wieder Begebenheiten aus meinem Leben aufgezeichnet.

Er. Laſſen ſie dieſelben doch drucken!

Ich. Zu welchem Zweck? Wenn ich wüßte, daß ſie Jemand intereſſiren könnten, dann würde ich es thun, und in der Weiſe eines Freundes verfahren. Dieſer Freund hatte eine weite intereſſante Reiſe gemacht; bei ſeiner Rückkehr wurde er von Bekannten um die Erzählung ſeiner Erlebniſſe beſtürmt. Dies ewige Erzählen wurde ihm läſtig; er ließ die Begebenheiten ſeiner Reiſe drucken, und wenn ein Bekannter ihm in den Weg kam und langathmig fragte: „Nun — mein — alter — Freund, — wie — war — es — denn — auf — Ihrer — Reiſe?“ griff er raſch in die Taſche und ſteckte dem Frager das Büchlein in die Hand. „So war es!“ rief er, und ließ den Verdutzten mit dem Buche in der Hand ſtehen.

So würde ich's auch machen, wenn man mich nach meinen Erlebniſſen fragte, aber es fragt Niemand. Jedoch hier habe ich ein Büchelchen, welches ich demnächſt herausgeben will.

Er. Was iſts?

Ich. „Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover vom Jahre 1848—1866.“

Er. Darf ich die Sachen mitnehmen? Ich hüte ſie wie meinen Augapfel und ſende ſie in acht Tagen per Poſt zurück, wenn mich mein Dienſt nicht etwa ſelbſt wieder nach Hannover führt.

Ich. Es iſt mir ſehr angenehm, wenn ich meine theuren Werke unverſehrt zurückerhalte; ſollte Ihnen jedoch etwas Menſchliches paſſiren — nehmen Sie ſich's nicht zu Herzen. Vor Jahren gab ich Anton Aſcher ein Luſtſpiel, benamſet: „Ein Heirathsbüreau,“ von dem ich keine weitere Abſchrift hatte. Er verlor es und Deutſchlands Bühnen kamen um den Genuß, aber — Gott ſei Dank, — ſie beſtehen noch immer.

Nach acht Tagen kam der Freund perſönlich, brachte mir meine Kinder wieder, und hielt mir folgende ſalbungsvolle Rede:

„Ich habe Alles geleſen — wäre damit einverſtanden, wenn Sie Einiges drucken laſſen wollten, aber gerade das Werk, welches Sie zu veröffentlichen gedenken, müſſen Sie unterdrücken. Sie ſchreiben über die Theaterverhältniſſe und die

Perſonen in Dresden und Hannover ſo furchtbar offen, daß ich Ihnen mindeſtens zehn Injurien-Proceſſe prophezeien kann. Sie verlieren wahrſcheinlich Alle, und zur Abſitzung gehören Jahre — Jahre!

Aber von Ihren kleinen Erlebniſſen, von Ihrer Carrière plaudern Sie, und ich bin überzeugt, Sie werden manch freundlichen Zuhörer finden. Ich habe die drei verſchiedenen Werkchen geſichtet und dasjenige angeſtrichen, was, meiner Anſicht nach, unbeanſtandet erſcheinen darf. Das drucken Sie, und ſtecken Sie das Werkchen, wie Ihr reiſender „Freund, Ihren Bekannten in die Hand!“

Dieſe ſchöne Rede wird mich nun freilich nicht abhalten, die „Beiträge ꝛc.“, welche von allgemeinem Intereſſe ſein dürften, herauszugeben, aber ſie war doch Anlaß, daß ich mich entſchloß, meine kleineren Erlebniſſe, an deren Veröffentlichung ich nie gedacht, dem Druck zu übergeben. Später wurde ich wieder ſchwankend; ein Fußleiden, das ich mir durch Ungeſchicklichkeit zugezogen hatte, geſtattete mir zwar die Ausübung meines Berufs, feſſelte mich aber doch beinahe zwei Monate an's

Zimmer. „Müssiggang ist aller Laster Anfang!“ und so beschäftigte ich mich in meinen unfreiwilligen Mußestunden wieder mit meinem „Werke“, das ich also für den kleinen Kreis meiner Freunde herausgebe.

Natürlich kommt, wie in allen diesen Erinnerungen, viel vom Schreiber selbst vor, — fast Alles dreht sich um ihn, — das ist nicht zu vermeiden. Es ist eben eine Selbstbiographie! Erschrocken bin ich über die Zusammenhangslosigkeit der einzelnen Begebnisse. — Wenn ein alter Tattermann beim Erzählen den Faden verliert und vom Hundertsten in's Tausendste schweift, so bezeichnet eine bekannte Redensart dergleichen Sprünge: „Er fängt beim Nachtwächter an und hört beim türkischen Kaiser auf!“ Meine Erzählungsweise hat viel Aehnlichkeit und so habe ich das Büchelchen, um dergleichen Bemerkungen zuvorzukommen, gleich mit diesem Titel versehen, zumal ich keinen anderen wußte. Mir fällt in diesem Augenblick ein Schauspieler in Wien ein, der uns oft mit langen Erzählungen elendete. Wenn er nach einer halben Stunde fertig und keine Pointe gekommen war, schrie Louis Julius: „Mensch,

wie können Sie uns mit ſolch langweiliger Geſchichte die Zeit rauben?«

»Ja, die Geſchichte iſt wahr!« rief dann der Bevorwurfte.

Was ich in dieſem Büchelchen, das übrigens ein Buch geworden iſt, dem Leſer*) erzähle, iſt gleichfalls wahr, haarſcharf wahr, ohne die geringſte Ausſchmückung! Ob ich viele Juliuſſe finden werde?

Um Entſchuldigung für die Dreiſtigkeit, mit mir ſelbſt vor die Oeffentlichkeit zu treten, habe ich nicht zu bitten. Wer die Vorrede lieſt, weiß, was er zu erwarten hat, und kann das Buch rechtzeitig ungeleſen aus der Hand legen.

Hätte Fritz Reuter mir nicht den Scherz vorweg genommen und auf ſeine Werke als Motto das alte bekannte Mecklenburgiſche Sprichwort gedruckt, ſo hätte ich es gethan:

„Wer't mag, de mag't
Und wer't nich mag,
De mag't ja woll nich mögen.“

Sontag.

*) „Gäb' es dergleichen!“ ſagt Caſper im: „Freiſchütz.“

Dem

Königlichen Schauſpieler

Carl Sontag

in

Hannover

ohne jegliche Ehrerbietung gewidmet

vom Verfaſſer.

An mich ſelbſt!

Mein Lieber!

Um zwiſchen uns jedes Mißverſtändniß aufzuklären, geſtatte mir, Dir zu eröffnen, aus welchem Grunde ich Dir dies Werkchen widme. Keineswegs eine beſondere Verehrung treibt mich dazu, wie ich ſchon auf dem Widmungsblatt auszudrücken die Ehre hatte, ſondern es veranlaſſen mich zwei Gründe. Erſtens weiß ich von Dir ſicher, daß Du es leſen wirſt, wenn auch vielleicht nur in der Correctur, und dann biſt Du der Einzige, der mir glauben wird, daß es wirklich in der Weiſe entſtanden, wie ich in der endloſen Vorrede mittheilte. Der Eine wird ſagen: eigennützige Zwecke hätten mich dazu veranlaßt, ein Anderer wird es als Reclame anſehen, woran allerdings viel Wahrheit wäre, ein Dritter wird den Grund angeben, ein Vierter den. — Ver-

urtheilt wird es auf jeden Fall, nur nicht von Dir, und darum biſt Du der Würdigſte, dem ich es widmen kann; ſchon deshalb, weil ich kaum glaube, daß irgend ein anderes lebendes Weſen die Widmung angenommen haben würde.

Stolz brauchſt Du auf dieſen Schriftſteller, der Dir ſeine Feder zu Füßen legt, nicht zu ſein, und arroganter als Du biſt, wirſt Du jedenfalls durch dieſe Auszeichnung nicht werden.

Sontag.

Am 26. Januar 1848 begann ich meine theatralische Laufbahn, und zwar nach großen Hindernissen. Ich sollte Alles werden, nur nicht Schauspieler, war der Wunsch meiner Familie. Ich wollte nichts Anderes werden als Schauspieler. Als kleiner Knabe hatte ich mir heimlich Schiller bei Seite geschleppt und sämmtliche Theaterstücke verschlungen. Auch die Stellen, die ich nicht verstand, lernte ich auswendig, Tell und Jungfrau von Orleans konnte ich als elfjähriger Bengel von Anfang bis zum Ende. In diesen Stücken verstand ich Alles — sie sind ja so himmlisch populär geschrieben, daß sie auch ein Kind schon entzücken können. Ins Theater durfte ich als Knabe nicht gehen; bis zum vierzehnten Jahre sollte ich es eigentlich nicht betreten. Ich ging heimlich hin, aber es war schwer, hineinzukommen.

Von meinem achten Jahre an lebte ich in Dresden, wo meine Mutter sich niederließ, nachdem sie ihre Laufbahn aufgegeben. Dies geschah auf Wunsch meiner Schwester Henriette, dem sie nachgab; vielleicht, weil sie im sogenannten „alten Fach“ die Erfolge nicht fand, die sie suchte. Ob meine Mutter eine gute Schauspielerin gewesen, weiß ich nicht — ich habe sie als Kind ein paar Mal (gegen ihren Willen) spielen sehen, ohne daß mir davon Etwas im Gedächtniß geblieben wäre. Ich glaube, sie konnte sich in den neueren Wirkungskreis nicht finden, — ihrem Talente sagten die älteren Rollen nicht zu. Im jüngeren Fach muß sie eine vortreffliche Künstlerin gewesen sein, denn wenn sie als siebzigjährige Frau irgend einer jungen Dame, für deren Talent sie sich interessirte, Rollen vorlas, wie Thecla, Desdemona, Maria Stuart, so hatte sie eine Innigkeit der Empfindung und zugleich edle Einfachheit im Ton, wie ich diese Eigenschaften kaum bei einer jungen Schauspielerin gefunden.

Als das Theater in Prag unter Liebich eines der ersten und berühmtesten Deutschlands war, spielte sie neun Jahre hindurch neben den bedeutendsten Künstlern, an der Seite eines Ludwig Löwe, Wilhelmi, Bayer, Polawski, eines Liebich das Fach der ersten Heldinnen und Liebhaberinnen. Löwe schrieb mir einst auf meine Anfrage über die frühere Leistungsfähigkeit meiner Mutter die mich beglückenden Zeilen, die ich, mit Verleugnung, daß sie an mich waren, in etwas ver-

änderter Form, einst dem Schreiber ihres Nekrologs zur Benutzung gab. Ich lasse sie hier wörtlich folgen:

„Deine Mutter konnte mit Fug und Recht eine der ersten Schauspielerinnen in Deutschland genannt werden, denn eine Künstlerin, die zu gleicher Zeit mit den Sternen erster Größe wetteiferte, hat doch wohl hohe Rechte, in den Annalen deutscher Kunst einen Kranz zu tragen. Sophie Schröder, Julie Löwe, Sophie Müller, Stich-Crelinger leisteten in ihrem Fach nicht mehr als Deine Mutter. Ich habe von ihr Rollen gesehen, die mir unvergeßlich sind, und die ich so niemals wiedersah. Ihre schöne Gestalt, ihre ausdrucksvolle Mimik, ihr weiches, klangvolles Organ, ihre Wahrheit und Lebensfrische und ihr echt künstlerisches Studium, machten sie unbedingt zu einer seltenen Bühnenerscheinung; dazu kam nun noch, was der Verstand nicht hervorbringt, was nicht geschaffen werden kann, was von der Natur gegeben sein muß, — die süße Regung der Seele — Gefühl! Darum war sie auch in allen Rollen, die eben Gefühl bedingen, unnachahmlich. Ich erinnere mich, daß der damalige Director des Prager Theaters, Carl Liebich, der größte Schauspieler, den ich gesehen (und ich sah Iffland, Ludwig Schröder, Ludwig Devrient, Carl Seydelmann) Deiner Mutter nach der Maria Stuart einen Kranz reichte und erklärte, sie sei die Erste, die ihn in dieser Rolle vollkommen

befriedigt hätte. Kurz, der Ruhm Deiner Mutter war ein bewährter, gerechter, und zu ihrer Zeit war es nicht so leicht, wie jetzt, durch Schleichwege vierspännig zu fahren."

Wie oben gesagt, ging also unsere Mutter auf Wunsch meiner Schwester vom Theater ab. Mein Schwager war damals Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M. — man sprach aber schon lange von seiner Versetzung. Der Gedanke, daß er an einen Ort versetzt werden könnte, an welchem möglicher Weise meine Mutter engagirt, hatte für beide Theile etwas Peinliches. Ein solches Verhältniß wäre, meiner Ansicht nach, auch kaum möglich gewesen. Eine Gesandtin im ersten Rang, während sich unten auf der Bühne ihre Mutter vielleicht in einer undankbaren Nebenrolle, an denen das alte Fach so reich, dem liebloſen Urtheil des Publikums auszusetzen gezwungen ist, war eine Unmöglichkeit. So gab unsere Mutter ihre Carrière auf und widmete sich allein meiner Er- und Verziehung.

Wenn ich auch nicht oft ins Theater gehen durfte, ein Puppentheater als Weihnachtsgabe von einer wohlwollenden Freundin anzunehmen wurde mir gestattet. Frau Mitterwurzer war es, die durch diese Gabe jenes Weihnachtsfest zu einem der schönsten für mich machte. Ich führte ganze Stücke auf, sprach alle Rollen des Stückes, das ich natürlich kürzte, selbst und dirigirte mein hölzernes Personal mit eigenen Händen. Mein

Publikum bestand aus Schulkameraden, denen sich ein kleiner Kreis von Erwachsenen anschloß: Freundinnen meiner Mutter, denen ich die Pistole auf die Brust setzte und durch fortwährendes Quälen zu diesen Genüssen zwang, in Wahrheit aber überzeugt, daß man seine Zeit nicht edler verwerthen könne, als durch Besuch meines Theaters. Auf einen großen Tisch wurden Stühle gesetzt, und dies bildete die Hauptloge. Die Ballustrade war ein Plättbrett mit Tischdecken behängt, auf welches die Besucher der halsbrechenden Loge ihre Arbeitskörbchen stellten. Marie Bayer, jetzt Frau Bayer-Bürck, welche mit uns in einem Hause wohnte, und Frau Meyer, Darstellerin älterer Rollen am Hoftheater, waren die Haupt-Opferlämmer, welche dies Vergnügen am häufigsten gelitten, diesen Genuß fast jedes Mal ausgestanden haben.

Mein Puppentheater war aber das stolzeste, das ich je vorher oder nachher gesehen. Es war so schön, daß ich mich als sechzehnjähriger Mensch nicht von ihm trennen konnte und oft noch damit spielte. Decorationsmaler Teubner malte nach meinen Angaben meine kleinen Decorationen, die Künstler holte ich von Nürnberg durch Vermittlung meines Theateragenten: des Spielwaarenhändlers Wischke, der auch die Ausstattung meiner modernen Zimmer schachtelweise lieferte. Im Käthchen von Heilbronn stand meine (auf Blech gemalte) Burg wirklich in hellen Flammen — glühende Kohlen lagen auf der mit Blech bedeckten Bühne und wirkliches Wasser

kam aus den kleinen Spritzen. Diese Ausstattung verschlang Unsummen. Alles, was ich an Taschengeld erhielt, wurde meinem Theater zugewendet. Bekam ich unverhofft ein Geschenk, das zum Ankauf einer neuen Puppe hinreichte, dann war die Freude unbeschreiblich. Ich holte die Kinder der Nachbarschaft zusammen; fünfzehn bis sechzehn Mann hoch stürmten wir in die Stadt, und wenn ein Kamerad uns unterwegs begegnete, schrien wir ihm jubelnd entgegen: „Wir engagiren einen Neuen!“

Die Zimmer waren ausgestattet, daß die Dresdener Hofbühne sich die meinige hätte zum Muster nehmen können, denn das Ameublement der bekannten Nürnberger Meublesschachteln bestand in Commoden, Sophas, Spiegeln, Schränken ꝛc., während zu dieser Zeit auf der Hofbühne selbst Maria Theresia, wie einst der Dresdener Anzeiger geißelte, sich mit zwei Stühlen und zwei Tischen begnügen mußte — auf jedem Tisch eine Tyroler Decke à fünfzehn Neugroschen.

Aber die Summen, die ich für mein Kunstinstitut brauchte, konnten durch Taschengeld nicht im Entferntesten gedeckt werden. Ich mußte erwerben. Heimlich verschaffte ich mir durch dritte Hand Gelegenheit, Bücher und Rollen für das Hoftheater abzuschreiben. Nächte lang saß ich auf Kosten meiner Gesundheit und schrieb. Meine Handschrift gefiel, und ich bekam immer wieder Aufträge. Meinen Erwerb theilte ich zwischen Anschaffungen für meine Direction, mein „Unternehmen“ und

Theaterbillets zu den Vorstellungen, in denen Emil Devrient spielte. Endlich fiel mein Reichthum auf — ich mußte gestehen und bekam von da ab keine Lampe mehr. Die erste Zeit, als ich wieder Nächte durchschlief, war ich wieder trotz meines Jammers glücklich, denn Abschreiben ist eine Marter. Später fing ich es wieder einmal an und habe für meinen alten Gönner, den Schauspieler Ferdinand Heine, den Uebersetzer der Lustspiele: „Der erste Waffengang Richelieu's", „Oncle Baptiste" jedes dieser Stücke wohl siebenmal abgeschrieben.

„Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren."

Bei mir soll sich damals keine Veränderung gezeigt haben.

Da mir nun aber das Handwerk des Abschreibens gelegt war, konnte ich mein Inventarium nur langsam vermehren. Das that nicht viel, denn es war stolz und stattlich genug. Wo aber das Geld für die Vorstellungen im Hoftheater hernehmen? Die Darstellung eines neuen Stückes, in welchem Emil Devrient spielte, zu versäumen, war eine Qual. Ihn nur zu sehen, war Seligkeit. Alle freien Stunden benutzte ich, ihm in den Weg zu laufen. Wenn er mich einmal ansprach, erröthete ich wie ein Mädchen, stotterte etwas unglaublich Dummes und ärgerte mich später über meine Schüchternheit. In den Stücken, in denen er auftrat, waren eigentlich nur seine Scenen für mich da. Fieberhaft erwartete ich

ſein Erſcheinen. — Und nun war die Geldquelle, der ich dieſe Genüſſe dankte, verſiegt. Da verfiel ich auf eine herrliche Idee. Ich hatte gehört, daß die Schauſpieler ſich ihre Garderobe durch Dienſtboten zwei Stunden vor Beginn der Vorſtellung in's Theater tragen ließen, und daß dieſe Dienſtboten oft während der Vorſtellung auf dem ſogenannten Schnürboden verweilten, um von dort ihre Herrſchaft zu bewundern.

Ich machte mir ein Packet aus Wäſche, Stiefel ꝛc. zuſammen, ging damit durch die Pforte, welche auf die Bühne führte, nannte dem Portier den Namen eines Mitgliedes, indem ich auf mein Packet zeigte und ſchlüpfte über die Bühne auf den Schnürboden.

Von dort ſah ich meine Lieblingsſtücke und Lieblingsſchauſpieler aus der Vogelperſpective, und glaube kaum, daß Dresden in ſeinen Mauern zwiſchen ſechs und neun Uhr Abends ein glücklicheres Geſchöpf gehabt, als mich.

Lange ging der Krug zum Waſſer, ehe er brach. Eines Abends kam ich mit dem wirklichen Dienſtboten des betreffenden Schauſpielers — ich hatte an dem Abend den Namen „Kriete“ genannt — zuſammen, und der Portier, Hauswald, glaube ich, hieß der Cerberus, entdeckte den Betrug. Furchtbarer Scandal, und die Bewohner des italieniſchen Dörfchens, in welchem Stadttheil das Theater lag, ſahen alsbald durch die Thür einen Knaben fliegen, dem nach kurzer Pauſe ein Packet folgte. — Das war der Lohn wahrer Kunſtbegeiſterung!!

Eines Abends — (zu den Stunden, in denen ich bei Freunden sein sollte, strich ich statt dessen ums Theater herum) — kam Wilhelmine Schröder-Devrient. Ich bettelte sie sofort an, mich mit auf die Bühne zu nehmen. „Kerl," rief sie, „ich habe Deiner Mutter oft gesagt, sie soll Dir doch das Theater nicht verbieten, es wird doch ein Comödiant aus Dir! Komm mit!"

An ihrer Hand schritt ich nun triumphirend an dem brummenden Cerberus vorbei, der mich kurze Zeit vorher an den „äußeren Aether" befördert hatte, und der mich wohl wieder erkannte. Aber gegen die Schröder-Devrient wagte er nicht anzumurren. Das wiederholte sich nun oft, und „Madame Devrient" hatte in meinem Herzen einen der ersten Plätze. Ich war damals ein Knabe — viele, viele Jahre liegen, leider, dazwischen, aber Alles steht so klar vor mir, als wäre es gestern geschehen, weit klarer, als Vieles, das ich in jüngstvergangener Zeit erlebte, und das mir oft wie ein Traum erscheint.

Meine Mutter lebte still und zurückgezogen. Große Gesellschaften zu geben erlaubten ihr ihre Mittel nicht, aber sie sah hin und wieder einen Kreis von Bekannten bei sich. Zu unseren Hausfreunden gehörte die Schröder-Devrient nicht, aber sie hatte aus früherer Zeit noch eine große Anhänglichkeit für meine Mutter, und sprach oft auf eine halbe Stunde — sie wohnte ebenfalls im italienischen Dörfchen — zu uns herein und plauderte. Sie kam auch Abends, wenn wir sogenannte

„Gesellschaft" hatten, was allerdings selten vorkam. Ich sehe sie heute noch vor mir, wie sie mit der Gesellschaft verkehrte, wie sie die Leute zu nehmen wußte. Waren vornehme Personen bei uns, die vielleicht aus Anlaß einer Durchreise eingeladen wurden, oder sich selbst einluden, dann erschien sie als Weltdame in prachtvollen Gewändern — waren einfache Leute da, wie z. B. eines Abends meine Lehrer, was sie zufällig wußte, dann erschien sie im einfach weißen Kleide. Ihre Conversation richtete sie haarscharf nach den Anwesenden, und ich habe keinen Abend erlebt, an dem nicht die ganze Gesellschaft, Jung und Alt, vom Wesen der Frau hingerissen und bezaubert, das Haus verließ.

In diese Zeit fiel ein Besuch ihrer Mutter, der berühmten Tragödin Sophie Schröder. Ein Fußleiden fesselt sie ans Haus. Sympathie war das einzige Mittel, auf das sie noch hoffte und ich war dazu ausersehen, den Fuß zu „besprechen." Ich war stolz darauf, denn nach den Regeln der Sympathie durfte kein weibliches Wesen diesen Dienst leisten — es mußte ein „Mann" sein. So oft meine Function vorüber, kam Wilhelmine Schröder-Devrient in's Zimmer ihrer Mutter, um mich in's Theater abzuholen, oder wenn sie Gesellschaft hatte, in ihren Solon zu führen, wo ich an verschiedenen Spielen Theil nehmen durfte, oder wo sie Allotria mit mir trieb. Ich vergötterte die Frau, bis ein verhängnißvoller Moment diese Freundschaft für immer

zerriß. In Gegenwart von vielleicht zwanzig Menschen jagte sie sich mit mir, wie ein Kind, erwischte mich und warf mich zu Boden, den Besiegten dann auf alle mögliche Weise maltraitirend. Ich schrie vor Lachen und riß dabei den Mund auf. Plötzlich wird sie ernst. „Steh auf! — Mach's Maul auf!“ Ich that's! Mit Stentorstimme rief sie: „Kerl, Du hast Dir ja heute die Zähne nicht geputzt!“ Blutroth stotterte ich etwas vom Gegentheil, und verließ kurze Zeit darauf das Local. Niemals kam ich wieder!! Jedenfalls war die Beschuldigung gerechtfertigt, denn sonst hätte ich sie nicht so übel genommen. Ich war weder durch Bitten, noch durch Drohungen jemals wieder in das Haus zu bringen.

Später traf ich sie hin und wieder im Hause meines Jugendgespielen Wilhelm Heine*), mit dessen Eltern sie sehr befreundet war. Lieb und gut blieb sie immer gegen mich, aber ich konnte ihr die Blamage nicht vergessen und mein Gesicht wurde noch nach Jahren roth, wenn ich an die Scene dachte.

Mit der Zeit war ich nun vierzehn Jahre alt ge-

*) Sohn des bekannten, schon erwähnten Schauspielers Ferdinand Heine. Mein Jugendgespiele ging später nach Amerika, diente dort als General im letzten Kriege und hat sich durch seine Werke über Japan, wie durch Vorlesungen über denselben Gegenstand in fast allen deutschen Städten einen ehrenvollen Namen erworben.

worden und mußte daran denken einen Beruf zu wählen.

„Ich will Schauspieler werden!"

„Aber um Gotteswillen, mit vierzehn Jahren kannst du doch nicht Schauspieler werden. Du mußt jetzt einen bestimmten Beruf ergreifen. Bist du zwanzig Jahr alt, kannst du den Versuch der Bühne wagen. Stellt sich dann möglicher Weise Talentlosigkeit heraus, so trittst du in deine frühere Carrière zurück!"

Das leuchtete mir ein.

„Was soll ich werden?"

Militair war nicht wünschenswerth, da bereits zwei Brüder Officiere. Juristische Carrière — Architekt? Kurz und bündig entschied ich: „Einem Schauspieler kommt Literaturkenntniß zu statten — Buchhändler werde ich!"

Es wurde mir begreiflich gemacht, daß ich mich ohne Vermögen ja niemals etabliren könne. „Ja, wer denkt denn an's Etabliren; wenn ich ausgelernt habe, werde ich Schauspieler!"

Wiederum wurde alles versucht, mich von dem Gedanken abzubringen, und mir nun die Schattenseiten des Theaters geschildert. Einen begeisterten Knaben, der für das Theater schwärmte, der täglich Zeuge der Triumphe einer Schröder-Devrient, einer Caroline Bauer, eines Emil Devrient, Tichatscheck ꝛc. und noch dazu der Bruder einer der gefeiertsten Künstlerinnen war, vom Theater abzubringen, war eine schwere Aufgabe.

Sie wurde auch nicht gelöst!

Die Ehren, die meiner Schwester Henriette zu Theil wurden, hatte vorher kein Künstler erlebt, wird nachher nie wieder Jemand erleben. Und Gott sei Dank, daß dem so ist. Die Welt hat Wichtigeres zu thun, als ihr ganzes Interesse ausschließlich dem Theater und seinen hervorragenden Mitgliedern zuzuwenden. Das heißt, sie darf sich heute mit Wichtigerem beschäftigen. Daß man einer Sängerin die Pferde ausspannt, und, ganz passend, selbst an die Stelle dieser Thiere tritt, kommt wohl noch vor, aber daß man einen königlichen Extrapostwagen in den Fluß wirft, nachdem die Gefeierte ausgestiegen, weil „kein Sterblicher mehr würdig, den Wagen zu benutzen", wie meiner Schwester in Göttingen geschehen, das kommt, Gott sei Dank, nicht mehr vor, und den Thätern dieser That, die jetzt in hohen Stellungen in Hannover leben, kommt die Erinnerung wohl heute selbst wie ein Traum vor. Und den Bruder solch in den Himmel gehobener Schwester wollte man mit Redensarten von „schrecklichem Beruf", „dornenvoller Laufbahn" von der Verwirklichung seines höchsten Zieles abbringen!

Zum Buchhändler erhielt ich keine Zustimmung und mußte gegen meinen Willen die polytechnische Anstalt besuchen. Ich war unglücklich, und beschloß, der Sache bald abzuhelfen. Durch Riesenfleiß errang ich die Zufriedenheit meiner Lehrer. Nachdem ich diesen nun

Talent gezeigt, und so gewissermaßen meiner Eitelkeit genügt, trat ich nochmals vor meine Mutter und bat flehentlich: „Gieb mich zum Buchhändler, ich bin mit zu großem Widerwillen auf der Anstalt, — ich bin unglücklich.“ Alle Bitten halfen nichts. „Nun denn, so will ich mich auf andere Weise frei machen — ich werde es durch Faulheit dahin zu bringen suchen, daß man mich ausstößt.“ Ich hielt Wort. Nach mehreren Androhungen wurde ich endlich vom Director Francke ausgestoßen. Nach Jahren traf ich Francke als Director des Polytechnicums in Hannover. Wir waren beide Mitglieder des Künstlervereins, und als ich ihm in einer Plauderstunde den wahren Grund meiner damaligen Faulheit sagte, lachte er herzlich und freute sich, daß ich diese Faulheit „auf anderem Gebiete nicht fortgesetzt hatte.“

Ich kam nun zu H. M. Gottschalck in die Lehre. Ich glaube, daß jedes gute Kind seine Eltern von Herzen liebt, und ihnen so viel Freude zu machen sucht, als möglich, aber mehr, als meine Mutter von ihren Kindern, ist gewiß nie eine Mutter geliebt worden. Ihr den Kummer machen zu müssen, brach mir fast das Herz, aber mich sechs Jahre den Vorstudien eines Berufs zu widmen, den ich nicht ergreifen wollte, der mir zuwider war — das konnte ich nicht. Jetzt, als Buchhändlerlehrling, trocknete ich durch Fleiß und gutes Betragen die Thränen, die sie um mich geweint, und ich

kann wohl ſagen, daß ich ihr nur Freude gemacht habe, denn mein Prinzipal war ſo mit mir zufrieden, daß er mir einen Theil der Lehrzeit erließ und ſchon im dritten Jahre freiwillig Gehalt gab.

Die Arbeiten, welche ich aufbekam, erledigte ich ſofort und fing in freien Stunden wieder das alte Metier des Abſchreibens an. Aber nicht mehr für Andere — für mich ſelbſt. Mortimer, Max Piccolomini, Rubenz ꝛc. wurden fein ſäuberlich abgeſchrieben und auswendig gelernt.

Um Geld für Theaterbillets zu erringen, kam ich auf eine neue Idee — ich fing an zu ſchriftſtellern.

Dieſen und jenen Aufſatz fabricirte ich und es gelang mir, ihn in Zeitungen einzuſchmuggeln. Stoff holte ich mir in der Conditorei von Orlandi. Dort nämlich verkehrte zur Nachmittagsſtunde eine kleine Stammgeſellſchaft, deren Seele Hofſchauſpieler Porth war. Mein Geſchäftslocal war zwei Schritt davon, und ich flitzte heimlich Nachmittags hinüber, meine Taſſe Kaffee zu trinken. Dort ſetzte ich mich in eine Ecke und ſchnappte auf. Auf die Idee zu ſchriftſtellern kam ich durch folgende Erzählung von Porth. In Dresden war früher ein Heldenſpieler Weymar engagirt, der mit Porth und dem damaligen Theatermaler Arrigoni ſehr befreundet war. Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelſtab" war Repertoirſtück geweſen und Weymar hatte in dieſem Stück einen Pelz getragen. So oft Weymar applaudirt wurde, ſagten

Porth und Arrigoni: „Der Applaus kommt von dem Kürſchner, bei welchem der Pelz geliehen iſt — wenn das Stück gefällt, wird es oft gegeben und der Kürſchner verwerthet ſeinen Pelz!“ Weymar ſah ſie mit Verachtung an und ging ſtolz vorüber. Dieſer Scherz wiederholte ſich in jeder Vorſtellung und zu Weymars Geburtstag malte Arrigoni die ganze Figur des Künſtlers im Pelz, und zwar ziemlich groß; zu Weymars Füßen, ganz klein, Porth als Gärtner Balzer, dem ſtolz herabſchauenden Künſtler einen Lorbeerkranz hinaufreichend. Weymar freute ſich außerordentlich über das Bild und hing es über einen Schrank, auf welchem Taſſen, Becher, Gläſer und andere Zierathen ſtanden. Während dieſelbe Geſellſchaft am nächſten Geburtstage jubelnd beiſammen ſitzt und das Wohl des Geburtstagskindes ausbringt, fällt, ohne die geringſte äußere Veranlaſſung, das Bild von der Wand auf den Schrank, von dort nach vorn über, beſchädigt, wie durch Zauberei, keinen der gebrechlichen Gegenſtände, fällt auf eine eckige Stuhllehne und reißt mitten durch; der Riß geht, wie abgemeſſen, vom Kopf bis zum Fuß, ſo daß er die ganze Figur Weymars zerſchneidet. Weymar wird ernſt, hält das Bild ſtumm in der Hand und endet die minutenlange peinliche Pauſe mit den Worten: „Das iſt mein letzter Geburtstag!“

Er hatte wahr prophezeit — er ſtarb im ſelben Jahre.

Dieſe Geſchichte erzählte Porth und ich ſchrieb ſie,

noch unter dem Eindruck des lebendigen Vortrages, in Form einer Novellette nieder. Das Stück kannte ich nicht. Ich las es rasch durch, fand aber nicht heraus, in welchem Act Weymar einen Pelz gebraucht haben konnte, da ich gänzlich übersah, daß sämmtliche Acte des Stückes im Winter spielten und nur das Nachspiel im Sommer. Den zweiten Titel von Lorbeerbaum und Bettelstab: „Drei Winter eines deutschen Dichters" hatte ich ebenfalls übersehen. Ich half mir, indem ich eine blödsinnige Phrase ungefähr der Art anbrachte: „Weymar, der im Nachspiel als wahnsinniger Bettler, nothdürftig mit einem alten zerrissenen Pelz bekleidet, die Augen Aller zu Thränen rührte — 2c. 2c." Jetzt war der Pelz gerechtfertigt.

Ich schickte meine Novelle ein, bekam nach vierzehn Tagen das Honorar und zugleich die Nummer, in welcher mein Werk abgedruckt, mit der Bitte, mehr dergleichen zu senden. Ich traute meinen Augen kaum, als ich meine Schmiererei, die ich damals übrigens wunderschön fand, gedruckt sah. Der Name der Zeitung ist mir entfallen — der des Redacteurs im Gedächniß geblieben: Koffka. Ich konnte mich vor Freude gar nicht fassen, und gerieth in einen wahren Taumel, als ich auch noch am selben Tage von meiner ersten Liebe, die ich schüchtern und schmachtend verehrte, den ersten Kuß bekam. „Was kostet Europa?" hätte ich an dem Tage gefragt, wäre nicht bald eine herbe Ernüchterung erfolgt.

Die Bücher für unſer Geſchäft wurden bei einem Buchbinder Namens Grote gebunden, einem gemüthlichen prächtigen Frankfurter. Beſagter Grote war ein Theaternarr, der von nichts ſprach als vom Theater, ſogar Theaterzeitungen hielt, keine erſte Vorſtellung eines Stückes verſäumte, und, wie ich nachträglich erſt zu ſchätzen vermochte, ein außerordentlich geſundes Urtheil beſaß.

Die Bücher, welche bei ihm gebunden werden ſollten, überließ ich nicht dem Markthelfer, ich brachte ſie ſelbſt hin und verplauderte dabei regelmäßig ein Stündchen, wohl auch eine Stunde, die beſſer dem Geſchäft gehört hätte. Heute konnte ich den Augenblick nicht erwarten. Mir war bekannt, daß er die bewußte Zeitung hielt, ich wollte ſein Entzücken über meinen Aufſatz in voller Friſche genießen, und wenn er ausgeraſt hatte, ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit die beſeligende Kunde in's Ohr flüſtern, daß er das Glück habe, den bedeutenden Schriftſteller ſeinen Freund zu nennen.

Mit klopfendem Herzen, wie das Geſpräch wohl auf die Zeitung zu bringen ſei, trät ich ein. Der brave Frankfurter kam meinen Wünſchen zu Hülfe, indem er mir ſchon unter der Thür in großer Aufregung entgegenrief: „Gut, daß Se komme! Sage Se, habe Se de Ufſatz geleſe von Weymar?“ Entzückt über dieſes Intereſſe antwortete ich ſtolz: „„Ja gewiß!““ „Gott verdamme mich,“ rief er, „wenn ich nur rauskriege

könnt', was für e Rindvieh das Ding geschriebe hat? Es stande nur die Anfangsbuchstabe dran." — Ich stammelte: „„Weshalb?"" —

„Nu, Weymar hat doch den Chevalier gespielt, und im dritten Act kommt er mit dem Pelz, und dös dumm Os schreibt, daß er den Dichter gespielt hätt! Den spielt doch Emil Devrient. Ich schreib an die Redaction, wie se solchen Unsinn drucke könnt! " — —

Alle meine Ueberredungskunst bot ich auf, ihn von diesem Schritt zurück zu halten, was mir endlich gelang, indem ich ihn überzeugte, daß die Schreiberei eines solchen „Esels" den Spectakel nicht werth wäre. Diese Aeußerung kam mir aus voller Ueberzeugung und auf meinem Zimmer, ganz allein zwischen vier Wänden, machte ich dem „Esel" begreiflich, daß er in Zukunft seine langen Ohren etwas mehr aufthun möchte, wenn er Erzählungen zu dem Zweck anhöre, um sie niederzuschreiben.

Wenige Tage nachher wurde mein Kummer durch die Aussicht auf eine große Freude verwischt.

Zu meinen Lieblingsschriftstellern gehörte damals Schiller, Göthe und Shakespeare in strenger Auswahl; ohne jegliche Einschränkung jedoch Charlotte Birch-Pfeiffer. Ich hatte Alles von ihr gelesen, was bis dahin gedruckt war, und der Tag, an welchem alljährlich im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" von Gubitz ein Birch-Pfeifferisches Stück erschien, war mir ein Festtag. Plötzlich

hieß es: Charlotte Birch-Pfeiffer werde in Dresden gastiren. Die Verfasserin von „Hinko der Freiknecht," — „Glöckner von Notredame," — „Pfefferröfel" von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sie persönlich kennen zu lernen, versetzte mich in Extase. Am Tage vor ihrer ersten Vorstellung besuchte sie meine Mutter — ich war nicht zu Hause. Tags darauf war ihre erste Rolle: Isabella in der „Braut von Messina." Meine Mutter war leider durch Unwohlsein, ich durch Ausnahmsarbeiten im Geschäft verhindert, das Theater zu besuchen. Am andern Morgen sehnte ich mich, Jemand über den Erfolg zu sprechen. Da kommt in frühester Frühe ein Brief, ungefähr lautend:

„Liebe Sontag!

Ich bin gestern furchtbar durchgefallen — zum ersten Male in meinem Leben. Ich bin verstimmt und gänzlich unfähig, mit fremden Menschen zu verkehren. Ich lade mich heute Mittag bei Euch ein — los werdet Ihr mich vor Abends 10 Uhr auf keinen Fall.

Charlotte Birch-Pfeiffer."

Es war ein trauriger Mittag. Sie konnte den Mißerfolg nicht überwinden und hielt ihre Thränen nicht zurück. Meine Mutter suchte Alles hervor, um sie zu trösten, war aber doch von dem Schmerz, der sich sehr laut und kräftig äußerte, ergriffen. Ich heulte wie ein treuer Schloßhund mit, und wenn uns ein talentvoller

Luſtſpieldichter belauſcht hätte, wir wären zu einer himmliſchen Scene zu verwerthen geweſen.

Wehmüthig nahm ich nach Tiſche Abſchied, ging in mein Geſchäft und wurde auf Bitten heute Abend ein paar Stunden früher entlaſſen. Als ich heim kam, hatte ſich die Scene verändert. Unſer Gaſt hatte ſeinen Kummer vergeſſen, war ausgelaſſen vergnügt, und riß durch ſeine ſprudelnde Laune und Friſche der Erzählung intereſſanter Erlebniſſe uns der Art hin, daß wir unſeren Augen nicht trauen wollten, als die Uhr die Mitternachtsſtunde verkündete. — Viel hat die arme Frau von mir gelitten an dem Abend; mit tauſend Fragen habe ich ſie gemartert: wieviel Stücke ſie geſchrieben, wie ſie auf die verſchiedenen Stoffe gekommen, was ſie jetzt unter der Feder habe. Mit himmliſcher Geduld unterzog ſie ſich dieſen Quälereien des „Fragamts", wie meine Mutter mich an dem Abend nannte, und erzählte mir ausführlich, wie ſie in peinlicher Verlegenheit um einen Stoff durchaus keinen finden konnte, wie ſie in der Nacht von Esmeralda geträumt, wie ſie aufgewacht, Licht angezündet, und in derſelben Nacht das Vorſpiel zum „Glöckner von Notredame" geſchrieben u. ſ. w. Ich war ganz verdreht vor Seligkeit. Um halb ein Uhr ging ſie. An der Thür noch einmal Rückerinnerung an den Mißerfolg und tiefe Wehmuth. Nochmaliger Troſt meiner Mutter: „Es iſt hier ohnedies ein ſehr kaltes Publikum, aber der Mangel an Applaus liegt gewiß daran, daß Niemand

die Courage hatte, anzufangen. Ich bin überzeugt, die Anderen wären dem Ersten gefolgt.“ Pause. Plötzlich packt mich die Birch bei den Schultern, sieht mir starr in's Auge und sagt bedeutungsvoll: „Willst Du morgen mein Erster sein? Ich schicke Dir ein Billet!“

„„Ja, ja, ja!““

Ich war der Erste im Theater, der Erste mit meinen Händen. Ihre zweite Gastrolle war die Landräthin Durlach in Kotzebue's „Stricknadeln“. Ich applaudirte immerfort. Alles folgte. Nach jedem Act Hervorruf. Ihr Spiel war nicht fein, — aber saftig, frisch, voll Leben, und da man die beliebte Schriftstellerin für ihr Fiasco — das übrigens gerechtfertigt war, denn nach Aller Zeugniß war die Isabella eine unglückliche Leistung gewesen — entschädigen wollte, stimmte man freudig in den Beifall ein. Ihre dritte Rolle war die Generalin in ihrem eigenen Stück: „Mutter und Sohn.“ Das Stück war neu. Eine wundervolle Aufführung, die wohl an keinem andern Theater zu übertreffen war. Emil Devrient — Bruno, Caroline Bauer — Franziska, Marie Bayer — Selma. Alle Nebenrollen durch erste Schauspieler besetzt. Porth — Pfarrer, Quanter — Palm — Winger — Amtmann — Kramer — Stromer. Nur die Rolle des „Stephan“ war nicht in gleichen Händen. Gerstorfer hatte sie erhalten, ein geborener Baier, der neben ungewöhnlich stattlicher Erscheinung und liebenswürdigen Ge-

sichtszügen leider eine mangelhafte, schwerfällige Sprechweise hatte, überhaupt nicht zu den Begabten gehörte.

Als man der Verfasserin Bedauern über die Besetzung der wichtigen Rolle aussprach, äußerte sie: „Das Stück ist ja erst in einigen Tagen, bis dahin treib' ich ihm die Knödel aus dem Mund'!" Und so geschah's. Die wenigen Studien, die er mit seiner Landsmännin machte, und die eine ganz vortreffliche Leistung zu Tage förderten, ebenbürtig den anderen, gaben den Beweis, daß Gerstorfer Talent genug gehabt hätte, sich durch Fleiß, wenn auch nicht zu erster, so doch zu einer höheren Stellung hinaufzuschwingen, als er sie damals einnahm, während sein Pflegma ihn Schritt vor Schritt hinabsteigen ließ, wenngleich er später sich wenigstens eine Regiestellung zu sichern verstand.

„Mutter und Sohn" machte Furore, und Charlotte Birch-Pfeiffer hatte die Genugthuung, daß sie, um mehrere Wiederholungen des Stückes zu ermöglichen, ihr Gastspiel verlängern mußte.

Am ersten Abend wurde nach dem ersten Act — er bietet keinen Anhalt zu großem Beifall — nur applaudirt, nach dem zweiten Act gerufen, sogar zweimal, wie nach den späteren Acten auch. Bei der Wiederholung des Stückes war ich nicht im Theater; es fiel nach dem zweiten Act nur ein Applaus. „Morgen gehst Du aber hinein," sagte meine Gönnerin, „es muß am letzten Abend nach dem Act gerufen werden." Ich konnte erst

um sieben Uhr aus dem Geschäft und raste in's Theater; eben fiel der Vorhang, ich paukte schon unter der Parterrethür drauf los — der Hervorruf kam zu Stande. Die Birch hat mir das niemals vergessen — nach Jahren noch, wenn wir zusammen kamen, nannte sie mich ihren „Claqueur". Ihre Tochter Minna — Frau von Hillern — hat ein reizendes kleines Stückchen geschrieben, dessen Hauptperson ein alter Claqueur aus Kunstbegeisterung ist. Das Stückchen ist, wie an vielen Theatern, so auch in Hannover Repertoirstück. Ich bin noch an keinem Abend als Graf Morenny aufgetreten, ohne daß ich der vergegangenen Zeit gedacht hätte.

Beim Abschied sagte mir die Birch: „Soll ich Dir die Stücke schicken, die ich schreibe?" Ich traute meinen Ohren kaum, und wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Ich werde Dir schicken, was ich von alten Stücken noch habe, und jedes neue sende ich Dir sofort nach seinem Erscheinen."

Ich war ob des erschütternden Ereignisses wie vor den Kopf geschlagen. Daß man ein Versprechen nicht halten könne, war mir damals so undenklich wie heute; aber wird Charlotte Birch-Pfeiffer des dummen Bengels in der Ferne gedenken? Wird sie Wort halten?

Und wie hielt sie Wort!

Von dem Tage erhielt ich — manchmal mit einem Brief, meistens unter Kreuzband — bis zu ihrem Tode, ihre Stücke gleich nach dem Erscheinen derselben. Sie

verfolgte meine Laufbahn und in Dresden, Wien, Schwerin, Hannover — sowie ich von einem neuen Stück der Birch hörte, brachte es mir bald darauf die Post. Jede Reise durch Berlin benutzte ich, die Birch zu sehen. Immer nahm sie mich an; manchmal warf sie mich wegen zu großer Beschäftigung wieder hinaus — aber sprechen ließ sie sich immer. Sie ist mir freundschaftlich gesinnt geblieben und meine herzliche Zuneigung ist mit den Jahren nur gestiegen. Als ich später in den sechsziger Jahren mit Pauline Ulrich in Berlin gastirte, schrieb sie uns: „Kommt Ihr denn gar nicht einmal zu einer alten Frau nach Charlottenburg? Ich habe ein neues Stück mit schönen Rollen für Euch, namentlich für Pauline!“ Den ersten freien Tag brachten wir bei ihr zu. Das versprochene Stück hieß: „Die Frau in Weiß.“ Sie wollte es uns vorlesen, kam aber so in's Plaudern, daß der Nachmittag verging, und sie uns das Buch mitgab. „Lest' es selbst.“ Pauline Ulrich hat später viel Glück mit der Rolle gemacht — ich bin nie dazu gekommen, den mir darin zugedachten Grafen Fosco zu spielen. Das Stück gehört zu ihren schwächsten, aber zu bewundern ist doch die Kühnheit, mit welcher sie Figuren des Romans in das Stück gar nicht aufnahm, die gewiß jeder Andere zu Hauptpersonen gemacht hätte, bedeutende Scenen ganz heraus warf, kurz mit Einem Blick die Scenen packte, die wirklich dramatisch waren. Als ich dies gegen die Birch aussprach, schüttelte sie mich in ihrer

bekannten Lebhaftigkeit an der Bruſt und ſchrie mit Stentorſtimme: „Die Diagnoſe! Die Diagnoſe iſt ja mein Hauptvorzug.“ Wenn Dichter höherer Begabung in der Art der Franzoſen mit der Birch zuſammen gearbeitet hätten, es wären bedeutende Werke entſtanden. Solchem Zuſammenwirken hätten Dichter erſten Ranges möglicher Weiſe die Hand geboten, aber ſie hätte es gewiß nicht gethan. Sie brauchte Keinen! Ihre Stücke fanden die Wege allein über die Bühnen, und dieſe Wege waren doch recht oft Triumphzüge. Daß ich heute nicht mehr dieſelbe Verehrung für die Birch-Pfeiffer'ſche Muſe habe, wie als Knabe, iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß aber Eduard Devrient ihr in ſeiner „Geſchichte der Schauſpielkunſt“ einen ſo ehrenvollen Platz anweiſt, hat mich unendlich gefreut.

Denen Dichterlingen, die da in ihrem ganzen Leben vielleicht ein einziges fünfactiges unaufführbares Drama geſchrieben haben, und bei dem Namen Birch-Pfeiffer verächtlich die Achſel zucken, halte ich die Worte eines wirklichen wahren Dichters: Carl Gutzkow vor, die er einſt in Hamburg nach der Aufführung eines Birch-Pfeifferſchen Stückes ſeinen Collegen zurief: „Laſſen Sie uns doch von der Frau lernen, ſtatt über ſie zu ſchimpfen.“

Meine letzte Begegnung mit ihr war in Carlsbad. Sie war ſehr elend und mußte im Rollſtuhl gefahren werden. Wir ſahen uns täglich. Bei jeder erſten

Morgenbegegnung klagte sie — das war übrigens schon seit Jahren die Einleitung jedes Gesprächs — über ihren Zustand, namentlich über die Augen. Jetzt hatten sich noch andere Leiden dazu eingefunden und die Klagen waren sehr berechtigt. Lange hielt der Jammer nie an, und fiel ein Wort, das sich auf einen Gegenstand bezog, der sie interessirte, so lebte sie auf, und war die Alte, wie vor Jahren. Sie hatte ein neues Stück eben vollendet und erhielt nach Carlsbad die Correctur. Das Stück hieß: „Wer ist sie?" Sie gab mir die Bogen einzeln zum Lesen. In dem Stück kommt die Le Normand vor, die berühmte Kartenschlägerin. Eines Nachmittags saßen wir in der Salle de Saxe bei der Musik. Mutter Birch mit ihrer alten vieljährigen Begleiterin, Ober-Hofmarschall von Malortie aus Hannover, Baron von Schachten und meine Wenigkeit. Herr von Schachten war ein alter Bekannter der Birch, den man täglich in ihrem Hause in Carlsbad traf — der ihr in ihrer Krankheit stundenlang Gesellschaft leistete. Das Manuscript guckte aus meiner Tasche.

„Was haben Sie da Interessantes? fragte Herr von Schachten." „„Die ersten Bogen eines neuen Stückes von der Doctorin!"" So wurde Mutter Birch am häufigsten genannt. Ich zeigte die Blätter, ein Gespräch entspann sich über den Inhalt, es wurde das Erscheinen der Le Normand im Stück berührt, und bemerkt, daß sie natürlich als Betrügerin hin-

gestellt sei. Das Gesicht des Herrn von Schachten wurde ernst. „Erlauben Sie“ — lange Pause — „erlauben Sie, daß ich Ihnen von der Le Normand eine Geschichte erzähle?!

„Bitte!“

„Ah!“

„Sehr angenehm!“

„Schießen Sie los!“ rief die Birch-Pfeiffer.

Herr von Schachten erzählte, daß er während der westphälischen Zeit Page Jerome's und später Ordonnanzofficier desselben gewesen. Als die Herrlichkeit dieses „Morgen wieder Luschtig-Königs“ wie Scherr ihn nennt, zusammenbrach, trat Herr von Schachten in englisch-hannoversche Dienste und zwar in das Regiment: Cumberland-Husaren. Im Juni 1815 lag sein Regiment in und um Brüssel; er selbst wurde als Ordonnanz-Officier einem englischen General zugetheilt, dessen Name mir entfallen ist, und hatte das Glück, das Schicksal seines Regiments nicht theilen zu müssen, welches unter Obrist von Hake bei dem Weltereigniß keine beneidenswerthe Rolle gespielt hat.

Die jüngeren Officiere benutzten die freien Stunden, die ihnen der Dienst des Lagerlebens übrig ließ, um sich in Brüssel für die Strapazen desselben durch Zerstreuung zu entschädigen. Wenige Tage vor der Schlacht bei Waterloo erscheint Herr von Schachten bei

seinem Freund und Landsmann: Rittmeister Schenk von Winterstedt von Cumberland-Husaren, und fordert ihn zu einer Tour nach Brüssel auf, wo er die Absicht habe, die Kunst der berühmten Kartenschlägerin Le Normand auf die Probe zu stellen. Mit Jubel wurde der Vorschlag angenommen und die beiden jungen Officiere galopirten nach Brüssel, sich von der Begegnung mit der Le Normand das größte Amüsement versprechend.

Die berühmte Frau war bekanntlich von Napoleon I. wegen politischer Umtriebe des Landes verwiesen, und durfte nicht die geringste Hoffnung auf Amnestie hegen, da sie den Zorn des Kaisers durch Herausgabe ihrer Schrift: „Souvenirs prophétiques d'un Sibylle sur les causes de son arrestation", in welcher sie den Sturz Napoleons prophezeite, auf's Höchste gereizt hatte.

Sie lebte heiter und vergnügt in Brüssel, gar keine Amnestie begehrend, da nach ihrer festen Ueberzeugung der Rückkehr in's Vaterland nun bald kein Kaiser mehr im Wege stehen würde.

Die beiden jungen Cavaliere ließen sich melden. Herr von Schachten trat ihr mit angenommener Ehrfurcht entgegen, und stellte sich, als ob von ihrem Ausspruch wirklich sein Glück abhinge, indem er gekommen, seine Zukunft nach demselben zu regeln.

Herr von Schenk hingegen sagte offen, daß er die Sache als „Scherz" betrachte, aber längst gewünscht habe, einmal solchen „Unsinn" mitzumachen.

Der Schickſalsſpruch für Herrn von Schachten lautete: „Sie werden in wenigen Jahren Ihre militäriſche Laufbahn aufgeben, die diplomatiſche Carrière ergreifen und zu hohen Stellen gelangen.“

Bei dem jungen lebensluſtigen Officier, der nicht daran dachte, ſein Schwert an der Wand roſten zu laſſen, noch weniger aber es mit der Feder zu vertauſchen, hatte Dame Pythia durch dieſen Ausſpruch ihren Credit keineswegs erhöht.

Nun kam die Reihe an Herrn von Schenk. Nachdem die Le Normand ihm die Karten gelegt und die Linien ſeiner Hand betrachtet hatte, ſagte ſie nach einer Pauſe: „Ihre Zukunft bietet nichts Intereſſantes — aus Ihren Karten erſehe ich nichts!“

Hiernach wollte ſie ſich in ihr Zimmer zurückziehen, die Herren eben den myſtiſchen Ort verlaſſen, als Herr von Schenk, der bis dahin die Le Normand ſchon vielfach durch übermüthige Scherze und Spöttereien gereizt hatte, ihr unter der Thür nochmals für ihren „weiſen Urtheilsſpruch“ dankte. „Nun denn“, rief ſie wüthend, „wenn Sie ihn durchaus haben wollen, ſo werde ich Ihnen verkünden, was ich aus Schonung verſchweigen wollte: **„In vier Tagen ſind Sie todt!“** Nach dieſen mit Stentorſtimme und dämoniſchem Ausdruck geſprochenen Worten ſchritt ſie der Thür zu, ſich an dieſer noch einmal wendend, und im leicht hingeworfenen Tone Herrn von Schenk zurufend: „Vorher werden Sie noch heirathen.“

Wenige Tage nachher hatte die Armee die mühſelig-traurige Pflicht, die gefallenen Helden von Waterloo in ihre ſtillen Gräber zu betten, den Verwundeten zum Zweck der Pflege und Heilung an friedlichen Stätten in Brüſſel ein Aſyl zu ſuchen.

Herr von Schenk hatte einen Schuß durch den Kopf erhalten; die Aerzte ſagten aus, daß der Aermſte nur noch einige Tage zu leben habe.

Die Träger, welche den jungen, ſchönen, vor einigen Tagen noch blühenden Mann auf ihrer Bahre durch die Stadt trugen, raſteten zur Erholung einige Minuten auf dem Marktplatze.

In dem Augenblick ſchreitet eine wunderbar ſchöne und ſtattliche Dame vorüber. Ihr Blick, der voll Theilnahme über die Verwundeten dahin gleitet, bleibt auf dem edlen bleichen Angeſicht unſers Kriegers haften.

„Schaffen Sie Ihren Herrn in mein Haus, das ihm jede Pflege bieten wird. Folgen Sie mir, ich werde Sie führen.“

Der Unglückliche lebte noch einige Tage. Was nur an menſchlicher Hülfe zu leiſten, was möglicher Weiſe an Pflege zu geben, um die unendlichen Schmerzen zu mildern, bot die barmherzige Samariterin ihrem Schützling, ſich ſelbſt den Dienſten einer Magd nicht entziehend.

In überſtrömendem Dankgefühle bat und beſtürmte der Sterbende ſie, ihm doch irgend einen Weg zu zeigen,

auf welchem er einen Theil seiner unendlichen Schuld abtragen könne.

„Darf ich Ihnen denn nichts geben, kein Andenken, das Sie erfreuen könnte? — Nichts? — Gar nichts?"

„„Doch, ich nehme ein Geschenk von Ihnen an!""

„Welches? Welches? Sie machen mich glücklich! Was kann ich Ihnen geben?!"

„„**Ihren Namen!!!**""

Am Mittage desselben Tages vermählte sich Herr von Schenk mit seiner Pflegerin; noch ehe die Sonne sank, war er in den Armen seiner jungen Gemahlin verschieden.

Die Prophezeiung der Le Normand hatte sich buchstäblich erfüllt.

Und Herr von Schachten?

Im Jahre 1820 trat er in die diplomatische Carrière, die ihm Ehren jeder Art brachte und die er als hessischer Gesandter am österreichischen Hofe beschloß.

Nach einem halben Jahrhundert, im Jahre 1868, erzählte er uns dies Erlebniß, und konnte so wenig seine Erregung verbergen, daß er unsern Kreis, sobald er geendigt, verlassen mußte.

Die Birch-Pfeiffer hörte die seltsame Geschichte ruhig an, zweifelte ebenso wenig, wie wir an der Wahrheit, auch nicht als Herr von Schachten uns verlassen, — was am Ende mehr sagen wollte —

aber sie war sehr verstimmt. Wenn das Eintreffen der Prophezeiungen auch nur Zufall war, so machte Mutter Birch sich in ihrer Gutmüthigkeit doch Vorwürfe, daß sie die Le Normand als Betrügerin hingestellt — sie hätte viel darum gegeben, wenn sie im Stück eine gute Seite von ihr geschildert, und kam erst nach einigen Tagen über ihre Gewissensbisse weg.

Was mich betrifft, so habe ich mich gerade sehr gefreut, daß eine Kartenschlägerin als Betrügerin dargestellt wurde, denn als meine Schwester Henriette geboren war, ging — unbegreiflich — meine Mutter heimlich, hinter dem Rücken der ganzen Familie, zu einer Kartenschlägerin, welche also pythiaste: „Das neugeborne Kind wird so berühmt werden, daß fremde Völkerzungen von ihm reden werden; in späteren Jahren wird ein Sohn dieselbe Laufbahn ergreifen und eben so berühmt werden." Bei meiner Schwester ist's eingetroffen — wo bleib' ich? Zu ihrem Glück lebt die Frau nicht mehr — meine Rache wäre fürchterlich.

In Carlsbad erholte sich Mutter Birch, aber die kleine Besserung war von kurzer Dauer. Sie starb im selben Jahre — am 25. August 1868.

So schnell hatte wohl Niemand den Tod erwartet. Herr von Hülsen war zur selben Zeit in Carlsbad und als ich ihn bei Gelegenheit seines Besuchs in Hannover an die Carlsbader Zeit erinnerte, und von dem überraschend schnellen Ende der Freundin sprach, sagte er,

ſeine Wehmuth bekämpfend, nur die Worte: „Brave, brave Frau!“ Ja, das war ſie: brav, redlich, treu! Es thut mir leid, daß ich ihre Briefe Autographenſammlern geſchenkt, und nur noch ein einziges Andenken, ein Albumblatt, von ihr beſitze. Es lautet:

„Vergänglich iſt des Mimen Kunſt“
Der große Dichter ſagt's! — Doch was auf Erden
Iſt's nicht! Vergänglich Alles, früher, ſpäter,
Sinkt jede Größe, ſtand ſie noch ſo feſt,
Und ſelbſt des Felſen Haupt neigt ſich dem Kronos!
Doch das, was unvergänglich iſt: die Wahrheit
Lebt fort von Sohn zum Sohn, von Zeit zu Zeiten;
Und ſtößt ſie ein Geſchlecht von ſich, das andre
Empfängt mit dreimal heil'gem Jubel ſie —
Und wer in ihr lebt, der lebt unvergänglich!
Wir aber, die wir uns beſtimmt zu ſcheinen
Erringen viel, wenn wir im Innern uns
Das menſchlich Wahre unverfälſcht erhalten.

Sie, mein lieber Carl, gehören zu jenen Ausnahmen, die alſo gethan, und darum gedenkt Ihrer gern in alter Freundſchaft Ihre

Berlin, October 187. Charlotte Birch-Pfeiffer.

Doch wohin bin ich gerathen. Wenn ich vom Nachtwächter ſprechen will, gerathe ich auf den türkiſchen Kaiſer. Alſo zurück zum Nachtwächter, d. h. zu mir.

Meine Lehrzeit war zu Ende, ich trat als Gehülfe mit Erhöhung des Gehalts ein. Im Beſitze meines

Lehrbriefs war ich, der Wunſch meiner Mutter war erfüllt; ich hatte von jetzt ab nur den einen Gedanken, meinen Plan, zum Theater zu gehen, bald ins Werk zu ſetzen.

Einen Vorgeſchmack baldiger Glückſeligkeit bekam ich plötzlich durch die Aufforderung, auf einem Liebhabertheater mitzuwirken. Im Hauſe des Oberſtlieutenants Bucher von der Artillerie hatte man die Abſicht ein ſolches zu errichten. Die Tochter des Oberſtlieutenants hatte den Entſchluß gefaßt, zur Bühne zu gehen, meine Mutter hatte ihr rathend zur Seite geſtanden und nun konnte das junge Mädchen den Wunſch nicht mehr unterdrücken, ſich vor einem Publikum zu zeigen. Ihre große Jugend ließ ein Auftreten auf öffentlicher Bühne noch nicht zu, und ſo erlaubte denn der Vater, daß ſie ihre erſten Verſuche im eigenen Hauſe wage. Oberſtlieutenant Bucher war Gouverneur des Zeughauſes und die Räumlichkeiten ſeiner Dienſtwohnung geſtatteten die Ausführung des Planes. Von den überzähligen Zimmern dieſer Wohnung hatte die Familie einige abgetreten und zwar an den fünfzehnjährigen Lord Gover, welcher zur Erlernung der deutſchen Sprache ſich mit ſeinem Hofmeiſter in Dresden aufhielt. Lord Gover war der zweite oder dritte Sohn des Herzogs von Southerland; ein bildſchöner Knabe von den feinſten Formen und liebenswürdigſter Beſcheidenheit — beſcheidenſter Liebenswürdigkeit. Er brannte darauf, mitzuſpielen, ließ ſich

die Rolle Wort für Wort einſtudiren und brauchte dies „Theaterſpielen" als Mittel zum Zweck der Erlernung deutſcher Sprache. Da ſeine Jugend ihn von jeder Männerrolle ausſchloß, ſo ſpielte er Damenrollen und ſah ſo reizend aus, daß Keiner, der ihn nicht im Leben kannte, glauben wollte, daß er dem zarten Geſchlecht nicht angehöre.

Der erſte Abend war „Doctor Robin," worin die Tochter des Hauſes: Marie Bucher die Mary und ich den Garrick ſpielten. Hierauf „Erziehungsreſultate," worin erſtere die Margarethe Weſtern ſpielte, ich den Hauptmann Rheinfels verbrach. Ueber Garrick war ich ſelig. Bei einem Trödler nahmen wir die Garderobe und ich hatte denn glücklich einen rothen Sammetrock aufgefunden, über und über mit Goldſtickerei beſät. Ich ſah in mir eine himmliſche Erſcheinung und war unglücklich, daß meine Mutter mir dies Coſtüm als gänzlich unpaſſend ausreden wollte. — Ich hätte den Rock nicht gelaſſen, eher mein Leben. Als ich den Unſinn endlich einſah, verſprach ich, mich nach einem anderen Coſtüm umzuſehen, that es aber nicht. Abends kam ich mit demſelben Rock und entſchuldigte mich, es ſei kein anderer dageweſen. Die Vorſtellung verlief glücklich; — wir gefielen den Eingeladenen, die für ihr Souper wacker applaudirten, ganz enorm. Die zweite Vorſtellung war der „Pariſer Taugenichts", worin Marie Bucher den Gamin, ich den alten General Morin ſpielte. Die

Hauptſache für mich war, daß meine Mutter mir Talent nicht abſprach, ſo gern ſie es gethan hätte. Aber es wäre gegen ihrer Ueberzeugung geweſen und ein derartiges Wort kam nicht über ihre Lippen.

Marie Bucher begann ſpäter ihre Carrière an kleineren Bühnen, kam dann nach Wien und Peſt, wo ſich ein ungariſcher Graf, der Name fällt mir augenblicklich nicht ein, in das liebe, beſcheidene und hochgeachtete Mädchen verliebte, ſich mit ihr vermählte und ſie der Bühne für immer entriß. Lord Gover trat in die engliſche Armee und fand, wie ich ſpäter zu meinem Schmerz hörte, im Krimkriege den Tod.

Zu meinen Gönnern, die mich als dummen Jungen lieb gewannen und mit beſonderer Freundlichkeit meiner Leidenſchaft für das Theater entgegenkamen, gehörte ein alter Schauſpieler in Dresden, Komiker Julius Koch. Er hatte von dem goldgeſtickten Garrick gehört und ſich angeboten, mir Alles, was mein Herz in dieſer Richtuug begehrte, aus der königlichen Theatergarderobe zu ſchaffen. Zu der genannten zweiten Vorſtellung geſchah dies, wie auch für die ferneren. Koch war ein ſo eigenthümlicher Menſch, daß es der Mühe werth geweſen wäre, nach ſeinem Tode eine biographiſche Skizze von ihm zu entwerfen. Ich gab mir die Mühe und ſchrieb einen Nekrolog, ſoweit mein Gedächtniß Erzähltes und Erlebtes zuſammentragen konnte, und wollte ihn unter dem Titel: „Ein Original“ an irgend eine Zeitung einſenden. Auf

räthſelhafte Weiſe kam er mir abhanden und zweimal ſchreibt wohl kein Menſch etwas, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit dazu zwingt; iſt's doch ſchon ein Opfer für den Schreiber, ſeine Werke nochmals durchzuleſen. Hierher gehört nun eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit nicht ganz, aber ich kann es nicht unterlaſſen, doch ſo einige ſeiner kleinen Schwänke zu erzählen, welche zugleich beweiſen, welche Laune, welcher Uebermuth früher unter dem Künſtlervölkchen herrſchte, als Gegenſatz zu dem langweiligen Ton, der jetzt an den meiſten Theatern herrſcht — freilich Gott ſei Dank auch ein geſitteterer, denn was man ſich früher erlaubte, ging, dem Publikum wenigſtens gegenüber, weit über die Grenzen. Als ich Koch kennen lernte, war er ſchon ein älterer Mann, ſtets die theuer erſtandenen Haare wohlfriſirt, im Anzug ſtets à quatre épingles und trotz tauſender von Falten immer mit blühenden, rothen Wangen. Er machte gar kein Geheimniß daraus, daß nicht Mutter Natur ihm dieſe friſche Geſundheitsfarbe bis ins ſpäte Alter erhalten, denn wenn ein College ihn zufällig, wie ich es that, als ich zum Theater kam, fragte: „Wo muß ich die Schminke kaufen und zu welchem Preiſe, wie theuer iſt die Ihrige?“ ſo antwortete er ruhig: „„Ich gebe für den pot nie mehr als fünf Neugroſchen! d. h. für die Bühne; für die Straße laſſe ich ſie mir von Paris kommen, da koſtet ſie das Zehnfache.““ In ſeinem Weſen war Koch ruhig und gemeſſen, alle ironiſchen

Witzworte faſt abſichtslos zwiſchen den Zähnen murmelnd und deshalb um ſo ſchlagender wirkend. In ſeiner Jugend, in der Zeit als er in Leipzig erſter Komiker und mit zu den beliebteſten Mitgliedern der Leipziger Glanzperiode unter Küſtner zählte, einer der übermüthigſten Eulenſpiegel, die je beim Theater geweſen. Schabernack über Schabernack war ſeine Deviſe. Um ſich von der Pflicht, welche faſt Alle traf, im Chor mitzuwirken, loszumachen, kam er, da es ihm auf legale Weiſe nicht gelang, auf die abſonderlichſten Erfindungen; er und Doris Böhler, die ſpätere Gattin von Emil Devrient. Letztere hatte lange Packnadeln und ſtach ihre Mit-Chorwirkenden in andachtsvollen Momenten der Oper, ſo daß die Opfer laut aufſchrien, die Scene ſtörten und Küſtner endlich ſelbſt froh ſein mußte, den Störenfried loszuwerden. Koch triebs noch toller; alle Strafen nützten nichts und eine Probe von der Braut von Meſſina befreite Koch von ſeinem Zwangschor und Küſtner von ſeinem Quäler. Koch behauptete, ſich die Verſe, namentlich die Reime nicht merken zu können und bat um Entſchuldigung, wenn er Fehler machte. Er machte ſie! Jeden Reim brachte er falſch. Wenn der Chor würdig und ernſt recitirte:

„Sind ſie Brüder durch Blutesbande,
Sind wir Bürger und Söhne aus einem Lande,“

ſo ſpielte Koch mit großem Feuer und ſchrie die Schlußworte ſtentorartig hervor:

„Sind sie Brüder durch Blutesbande
Sind wir Bürger und Söhne aus einer Stadt!“

Küstner, der wohl wußte, daß Koch im Stande sei, solchen Frevel auch Abends in der Vorstellung zu begehen, erklärte ihn für „unwürdig“ in solchem Werke mitzuwirken.

Die Strafe des Fisches, welcher den Bürgermeister von Schilda in die Hand gebissen hatte, und zum Tode verurtheilt wurde. Man verurtheilte ihn zum Tode des Ersaufens und warf ihn in den Fluß. — — —

In Leipzig war ein sehr gewissenhafter alter Schauspieler, der, wenn ich nicht irre, Brand hieß. Dieser Künstler hatte die Gewohnheit, — ob er im ersten oder letzten Act aufzutreten hatte — anderthalb Stunden vor Anfang des Stückes in der Garderobe zu sein, beim Beginn der Ouvertüre vollständig costumirt hinter den Coulissen zu stehen und seine Rolle bis zu seinem Auftritt ununterbrochen zu repetiren. Die andere Welt war für ihn nicht da. Nicht nur, daß Koch dem stets Geistesabwesenden im Tell einen Bindfaden ums Bein band und dann, als Geßler in der Mitte der Bühne ankommt, plötzlich an dem Bindfaden zieht und Geßler einen Augenblick zwingt, auf einem Bein zu stehen — nein, er ruft im dritten Act von Minna von Barnhelm seinem Freunde Riccaut zu: „Du kommst — Dein Stichwort ist gefallen! Schnell, schnell!“ Und schnell, schnell wirft der Erschrockene seine Rolle bei Seite und stürzt, in der

Meinung, es ſei ſchon eine Pauſe der Erwartung, auf die Bühne. Riccaut kommt aber bekanntlich erſt im vierten Acte. — Das verwunderte Geſicht der Mitſpieler, die ganz andere ſind, als Riccaut ſie für ſeine Scene brauchen kann, die anderen Decorationen klären den Armen über den ſchlechten Scherz ſeines Collegen auf und unter Heiterkeit des Publikums muß er ſich unverrichteter Sache wieder von der Bühne entfernen, um natürlich bei ſeinem ſpäteren berechtigten Auftritt das Publikum zu abermaliger Heiterkeit an ſeinen falſchen zu erinnern.

In Magdeburg ſagt eines Tages Koch zu ſeinem Collegen Quanter: „Komm morgen zu mir, Du wirſt etwas Intereſſantes zu ſehen bekommen.“

Koch wohnte in der Straße, in welcher das erſte Hotel der Stadt lag. Quanter folgte der Aufforderung und kam. Am Tage vorher hatte Koch zu verbreiten geſucht, der Director des Braunſchweiger Hoftheaters, E. A. F. Klingemann ſei in der Stadt und habe zwei Vorſtellungen geſehen.

Bald nachdem Quanter bei Koch eingetreten, erſchien unten auf der Straße ein Mitglied des Magdeburger Stadt-Theaters im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging in das Hotel. Ein zweites Mitglied erſchien ebenfalls feierlich gekleidet, und verſchwand im Hotel; ein drittes, ein viertes, fünftes — das ganze männliche Perſonal. Bald darauf kamen die Herren

wieder heraus und hielten die Spätergekommenen ab, das Hotel zu betreten. „Was bedeutet das?“ fragte Quanter. Koch erklärte: Er hätte an jeden Einzelnen einen Brief mit verstellter Hand und Klingemann's Unterschrift gesandt, worin er den Betreffenden zu sich bestellt, um mit ihm in Engagements-Verhandlungen für Braunschweig zu treten.

Natürlich war kein Klingemann aufzutreiben. Koch war so unklug gewesen, sich nicht selbst einzuladen, ja auch Quanter nicht, und so errieth man bald, von wem es ausgegangen sein mußte. An und für sich traf ja der Scherz einige Prahler, die mit diesem Engagements-Antrag renommirten, sehr glücklich, aber Koch hat gewiß nicht daran gedacht, daß er bei manchem armen Teufel Hoffnungen auf eine bessere Zukunft erweckt hatte, und daß der Arme dann die Enttäuschung und das Verbleiben in seiner früheren Lage für den Augenblick um so schmerzlicher empfinden mußte.

Harmloser sind zwei kleine Scherze, mit denen ich das Capitel: „Koch“ schließen will. Man giebt in Magdeburg den „Erbvertrag“. Quanter spielt in allerjüngsten Jahren den Daniel. Leeres, leeres Haus — wenig Beifall. Am Schluß, nachdem sich das leere Haus ganz entleert hatte, stürzt Koch mit einigen Collegen ins Parterre. Er applaudirt mit diesen, fortwährend rufend: „Quanter, Quanter raus!“ Die oben auf der Bühne glauben, es sei das Publikum, und Quanter, der schon in

der Garderobe war, folgt nochmals dem Rufe der Ehre, ſtill bei ſich denkend: „Sieh, ein kleines, aber dankbares Publikum!“ Er kommt, gerührt, aus der Couliſſe, geht bis in die Mitte, will ſich eben vor dem jubelnden Publikum verbeugen, als er die Darbringer der Ovation erkennt. „Schafsköpfe“ ruft er von der Bühne herab und dreht ſeinen Enthuſiaſten den Rücken, die aber nicht nachlaſſen, auch dieſen Rücken noch zu bejubeln.

Als Koch in Leipzig war, wurden ſeinem Hausherrn aus irgend einem Grunde die Fenſter eingeworfen. Koch wohnt in der dritten Etage und erſcheint am andern Tage auf der Polizei, anzeigend, daß von den Steinen die dem erſten Stock gegolten, auch welche in den dritten geflogen und bittet, ihm Beamte zu ſenden, um den Thatbeſtand zu Protokoll zu nehmen. Dies geſchieht. Koch hatte einen ungeheuren Stein für ſchweren Lohn durch acht Menſchen in ſein Zimmer des dritten Stockes ſchaffen und mit einem Diamanten ein kleines Loch von der Größe eines Silbergroſchens in die Fenſterſcheibe ſchneiden laſſen. „Meine Herren, ich thue keinem Menſchen etwas — wie komme ich zu dieſen Anfeindungen? Sehen ſie dieſe Infamie! Dieſen Stein hat man mir bis in den dritten Stock durch dieſes Loch geworfen.“

Die Beamten lachten, mußten lachen, denn wenn ſie ſich auf die Beamtenhinterfüße geſtellt hätten, wären

ſie am andern Tage der Hohn und Spott der ganzen Stadt geweſen, die bei Eulenſpiegeleien immer auf Seite ihres Komikers war.

Als Schauſpieler war er, wie ſchon erwähnt, der größte Liebling des Leipziger Publikums; — in Dresden war er ebenfalls ſehr gern geſehen, aber in zweiter Stellung neben Räder. Ein Fach konnte man ihm nicht mehr auf die Schultern legen; dazu waren ſie nicht ſtark genug. Wundervolle Epiſoden lieferte er und würzte ſie durch ſchlagende Extempores, die aber nie über den Charakter der Rolle hinaus gingen. Eine unnachahmliche Rolle von ihm war Schneider Jetter im Egmont, in welcher er ſich allerdings auch ein Extempore erlaubte. Wenn Vanſen ſagt: „Ich weiß Andere, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe“

und der Zimmermeiſter ſich belehren laſſend fragt: „Was wollt Ihr damit ſagen?

ſo nahm Koch die Frage für ſich in Anſpruch und that ſie im beleidigten Tone, was ſehr komiſch wirkte. Göthe ſelbſt hatte nichts dagegen, war entzückt von der Leiſtung Koch's, und als er in Lauchſtädt nach der Vorſtellung von Egmont die Garderobe beſuchte um den Mitgliedern ſeine Anerkennung auszudrücken, und Koch hinter einer ſpaniſchen Wand nicht gleich ſah, rief er: „Aber wo iſt denn mein ſüßer, ſüßer, ſüßer Schneider?“

Wie also erwähnt, hatte ich meinen Lehrbrief; der Wunsch meiner Mutter war erfüllt, aber ich war nicht geneigt, wieder über meine Leidenschaft zum Theater lange Predigten anzuhören und hoffte auf eine günstige Gelegenheit.

Sie kam!

Mein Schwager Rossi, der als sardinischer Gesandter in Berlin lebte, war zugleich am sächsischen Hofe accreditirt. Eine diplomatische Angelegenheit führte ihn nach Dresden; bei seiner Rückkehr nahm er meine Mutter auf zwei Monate mit. Diese Gelegenheit benutzte ich, zum Intendanten, Herrn von Lüttichau, zu eilen, der mich persönlich kannte, und um Engagement beim Hoftheater zu bitten. Er war nicht abgeneigt und verlangte, daß ich ihm Vormittag auf der Bühne eine Rolle vorsprechen sollte. Ich wählte Mortimer. Nach dem zweiten Act wurde ich entlassen und Herr von Lüttichau befahl mich auf zwei Uhr in's Büreau, welches heute noch, wie damals, seltsamer Weise: „Expedition" genannt wird.

Ich wurde eingelassen und trat vor einen Tisch, an welchem außer dem Intendanten der damalige Dramaturg Carl Gutzkow mit den Regisseuren saß. Alle ernst und feierlich — ich fühlte die Guillotine schon im Nacken. Endlich begann Herr von Lüttichau seine kurze, für mich so inhaltschwere Rede: „Sie haben mir gefallen, sind aus einer talentvollen Familie, ich engagire Sie." Alle erhoben sich. „Aber da ich Sie als überzählig engagire,

so kann ich Ihnen nicht mehr als fünfundzwanzig Thaler monatlich geben. Vom 1. Januar geht Ihr Contract.“ Dabei reichte er mir die Hand. Ich stammelte: „Excellenz!“ verabreichte Jedem reiheherum einen Händedruck, trat einem Regisseur auf den Fuß und stolperte rücklings zur Thür hinaus, zugleich eine Probe der Grazie hinterlassend, welche man demnächst auf der Bühne von mir zu erwarten hatte. — Ich war wie betrunken!

Königlich sächsischer Hofschauspieler!!!

Vor Seligkeit taumelte ich in meine Buchhandlung, meinem Chef von der Erfüllung meiner Wünsche Kunde zu bringen. So ungern er mich entließ, freute sich der wohlwollende Mann herzlich über die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Nach zwei Monaten trat ich aus.

Ich konnte mich in mein Glück kaum finden — königl. sächsischer Hofschauspieler! College von Emil Devrient, Tichatscheck, Quanter, Mitterwurzer, Porth; das konnte eine Menschenbrust kaum fassen.

Unterdessen kam meine Mutter von Berlin zurück. „Wie geht es Deinem Prinzipal, Herrn Gottschalck?“ fragte sie. — „„Ausgezeichnet, aber mein Prinzipal heißt Lüttichau!““ antwortete ich. „„Wie, was? Erkläre!““

„Nun kam der ganze Handel an den Tag.“ Die sanfte Frau wollte auffahren — knieend sang ich mit melodischer Stimme: „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht zu ändern ist.“

Sie vergaß — mußte ja vergeſſen, denn es war nicht mehr zu ändern.

Am 1. Januar 1848 ging der Contract an; am 1. December glaubte ich das Zimmer voll Rollen zu haben. Nicht eine einzige zeigte ſich auch nur am fernſten Horizont. Am 25. Januar hatte ich noch nicht die geringſte Ausſicht, bald aufzutreten. Die Thür geht auf, der Theaterdiener erſcheint. Morgen „Carl XII. auf der Heimkehr.“ Hier iſt die Rolle des Ordonnanzofficiers, morgen um elf Uhr Scenenprobe.

Die Rolle hatte wenig Worte, darunter aber ein paar bedeutſame. Ich hatte mich auf eine Bedientenrolle gefaßt gemacht — es war ein Officier. Abends ſpielte ich mein kleines Röllchen zur Zufriedenheit. Der Monat Februar brachte eine zweite Rolle: Joel in Uriel Acoſta, eine Nebenrolle, die bisher von erſten Schauſpielern geſpielt war, welche die einzige Rede, aus welcher die Rolle beſtand, nicht gelernt hatten und ſtets ſtecken geblieben waren. Ich war der Erſte, dem dies nicht widerfuhr. Großes Lob des Dichters, der mir ſonſt nicht gewogen, da er der Einzige war, der gegen mein Engagement geſtimmt hatte. An den beiden erſten Tagen ging ich von Straßenecke zu Ecke und las meinen Namen voll Seligkeit an den Wänden. Der dritte Abend brachte in Sheridans Läſterſchule: „Ein Gaſt bei Carl von Oehnholm.“ Als ich den Theaterzettel mit Stolz in die Hand nehme —Entſetzen! Ich war vergeſſen! Ich war unglück-

lich, wirklich unglücklich, aber ich wollte mir nichts merken laſſen und behandelte die Sache ſcheinbar gleichgültig. Mein College — ich brauchte dieſen Ausdruck bei jeder Gelegenheit, wenn auch anfänglich mit ſchüchterner, halber Stimme — mein College Walther ſagte: „Unbegreiflich, wie einem Anfänger das gleichgültig ſein kann, auf dem Zettel vergeſſen zu ſein!“ „„Iſt ja ganz einerlei,““ heuchelte ich, und ließ mir heimlich von einem Buchdrucker die Zeile auf meinem Zettel nachdrucken. Selbſtverſtändlich wurden alle Zettel, auf welchen mein hehrer Name, wie ein Heiligthum bewahrt und am Jahresſchluß eingebunden. Ich habe dies Verfahren bis zum heutigen Tage fortgeſetzt und Vielen gerathen, ein Gleiches zu thun. Alle ſind mir für den Rath dankbar geweſen. Es giebt kein ſchöneres Stammbuch, kein ſchöneres Tagebuch. Alles, was in der Zeit geſchehen, tritt beim Anblick des Zettels wieder vor die Augen; — die Perſonen, deren Namen längſt entſchwunden, ſtehen vor uns, und tauſend längſt vergeſſene Ereigniſſe tragen ſich im Gedächtniß wieder zuſammen.

Meine Beſchäftigung ging im Anfang ſehr langſam, und ſo kam ich auf die Idee, meinen „Collegen“ diejenigen Rollen abzubetteln, an denen ihnen nicht viel gelegen. So kam ich ſchon im dritten Monat zu acht Vorſtellungen, darunter Paris in Romeo und Julia, Jägerburſche Rudolph in Ifflands Jägern und Parricida im Tell. In den beiden letzten Vorſtellungen gaſtirte Genaſt von Weimar.

Ohne daß ich es wußte, hatte dieſer mich gegen meinen Chef ſehr gelobt und die gute Meinung beſtärkt, die jener von mir hatte. Ein Intendant, der einen Schauſpieler ohne Vorſchlag der Regiſſeure, aus eigenem Antriebe engagirt, ſieht ja immer ein bedeutendes Talent in ihm und fördert, wo er kann, denn er muß Recht behalten. Ich habe Directoren gekannt, die talentvolle, oft auch talentloſe Anfänger, bloß deshalb, weil ſie ſie „erfunden“ hatten, den bewährteſten Schauſpielern vorzogen.

Genaſt war im bürgerlichen Drama ein ausgezeichneter Künſtler, hatte aber ein auffallendes Naſenorgan. Er ſchnupfte ununterbrochen und ließ die Doſe nicht aus der Hand. Ich hatte mir durch die Einförmigkeit meiner Buchhändlercarrière als fünfzehnjähriger Menſch ebenfalls das Schnupfen angewöhnt und gab Genaſt nichts nach. Meine Collegen ſchimpften fürchterlich, am meiſten Quanter. Letzterer ſieht zufällig, wie ich während der Vorſtellung der „Jäger“ eine Prieſe nehme, fährt wüthend auf mich los, ſchildert mir das Gefährliche für's Organ, weiſt als warnendes Beiſpiel auf Genaſt's Naſenton und ſchließt ſeine Rede, durch die er mich bis in's Mark erſchüttert zu haben glaubte mit den Worten: „Wenn Sie ſo alt ſind, wie Genaſt, was iſt dann mit Ihnen?“ In dem Augenblick wurde Genaſt hervorgerufen. „„Na,““ rief ich Quanter unter die Naſe, „„dann ſpiele ich als Ehrengaſt in Dresden den Oberförſter in den Jägern und werde 'rausgerufen!““ Quanter war

durch dieſe Frechheit entwaffnet und ſagte mir nie wieder ein Wort. Nachdenklich wurde ich aber doch durch die wohlgemeinte Warnung und gewöhnte mir das Schnupfen für viele Jahre ab.

Meine Beſchäftigung wuchs; im fünften Monat hatte ich es ſchon auf dreizehn Mal gebracht, ja im dritten Jahre hatte ich einen Monat zu verzeichnen, in welchem ich an ſechsundzwanzig Abenden aufgetreten bin. Ich kann wohl ſagen, daß ich der Bühne wirklichen Nutzen gebracht habe; nicht durch meine Leiſtungen, die wohl oft recht erbärmlich waren, aber durch meinen Fleiß, der eine Veränderung des Repertoirs wegen Erkrankung eines Mitgliedes faſt ausſchloß. Ich übernahm nicht nur am Tage vorher jede Parthie — es kam nicht ſelten vor, daß ich Morgens fünf Uhr noch bei der Rolle ſaß — ſondern am Tage der Aufführung ſelbſt. Der damalige Regiſſeur Dittmarſch hatte nur im Auge: die Vorſtellung zu erhalten; — wie ſie ging, war ihm gleichgültig. Ebenſo, ob ich für die Rolle paßte oder nicht. So geſchah es, daß ich — in Bewegung und Haltung im höchſten Grade mangelhaft, — durch ſchnelles Uebernehmen zu bedeutenden Repräſentationsrollen kam, ja faſt ſämmtliche Fürſten, wie in Dorf und Stadt, Valentine, Peter im Frack ꝛc. in meinen Beſitz gelangten.

Ueber die Wirthſchaft, welche damals am Dresdener Hoftheater herrſchte, nachdem Eduard Devrient abge-

gangen, habe ich mich in dem Buche ausgesprochen, dessen ich in der Vorrede erwähnte, und dessen Herausgabe ich einstweilen zurückhalten will *), nur erwähnen, daß ich, der Anfänger, die meisten Rollen ohne Probe spielen mußte. Die ersten Mitglieder wagte man nicht zu einer Scenenprobe zu bestellen, und so machte ich fast alle Proben schnell übernommener Rollen mit dem Regisseur und Souffleur allein ab, ja man unterrichtete nicht einmal die Mitglieder von der veränderten Besetzung, so daß in „Zopf und Schwert" die Verwunderung der Prinzessin und ihrer Hofdame, einen andern Eckhof unter die Thür treten zu sehen, beide Darstellerinnen aus der Fassung brachte und eine unwillkürliche Kunstpause hervorrief. Der Abend von „Zopf und Schwert" war übrigens einer der glücklichsten des ersten Jahres. Die schöne Erzählung, in welcher Eckhof seine Lebensschicksale schildert, hatte mein Vorgänger: Gerstorfer, als zu „umständlich" weggelassen. Ich war der Erste, der sie sprach und nach meiner Scene stellte ich mich fest auf der Straße an die Stelle, die Gutzkow beim Heimgange passiren mußte, um ihm wie „zufällig" zu begegnen. „Sie hätten einen stürmischen Applaus verdient," rief er mir entgegen. — Damit hatte ich ihn! —

*) Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

Aber wie gesagt am Tage selbst übernahm ich oft Rollen, und da ich in den Stücken meistens schon beschäftigt, andere Collegen es mir nicht gleich thun konnten, so spielte ich denn z. B. zu dem Studenten Esmarch im „Deutschen Dichterleben" den Herzog Carl August, ja es kam am Dresdener Hoftheater, das immer für ein Kunstinstitut allerersten Ranges galt, vor, daß ich am Tage der Aufführung zwei Rollen übernehmen und also — Eisele und Beisele hieß das Stück — mit der meinigen drei spielen mußte. Diese Wirthschaft, die mir heute unbegreiflich erscheint, machte mich damals glücklich und mein höchster Wunsch wäre gewesen, womöglich fünf verschiedene Rollen an einem Abend spielen zu dürfen. Es war eine glückliche, glückliche Zeit! Die einzige Sorge machte mir mein Gehalt von fünfundzwanzig Thalern, mit dem auszukommen sehr schwer war, da alle moderne Theatergarderobe geschafft werden mußte. Von meiner Mutter mehr anzunehmen, als Erleichterungen in Bezug auf die Kost, hätte mein Ehrgefühl nicht zugelassen, und da hieß es denn: einschränken. Zum Glück war man in Dresden nicht verwöhnt. Wunderbare Leistungen bot die Dresdener Bühne, herrliche Vorstellungen; auch in Bezug auf pomphafte Ausstattung großer Opern Ungewöhnliches; die Ausstattung aber moderner Stücke war in Bezug auf Decorationen und Gardrobe jammervoll. Eduard Devrient war der erste, der geschlossene Zimmer durch-

ſetzte und ſie gemüthlich ausſchmückte. Im Allgemeinen rechts und links ein Tiſch und zwei Stühle. War doch z. B. im Egmont der Bediente Alba's klüger als ſein Herr. Er ſetzte zwei Stühle, wußte alſo ganz genau, daß Oranien zu der Conferenz nicht kommt. Niederträchtig war es nur, daß er ſeinen Herrn nicht früher darauf aufmerkſam machte. (Dieſe Weisheit beſitzt übrigens an den meiſten Theatern Alba's Dienerſchaft.) Auch die modernen Bedienten waren ſo klug. Es waren immer gerade ſo viel Stühle im Zimmer, als Perſonen ſich ſpäter zu ſetzen hatten. Ein gelbes Zimmer figurirte jahrelang in Dresden, auf welchem die Commoden gemalt waren. Ebenſo primitiv war es mit der Garderobe. Emil Devrient ließ ſeine engen Fracks nach vierjähriger Thätigkeit nochmals ändern. Er trug, ſo lange ich ihn kenne, enge Beinkleider auf der Bühne, auch zur Zeit, da die franzöſiſche Pumphoſe Mode war. Als ich ihm ſpäter einmal meine Verwunderung über ſeine Unmodernität auf der Bühne ausſprach, ſagte er: „„Alles Enganliegende macht jugendlich,““ — mit ſehr ſtarker Betonung: „jugendlich!“ Walther, Darſteller erſter Liebhaber, trug Stiefel ohne Abſätze, die noch dazu knarrten, von Liedtke „Podagraſtiefel“ getauft. Porth ſpielte alle Fürſten, Grafen und Miniſter in weißen baumwollenen Handſchuhen, weil ſolche vom Theater geliefert wurden. Gerſtorfer holte einen Theil ſeiner modernen Garderobe aus einem Leihinſtitut,

das Riesensummen verschlang, da uns Allen erlaubt war, dort nach Belieben auf Kosten des Theaters zu entnehmen. Ueberhaupt war Kaufen sehr verpönt. Die „Oekonomie" scheute vor jeder größeren Ausgabe. Während meines Engagements ist unter meinen Augen ein Militairhut vierzig bis fünfzig Mal ausgeliehen worden und jedes Mal fünf Silbergroschen Leihgeld gezahlt, weil der Ankauf fünf Thaler kosten sollte und dieser Preis zu hoch befunden wurde. Zu einer Posse: „Aline" soll man in früherer Zeit — ich war noch nicht beim Theater — zweieinhalb Groschen für das Ausleihen einer Wasserflasche gezahlt haben. Bei der zweiundzwanzigsten Vorstellung soll die Flasche zerbrochen sein und mußte für voll bezahlt werden.

Aus diesem Leihinstitut nahm ich ebenfalls und machte es möglich, bei meiner großen Beschäftigung mit fünfundzwanzig Thalern auszukommen. Freilich bis zu Lackstiefeln kam ich im ersten Jahre nicht. Ich wichste meine Straßen-Stiefel selbst so blank als möglich, strich die Sohlen in der Garderobe mit gelbem Oker an und heuchelte, wenn auch nicht Lack, so doch Neuheit.

Uebrigens war die unnöthige, ungerechtfertigte Verschwendung in tausend Dingen am Hoftheater der Art, daß Doctor Lederer, (Verfasser der Lustspiele: Geistige Liebe, häusliche Wirren, weibliche Studenten ꝛc. ꝛc.) jedes Mal, wenn er am Theaterbüreau vorbeiging, sein Haupt entblößte und den Hut vor sich hinhielt. Auf

die Frage, weshalb er das thue, erwiderte er: „Von dem Gelde, das dort oben zum Fenster hinausgeworfen wird, kann ja möglicher Weise einmal etwas in meinen Hut fallen.“

Das collegialische Verhältniß am Dresdener Theater steht in meiner Erinnerung als ein sehr angenehmes. Ein gemüthlicher Klubb vereinigte allabendlich einen Theil der Mitglieder. Nach dem Besitzer der Restauration, (in dessen Local uns ein Separatzimmer abgelassen wurde), nach Herrn Engel wurde der Klubb: Engelklubb genannt. Es war eine freie Vereinigung ohne Statuten. Richard Wagner, Baumeister Semper — beide freilich nur bis 1849 — Joachim Lederer, Tichatscheck, Mitterwurzer, Kramer, Mitglieder der Königlichen Capelle gehörten dem Klubb an. Dazu viele frische junge Leute aus anderen Ständen.

Humoristische Scenen, die im Klubb vorgefallen, verewigte Maler Wendler in genialer Weise durch seinen Pinsel und machte die Darstellungen dem Klubbalbum zum Geschenk.

Sollte, woran ich nicht zweifle, dies Büchlein verdonnert, oder, was ich noch mehr glaube, langweilig gefunden werden — es ficht mich nicht an. Ich schreib's für mich und Erinnerungen der Art, wie sie beim Schreiben auf mich eindringen, freilich auch Gefühle der Wehmuth, denn wen deckt von den heiteren, frischen

Menſchen nicht ſchon das Grab, entſchädigen mich für Alles! Alſo weiter:

Alljährlich wurde vom Klubb eine Landparthie gemacht — die Rückreiſe gewöhnlich per Kahn. Auf einem beſonderen Kahn die Mitglieder der Capelle, die bei der Heimfahrt durch Vorträge entzückten, — auf den anderen Kähnen in Entfernung der Klubb.

Vergnügte, luſtige, aber auch weihevolle ſchöne Stunden danke ich dieſem Verein. War die Landparthie bekannt, dann erwartete das Publikum in der Nacht die durch bunte Lampen ſchon weithin ſichtbaren Kähne. Ich erinnere mich eines himmliſchen Abends, an welchem wir um ein Uhr Nachts bei Mondſchein und günſtiger Windſtille der Brühl'ſchen Terraſſe nahten, Tichatſcheck, nachdem Queiſſer durch die Töne ſeines Hornes entzückt hatte, allem die Krone aufſetzte, indem er das Steuermannslied aus dem fliegenden Holländer in die warme Mondnacht hinausſang.

Schöne, unvergeßliche Stunden!

Und dazu war man damals jung, friſch und lebenslnſtig!

Vergeſſen will ich nicht zu erwähnen, daß es ſehr, ſehr ſchwer war, einen Tag für unſere Landparthie zu finden, einen Tag, an dem alle der Bühne angehörigen Mitglieder des Klubbs zugleich frei waren. Endlich fanden wir „Kabale und Liebe". Darin kommt nur ein einziger junger Mann vor, und der Darſteller des Fer-

dinand, Alexander Liebe, war nicht Mitglied unſeres Vereins. Wir ſetzten alſo ſchändlicher Weiſe Tag für Tag in den „Dresdener Anzeiger“: „Die General-Direction wird dringend um Aufführung von Kabale und Liebe gebeten.“ Eigentlich war es keine Schändlichkeit, keine Lüge, denn die Einſender wünſchten die Aufführung wirklich. Die Intendanz kam nach wiederholter Aufforderung den „Wünſchen des Publikums“ nach und gab das Stück. Es war natürlich — mitten im Sommer — furchtbar leer. „Unbegreiflich, es iſt doch ſo dringend verlangt worden“, hatten die verwunderten Mitglieder ſich gegenſeitig zugerufen. Frau Mitterwurzer, welche die Lady Milfort ſpielte, hat hoffentlich nie erfahren, daß ihr Gatte mit im Complott geweſen.

Das zweite Jahr meiner Laufbahn ließ ſich mit der Beſchäftigung ebenfalls leidlich an — wichtig wurde es mir aber nur durch die Maiereigniſſe, durch jene ſchreckliche Revolution, die ſechs Tage lang wüthete und ſo viel Jammer und namenloſes Elend im Gefolge hatte. Wir wohnten in der Nähe des Zwingers, im dritten Hauſe der Zwingerſtraße, dem ſogenannten alten Opernhauſe ganz nahe. Als dieſes in Brand geſteckt wurde, war die Gluth ſo ſtark, daß wir in unſerm Hauſe faſt verhindert wurden, dem entſetzlichen Schauſpiele zuzuſehen. — Die ganze Garderobe des Hoftheaters, koſtbare Schätze aus alter Zeit, brannten auf, Schätze, die durch keine Summe zu erſetzen waren. Von der Oſtra-Allee dran-

gen die Preußen Schritt für Schritt siegreich vor und jagten die Insurgenten in die Flucht. Aus den uns benachbarten Häusern floh, was fliehen konnte, nur meine Mutter war nicht zu bewegen, sich von ihren „Sachen“ zu trennen. Der Thurm des zweiten Hauses von uns, des sogenannten Thurmhauses, war schon halb zerschossen, auf das Dach des unsrigen flogen die Kugeln unserer Retter, der preußischen Soldaten. Der Hunger stand auch vor der Thür, denn Niemand brachte mehr Lebensmittel und unser letztes Gericht war auf dem Heerd — dennoch konnte sich meine Mutter nicht entschließen. Da plötzlich: ein furchtbarer Krach, großes Gepolter; — der Schornstein war eingeschossen, heruntergefallen und hatte unser letztes Mittagbrod vernichtet. Jetzt mußten wir fort. Aber es war ein mißliche Prozession. Die Preußen waren näher gekommen, die Insurgenten steckten in den Häusern und beide Partheien begrüßten sich über den Postplatz hinweg mit Kugeln. Mutter, ich und Dienstmädchen waren die einzigen lebenden Wesen, die an den Häusern über den Platz krabbelten, meine kurzsichtige Mutter in der Mitte. Wir andern beiden, ich und die Zofe, dachten sehr warm an Lebensgefahr; Mutter nicht, und wenn ein Geräusch dicht an unseren Ohren uns zusammen zucken machte und sie fragte: „Was war das?“ und wir erwiderten: „„Eine Ricochetkugel,““ so war die stete Antwort: „Die abscheulichen Demokraten! der arme König!“

Die kurzsichtige Frau über die Barrikade am Jacobshospitale zu bringen, war die Arbeit einer guten Viertelstunde. So kamen wir in die Vorstadt, und suchten, da wir sonst Niemand kannten, einstweilen bei meinem Collegen Walther Obdach, welches er uns sehr freundlich gewährte. Im selben Hause konnten wir dann eine Wohnung miethen, beköstigt wurden wir von einer naheliegenden Restauration — wir waren geborgen. Nun aber fingen die Insurgenten an, die Häuser zu durchsuchen, die Männer gewaltsam fortzuschleppen, und zur Theilnahme am Kampf zu zwingen. Meine Mutter war in Todesangst. Wäre es für den König gewesen, dann hätte sie nichts dagegen gehabt. Einer meiner Brüder, österreichischer Officier, ließ sich in jungen Jahren pensioniren und gab man ihm eine ziemlich hohe Pension. Als es später kriegerisch aussah, wollte er sich zum Wiedereintritt melden. Seine Frau beschwor meine Mutter, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Aber sie, die unglücklich bei dem Gedanken war, daß eines ihrer Kinder Kopfschmerzen hatte, antwortete: „Es wäre unwürdig, sich im Augenblicke der Gefahr dem Vaterlande zu entziehen."

Aber der Gedanke, ihren Sohn gezwungen in den Reihen der Insurgenten kämpfen zu sehen, war ihr entsetzlich. Sie verlangte, ich solle mich verbergen, mich nicht am Fenster sehen lassen. Während auf der Straße die Vorübergehenden fortwährend die interessantesten

Neuigkeiten brachten, konnte ich mich unmöglich verſtecken, und ſo genoß ich dieſe Nachrichten den ganzen Tag im Fenſter liegend, in ein Umſchlagtuch gewickelt, eine Frauenhaube auf dem Kopfe, bis die überraſchendſte und ſchönſte Nachricht: „Friede, Friede!“ durch die Straßen gerufen wurde.

Unſer Theater wurde auf vier Wochen geſchloſſen. Es war um zwei Capellmeiſter ärmer geworden: Richard Wagner und Auguſt Röckel! Die Revolution, die ſteckbriefliche Verfolgung Wagner's und das fortwährende Beſtreben ſeiner Partei, den Namen Wagner's auf jede mögliche Weiſe in Erinnerung zu bringen, und den Träger deſſelben mit einer Märtyrerkrone zu umgeben, haben den Ruhm Wagner's beſchleunigt. Richard Wagner's Genie wäre doch durchgedrungen — ſeinen Ruhm hätte Niemand aufhalten können, aber komiſch erſcheint mir jetzt, wenn die ſclaviſchen Anbeter ſeiner Tondichtungen Alles und Alles ſchön finden, und gar nicht begreifen, daß man nicht ſofort beim einmaligen Anhören auf die Höhe des Meiſters gelangen kann. O Gott, wie mühſam drang er damals durch, wie ſchwer war es für ihn, ſich ſelbſt bei Künſtlern Eingang zu verſchaffen, und dieſe Künſtler, welche Wagner als Componiſten nicht anerkennen wollten, waren weder neidiſche, mißgünſtige Creaturen, noch ſtanden ſie in künſtleriſcher Beziehung auf niedriger Stufe. Die Ouvertüre zu Tannhäuſer, welche bekanntlich in München ausgeziſcht wurde, weigerten ſich die berühm-

testen Geiger des Dresdener Hoftheaters zu spielen, indem sie die Geigenläufe parodirend nachahmten. Die Sänger glaubten, und nicht mit Unrecht, daß ihre Stimmen durch die anstrengenden Parthien leiden würden. Endlich kam die Aufführung. Jubel über Jubel! Aber er war gemacht und hielt nicht an. Das Publikum fand keinen Geschmack daran. Und welche Aufführung!!! Die Oper war für Dresdner Kräfte berechnet — kein Ton in der Oper, den die Sänger nicht in der Kehle hatten. Man braucht nur den Zettel aus dem Gedächtniß herzustellen, um an einer vollendeten Aufführung nicht zu zweifeln.

Tannhäuser — Tichatscheck.
Wolfram — Mitterwurzer.
Elisabeth — Johanna Wagner.
Venus — Schröder-Devrient.

Lindemann, ein junger Bassist mit schöner Stimme — Biterolf. Weichselsdorfer, ebenfalls ein selten begabter junger Sänger — Walther. Anna Thiele — Hirtenknabe.

Eine wunderbare Begeisterung der Künstler schwebte über den Aufführungen — ohne Echo zu finden. Ich erinnere mich noch eines Enthusiasten, welcher mitten im leeren Parterre saß und so entzückt war, daß er das übrige Publikum vergaß und hin und wieder in einen Ausruf der Begeisterung ausbrach. Forwerk hieß der Prophet des Schicksals der Zukunftsmusik — Bruder des

kürzlich verstorbenen katholischen Bischofs Forwerk. Ein so enragirter Schwärmer ich heute für Wagner bin, und nie eine Aufführung seiner Werke versäume, so konnte ich damals nur bedauern, daß sich mir die Schönheiten noch nicht erschlossen. Aber die Anderen im Parterre verhöhnten einen solchen Schwärmer, man holte die entfernter Stehenden herbei und sammelte sich hinter der Bank des Arglosen, um sich gegenseitig den „Verrückten" zu zeigen, der für dergleichen sich begeistern könne.

Eine große Niederlage erfuhr Wagner am dreihundertjährigen Jubiläum der Dresdener Capelle. Das Programm der Feier schloß mit zwei modernen Componisten und natürlich nahm man zwei Compositionen der beiden Dresdener Capellmeister: Reißiger und Wagner. Reißiger hatte an dem Tage den Albrechtsorden erhalten, wurde mit Jubel empfangen und seine melodiöse Ouvertüre zu dem französischen Drama Yelva mit Enthusiasmus aufgenommen.

Nun kam das Finale von Lohengrin. Giebt es etwas Schöneres als den ersten Act von Lohengrin mit seiner wunderbaren Steigerung von Elsa's Hoffnungslosigkeit bis zum Sieg Lohengrins über Telramund. Das Erscheinen des Schwanenritters, der sich steigernde Chor, der poetische Abschied vom Schwan, das Begegnen des Ritters mit Elsa — der Sieg. Der Auftritt erinnert an die Rettungsscene in Marschner's Templer, überbietet sie aber an Wirkung bei Weitem und ist meiner Ansicht

nach, dem dramatiſch ſo wunderbar belebten erſten Act der Schiller'ſchen Jungfrau dreiſt an die Seite zu ſtellen. Und nun denke man ſich das Finale dieſes Actes, das ſo bühnenwirkſam berechnet, im ſchwarzen Frack und von den Damen in Balltoillete geſungen. Wer das nach einmaliger Aufführung ſchön finden konnte, iſt ein Heuchler. Die perſönlichen Freunde arbeiteten im Schweiße ihres Angeſichts — es war und blieb der Abend eine Niederlage für Wagner. Wagner ſelbſt, der im Laufe der Jahre ſeinem Genie Bahn gebrochen und von da ab Triumphe und faſt nur Triumphe zu verzeichnen hat, wird heute über die, die behaupten, ihn gleich verſtanden zu haben, wohl ſelbſt lächeln. Es giebt eben doch recht wenig, die das Gras wirklich wachſen hören. Eine Aeußerung hat mich ſehr intereſſirt, welche Fürſtin Schwarzenberg vor längerer Zeit gegen eine meiner Nichten gethan: „Ich haſſe Wagner! Seit ich ihn kenne, mag ich die meiſten anderen Componiſten nicht mehr und ihn mag ich noch nicht!"

Dahin wird die Fürſtin gewiß noch kommen, aber wahr iſt es, daß er uns viele verleidet hat, und daß von den „ini's und etti's", wie Heinrich Marſchner die Italiener verächtlich zu bezeichnen pflegte, manche wirklich nicht mehr anzuhören ſind, bis auf den einen „ini", dem, ein ſeltener Fall, ſeine Vaterſtadt Peſaro ſchon bei Lebzeiten ein Denkmal ſetzte, der ſich durch ein halbes Jahrhundert immer feſter in die Gunſt aller Nationen

hineingesungen und das Bewußtsein seiner Unsterblichkeit mit ins Grab nehmen konnte:

Rossini!

Nach der Revolution ging ich mit Mutter nach Berlin zu Schwester Henriette, in deren Hause wir die Zeit des Theaterschlusses, welche in Folge der Ereignisse eintrat, verlebten. Hier lernte ich Henriette zum ersten Male als Sängerin kennen. Die Unterhandlungen mit Lumley schwebten damals gerade, und es war noch nicht ganz gewiß, ob sie wieder zum Theater gehen würde, weil die Zustimmung Victor Emanuels noch nicht eingetroffen war. Victor Emanuel machte meinem Schwager, der ein Jugendgespiele seines Vaters, des Königs Carlo Alberto gewesen, den sehr gnädigen Vorschlag, er möge Gesandter bleiben, sich scheinbar von seiner Frau trennen, sie zum Theater gehen lassen und nach Abschluß ihrer Carrière sich vor der Welt wieder mit ihr versöhnen. Rossi wies diesen für ihn pecuniär vortheilhaften Vorschlag dankend zurück, indem er erklärte: „Ich trenne mich von meiner Frau, mit der ich seit zwanzig Jahren in der glücklichsten Ehe gelebt habe, niemals.“ Der König bewilligte endlich den Abschied meines Schwagers, mit dem Wunsche, er möge später wieder eintreten, jedenfalls den Sohn aber als Attaché belassen. Rossi's gingen nach London, wo Henriette zum ersten Male wieder nach ungefähr zwanzigjähriger Pause die Bühne betrat.

Ueber die Verhältniſſe, welche meine Schweſter zur Bühne getrieben, courſirten die abenteuerlichſten Gerüchte. Es wurde vor Allem erzählt, mein Schwager habe ſeiner Frau das Vermögen verſpielt und ſie ſei gezwungen, wieder zum Theater zu gehen. Davon war nicht ein Wort wahr! Der Ruf meiner Schweſter als Frau, wie vorher als Mädchen, war ein unbeſcholtener, und ſie genoß die wohlverdiente Achtung Aller. Wenn eine Künſtlerin in damaliger Zeit, in welcher keine Eiſenbahnen die Ausbeutung des Talents zu jeder Stunde möglich machten, auf natürlichem Wege ein Vermögen von 200,000 Thalern bis zu ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre erwerben konnte, ſo war das enorm. Mehr hatte ſie nie beſeſſen — ich glaube nicht einmal ſo viel, wenn auch ihr Schmuck noch eine große Summe repräſentirte. Aber der koſtſpielige Aufenthalt in Petersburg, von dem Roſſi erſt auf mehrjähriges Bitten abberufen, verſchlang, trotzdem Henriette ſehr praktiſch war, und unnöthigen Luxus zu vermeiden mußte, außer dem Gehalt und den Zinſen des Capitals alljährlich einen Theil des Capitels ſelbſt. In Berlin kamen im Jahre 1848 Papierverluſte; das Vermögen war unter die Hälfte herabgeſchmolzen, alſo einſt unter vier Kinder getheilt eigentlich kein Vermögen mehr zu nennen.

Lumley war ſchon mehrmals im Laufe der Jahre Henriette mit dem Vorſchlag gekommen, ſie möge wieder zum Theater gehen. Er wurde abgewieſen und aus-

gelacht. Da kommt er 1848, kurz nach der Berliner Revolution wieder. Das Unglücksjahr hatte so viel auf den Kopf gestellt, die Rückkehr zum alten Beruf erschien als nichts Außergewöhnliches; — man fragte wenigstens Lumley nach seinen Bedingungen. Sie waren, so viel ich weiß: freie Wohnung, freie Equipage und 56,000 Thaler für die Saison. Das war der Erwägung werth. Der Gedanke, in wenigen Jahren jedem Kinde ein eigenes Vermögen, und dadurch gänzliche Unabhängigkeit fürs Leben zu schaffen, hatte etwas Verlockendes. Der Zweifel Henriettes, ob sie nicht zu alt, um noch Interesse zu erregen, wurde durch zwei Worte Lumley's gehoben: „Würde ich Ihnen dann das Anerbieten machen?" Nach verschiedenen Familienberathungen und Zustimmung des Königs begann sie ihre neue Laufbahn. Mein Schwager begleitete sie bis — zu ihrem Tode.

Rossi ist vielfach verleumdet und über das eheliche Verhältniß oft zu seinen Ungunsten geurtheilt worden. Was in dieser Beziehung verbreitet, ist alles erlogen. Rossi hat meine Schwester im wahrsten Sinne des Wortes glücklich gemacht; beide liebten sich bis zum Tage ihres Todes, wie am Tage der Hochzeit. Ich habe meinen Schwager vergöttert; so weit die Erinnerung meiner Kinderjahre zurückgeht, habe ich nur Freundliches, Liebes, Herzliches von ihm erfahren, und daß er meine Mutter bis zu ihrem Tode auf den Hän-

den trug, wie nur ein eigener, liebender Sohn es konnte, werde ich ihm bis zu meiner Todesstunde danken. Meine Mutter hing mit inniger Liebe an ihm, und sein Tod hat durch die heftige Erschütterung, die sie bei der Nachricht empfand, leider den ihrigen beschleunigt.

Aber nicht nur in Bezug auf das Verhältniß zu meiner Schwester ist über ihn unverantwortlich geurtheilt worden, auch über sein Wesen las ich kürzlich in den Memoiren der Caroline Bauer eine Notiz, durch welche sich die Verfasserin bemüht, meinen Schwager lächerlich erscheinen zu lassen. Sie erzählt, er habe verschiedene Perrücken gehabt und diese von der kürzesten bis zur längsten nach und nach aufgesetzt, um den Leuten weiß zu machen, es sei eigenes, rasch wachsendes Haar. Nach der längsten sei dann wieder die kürzeste gekommen, um den Glauben hervorzubringen, er habe sich die Haare schneiden lassen. Das ist eine Lüge, die man eben so ungerechtfertigt von Emil Devrient in Umlauf brachte. Ein Narr war mein Schwager nie. Er war übrigens ein stattlich schöner Mann, der in Militäruniform — er war zugleich General — geradezu brillant aussah. Allerdings hatte er mit seiner Perrücke — er war genöthigt, seit seiner Jugend falsches Haar zu tragen — wenig Veränderung vorgenommen, und die Frisur, welche im Jahre 1840 modern, war es 1850 nicht mehr, und verschönte seine Figur keineswegs, wie er denn auch zum Entsetzen meiner Schwester in seiner Civilkleidung wenig Geschmack zeigte.

Aber sich zu einer siebenperrückigen Albernheit zu versteigen, dazu besaß er zu viel Tact. Caroline Bauer soll ihre Memoiren nicht selbst schreiben, sondern nur im Telegrammstyl kurze Notizen geben, die dann verarbeitet werden. Jedenfalls sind sie reizend zu lesen, ob nun ihr oder dem Herausgeber Arnold Wellmer das Verdienst gebührt. Die Ueberzeugung aber habe ich, nachdem ich das ganze Werk gelesen: lebte mein Schwager noch, und wäre Emil Devrient zur Zeit, als sie ihre Memoiren schrieb, nicht mehr unter den Lebenden gewesen, sie hätte die Anecdote von Emil Devrient erzählt, denn mit den Lebenden geht das Buch bedeutend nachsichtiger um, als mit den Todten. Mir hat es weh gethan, diese Bemerkung zu finden, denn Caroline Bauer gehört zu den leuchtendsten Sternen meiner Kinderzeit. Sie hat mich mit Liebenswürdigkeit überschüttet, und zu den Zeiten, in welchen meine Mutter verreist, war ich ein von ihr contractlich ausbedungener Sonntagsgast, der jedes Mal von ihr und ihrer Mutter reich beschenkt, Abends halb sieben Uhr mit dem letzten und schönsten Geschenk: einem Theaterbillet, entlassen wurde. Der Lehrer, bei welchem ich in Pension war, holte mich gewöhnlich ab. Caroline Bauer hatte das Talent, jedem Menschen nur Angenehmens zu sagen, und es war eine stehende Redensart aller Schauspieler, sie sage sogar bei jedem Gastspiel dem Lampenputzer: „Ich habe schon viele Lampenputzer kennen gelernt, aber wie Sie die Lampen putzen, putzt

ſie in Deutſchland keiner.“ Gewiß iſt, daß ſie eine beſtrickende Liebenswürdigkeit beſaß und dieſe Strickerei auch an meinen Lehrer verſchwendete. Das war ein Unglück! Der brave, biedere, gute Lauſitzer fing Feuer und auf ſeinen Befehl mußte ich nun, auch wenn meine Mutter da war, Fräulein Bauer hin und wieder meinen Beſuch machen. Kaum war ich eine Viertelſtunde bei Bauer's, ſo kam er, mich abzuholen, und dieſe Abholerei dauerte dann — ein bis zwei Stunden. Dem hielt ſelbſt Caroline Bauers Liebenswürdigkeit nicht Stand! Ich mußte, ſo oft er gemeldet wurde, ſofort meine Mütze aufſetzen und ihm im Vorzimmer begegnen, wo Caroline Bauer ihm ihr inniges Bedauern ausſprach, daß ich ſchon „ſo früh fort gewollt.“ „„Eſel! warum gehſt Du denn ſo früh?““ ſchnob er mich auf der Treppe an. Ich wußte warum, aber ich wollte ihn nicht kränken, weil er gut war.

Gegen meine Mutter war Caroline Bauer immer ganz beſonders aufmerkſam und liebenswürdig und ich wollte, ſie wäre es nicht geweſen, denn es würde mich nicht ſo unangenehm berührt haben, in den Memoiren von meiner Mutter zu leſen: „Sie war eine unliebenswürdige Frau.“

Man hat Caroline Bauer übrigens den Vorwurf gemacht, ſie ſpräche zu viel von ſich. Unglaublich dumm! Der Leſer weiß ja, was er bei einer Selbſtbiographie zu erwarten hat. Iſt ihm die Perſon des Schreibers nicht intereſſant genug, ſo ſoll er das Buch gar nicht in

die Hand nehmen. Mir plaudert Caroline Bauer zu wenig von sich. Ich will vor ihr lesen, aber nicht seitenlang durch Erzählung geschichtlicher Thatsachen aufgehalten werden, an denen ihre Bücher zu reich sind. Die Scheidungsgeschichte von Georg IV., die Schilderungen aus dem Leben des verrückten Braunschweiger Diamanten-Herzogs und dergleichen mehr kennt ja jedes Kind, oder kann sie im Pitaval wie im Conversationslexikon nachlesen. Dazu braucht man keine Bauer; es wäre viel angenehmer, sie hätte dafür auf diesen Blättern kleine niedliche Erlebnisse aus ihrer Laufbahn erzählt.

Zurück zum Nachtwächter:

Wir gingen also im Jahre 1849 nach der Revolution auf vier Wochen nach Berlin. Wie oben erwähnt, hatte meine Schwester den Entschluß gefaßt, wieder zum Theater zu gehen. Henriette bat mich, ihr Bibliothek, wie Musikalien zu catalogisiren, eine Arbeit, welcher ich täglich doch zwei Stunden widmen mußte. Während der Zeit saß sie am Clavier und übte. Hin und wieder machte sie mich auf diese oder jene Stelle aufmerksam, oder sang mir eine Arie vor, die dieser oder jener Componist für sie geschrieben hatte. Aus italienischen Opern sang sie, von denen ich nie wieder gehört habe, aus Maria Stuarda, Torquato Tasso von Donizetti und hundert anderen. Da sie sich für die italienische Oper in London vorbereitete, so sang sie meistens Compositionen von —ini's

oder —etti's. Dieſe Stunden fingen an, mir viel Freude zu bereiten, und Manches, das mir beſonders gefiel, mußte ſie mir drei bis vier Mal wiederholen. Als Kind war mir wunderbarer Weiſe Muſik zuwider, und ich erinnere mich, daß ſie mich einmal mit der Gnaden-Arie aus Robert dem Teufel ennuyirt hatte, aber daß alle anderen Zuhörer außer ſich vor Entzücken waren. Jetzt verlangte ich den Vortrag dieſes Muſikſtücks von ihr. Ich kann nicht leugnen, daß die Arie einen Rieſeneindruck auf mich gemacht hat. Die Innerlichkeit dieſes Geſanges, die verzweiflungsvolle Eindringlichkeit der Bitte an Robert machte mir das Haar ſträuben. Es war ein ganz anderes Muſikſtück, als ich es je gehört. Jetzt wurde mir allerdings Manches klar. Sie ſagte einmal nach einer Vorſtellung des Don Juan, der wir im Berliner Opernhaus beigewohnt, unter Anderem: „eine Donna Anna, welche an der Leiche ihrer Vaters, und eine Pamina, welche durch die Arie: „Ach ich fühl's, es iſt verſchwunden" das Publikum nicht zu Thränen rühren kann, hat von Mozart keine Ahnung." — Ich zuckte die Achſeln, und da ich nicht die Courage hatte, ihr die Grobheit ins Geſicht zu ſagen, raunte ich meiner Mutter zu: „Hexen hat ſie auch nicht können," worauf mir Mutter ſpäter antwortete: „Manchmal doch; konnte ſie doch die Wiener mit der kleinen Stelle der Pamina: „Tamino, halt, ich muß ihn ſehn!", welche Pamina hinter der Scene zu ſingen hat, zu ſtürmiſchem Applaus

hinreißen. Nach der Gnadenarie begriff ich Alles. Ich begriff Börne's Ausspruch in seinem weltberühmten Aufsatz: „Henriette Sontag in Frankfurt," daß ihre Desdemona die Desdemona Shakespeares gewesen, ich glaubte seiner Versicherung: „Man sah bei ihrem Gesange alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine Künstelei nicht hervor," ich glaubte dem nie bestrittenen Urtheil, daß sie die beste Kirchensängerin gewesen. Schmerzlich bedauernd habe ich, sie später nie, also überhaupt nie, auf der Bühne gehört und gesehen zu haben, namentlich nicht als Susanne. Ich habe viele Susannen gesehen, die mir sehr gefallen haben, aber nachdem ich Carl Bancks Kritik gelesen, und in Putlitz: „Theatererinnerungen" eine Stelle finde, nach welcher diese Leistung das Größte gewesen, das ihm von der Bühne herab entgegengetreten, thut es mir unendlich weh, zu den herrlichen Erinnerungen, die ich hervorragenden Bühnenkünstlern zu danken habe, gerade keine einzige an die Schwester zählen zu dürfen.

Daß sie sich bis in späte Jahre die Stimme conservirte, dankte sie der Einsicht, sich nie Aufgaben zu stellen, denen sie nicht gewachsen war. Donna Anna, früher nach Ausspruch erster Kritiker ihre beste Leistung, riskirte sie bei ihrer zweiten Laufbahn gar nicht mehr. Mit Lucrezia Borgia begann sie ihre Gastspiele in Deutschland und zwar in Frankfurt a. M. „Das geht nicht mehr" sagte sie am Abend zur Mutter, und legte die

Rolle bei Seite. Ein paar Jahre später hatte in Mexiko das Klima ihre Stimme und körperliche Kraft so gestärkt, daß sie oft Lucrezia Borgia und Regimentstochter an einem Abend sang.

Es ist bekannt, daß sie in früheren Jahren vom Königstädtischen Theater in Berlin an das Königliche engagirt wurde, aber später von Paris aus den Contract löste, weil sie dort eingesehen, wieviel sie noch zu lernen habe. Den Original-Contract fand ich kürzlich unter meinen Papieren. Ich erwähne einige Punkte, aus denen hervorgeht, daß auch damals schon Künstlerinnen, wenn auch mit blond bescheidener Miene, recht anständig fordern konnten, aber daß sie, klüger als die jetzigen, die Assecuranz der Stimme sich contractlich geben ließen.

Die Bedingungen waren:

Mademoiselle Sontag erhält:

6000 Thaler Gehalt.

2500 Thaler Pension bei gänzlicher Untauglichkeit.

Sechs Monat Urlaub.

Eine jährliche Benefizvorstellung im Opernhause ohne Abzug der Kosten.

Contractlich einbedungenes Engagement der Mutter mit 1900 Thaler auf fünf Jahre. Sollte nach Ablauf der fünf Jahre die Mutter nicht geneigt sein, das Engagement zu erneuern, erhält sie nach fünf-

jähriger Thätigkeit eine lebenslängliche Penſion von 600 Thalern.

Mademoiſelle Sontag iſt nur verpflichtet, wöchentlich zwei Mal zu ſingen,

— erhält bei Vorſtellungen in Potsdam von Berlin aus einen vierſpännigen Wagen zur alleinigen Benutzung,

— iſt bei ſolchen Vorſtellungen nicht verpflichtet, im Theatergebäude abzuſteigen, ſondern erhält Zimmer im erſten Hotel,

— erhält in jedem der Königlichen Theater täglich zwei Plätze im erſten Rang.

Zu dieſen und noch anderen Bedingungen kommt die Hauptbedingung, die eigentliche Pointe:

„Es bleibt der Madamoiſelle Sontag die Wahl der Spontini'ſchen Opern zugeſtanden, in denen ſie zu ſingen wünſcht, ohne jedoch damit die Verpflichtung zu verbinden, überhaupt in einer derſelben aufzutreten.

Spontini war wüthend über dieſe Clauſel, und war es ihm daher ſpäter ſehr gleichgültig, als Henriette durch die Gnade des Königs den Contract noch vor Beginn löſte; für ſeine Opern war ſie ja doch verloren.

Die vier Wochen in Berlin vergingen mir wie acht Tage. Ich wußte gar nicht, wie ich alle die Eindrücke in mich aufnehmen ſollte. Henriette hatte für Vergnügungen aller Art geſorgt — natürlich nahm ich nur ſolche

an, welche zur Theaterzeit beendet waren. Viele Vorstellungen der Berliner Theater sind mir als vorzüglich in Erinnerung geblieben, ganz besonders die erste Aufführung von „Deborah". Frau Thomas war, wenn auch sehr brav als Deborah, doch nicht der Glanzpunkt des Abends. Als solcher erschien mir Moritz Rott als Abraham, der die Rolle zu gewaltiger Wirkung erhob, und nicht in der langweilig salbadernden Art späterer Darsteller spielte. Der Moment, in welchem er die Gesichtszüge des Schulmeisters betastet: „Ich sehe die Züge von dem Nathan" war in ihrer Steigerung großartig. Josef Wagner (Josef), Birch-Pfeiffer (Liese), Rüthling (Schulmeister), vor Allen (Weiß) Dorfbader, machten die Vorstellung zu einer höchst gelungenen. Grua, der mir als Percival, Demetrius (Sommernachtstraum) als die verkörperte Langeweile erschien, versuchte in Deborah den Uebergang ins ältere Fach, und hatte als Pfarrer warme, herzliche Töne. Die Leistungen Gern's als Zettel, Frau Köster-Schlegel als Valentine St. Bris, der Frau Tuczeck als Margarethe von Valois, Rüthling's als Peter Squenz, Wagner's als Max Piccolomini, seiner Frau, trotz ihres mangelhaften Organs, als Thecla — im Königstädter die der Komiker Grobecker, L'Arronge und Edmüller frische ich dankbar in meinem Gedächtniß auf. Daneben wurde aber im königlichen Theater von so und so viel Hofschauspielern zweiten Ranges oft eine so mordschlechte Comödie gespielt, daß ich mich außer Deborah eines

gänzlich ungetrübten Abends eigentlich nicht zu erinnern weiß.

Unter den Genüssen nehmen aber die Abende, an welchen ich Fanny Elsler, welche am Hoftheater gastirte, zum ersten Male bewundern konnte, eine hohe Stelle ein. Im Hause meiner Schwester lernte ich unter Anderen auch Herrn von Küstner, den General-Intendanten der Königl. Schauspiele, kennen. Herr von Küstner war sehr freundlich und sprach den Wunsch aus, mich einmal spielen zu sehen. Henriette redete ihm vernünftiger Weise diesen Wunsch aus, denn als Gesandtin einen unbeholfenen Bruder-Anfänger auf der Bühne herumtölpeln zu sehen, mochte ihr wohl als ein zweifelhaftes Vergnügen erscheinen. Auch lag die Zeit nicht mehr fern, in welcher sie Berlin verlassen wollte, — dann stand meinem Auftreten ja nichts im Wege.

„Wissen Sie," sagte Herr von Küstner zu Henriette, „er hat so einen gewissen sächsischen Anklang!"

„„Um Gotteswillen,"" rief ich, „„ich bin seit meinem achten Jahre in Dresden, liebe Dresden wie eine Heimath, aber wenn ich wirklich Dialect hätte — das wäre ja entsetzlich!""

„Herr Jeses!" schrie er, so laut er konnte, „warum sind Se denn beese, ich meene es ja im guten Sinne?"

Den sächsischen Dialect als Vorzug eines Bühnen-

künſtlers angeprieſen zu hören, war mir allerdings neu und überraſchend!

Ich kehrte zur Wiedereröffnung des Theaters nach Dresden zurück. Unterdeſſen hatte die General-Direction von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, welches erlaubte, bei Ereigniſſen, die längeren Schluß des Theaters nothwendig machten, ſämmtliche Contracte zu löſen. Nach kurzer Zeit waren die geängſtigten Mitglieder mit Gagenabzug wieder neu engagirt worden. Der „längere Schluß“ war durch Nichts gerechtfertigt geweſen, denn da nur die Garderobe verbrannt war, hätte man mit Converſationsſtücken ſofort beginnen können. Ueber dieſe eigenthümliche Handlungsweiſe ergehe ich mich des Breiteren an anderer Stelle.*) Mit den Gagenabzügen wurde ein Theil der Garderobe gedeckt. Ein Schauſpieler bemerkte: „Die neuen Coſtüme koſten den Intendanten viel Geld,“ und forderte dadurch ſeinen Collegen Koch zu dem wehmüthigen Scherz heraus: „Koſt ihm? (Coſtüm?) Koſt uns!“ Als ich bei meiner Rückkehr mich dem Intendanten meldete, empfing er mich freundlich mit den Worten: „Sie behalten Ihre Gage, Ihnen wird nichts abgezogen.“ Ich erwiderte beſcheiden: „„Von 300 Thalern etwas abzuziehen, wäre wohl kaum möglich geweſen — ich kann ja mit der kleinen Summe kaum auskommen, und bitte um

*) Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

eine Zulage von hundert Thalern.“ Keine Antwort. Plötzlich eine Fluth von Grobheiten, alle in dem halblaut vornehmen, ja fast verbindlich klingenden Ton, der Herrn von Lüttichau eigen war, die eine Hand in der Brust, ohne seinen Körper zu bewegen.

Nachdem er sich des Längeren ausgeschimpft, ließ er sich zu den Worten hinreißen: „Auf dem Amphitheater (Platz vis à vis der Bühne) hängt kein Spiegel — ich bin Ihr Spiegel; ich sage Ihnen, Sie sind nicht zum Ansehen. Banck mag Sie auch nicht, und überhaupt, Sie müssen bedenken, daß Ihr Name auf dem Theaterzettel e Schade für de Kasse ist — Sie treiben mer de Leite naus!“ Im Aerger hatte er allmählich sein an und für sich zweifelhaftes Hochdeutsch ganz verloren. Ich verbeugte mich sehr aufgeregt: „Wenn die „Leite“ sonst nichts naustreibt, dann stehts gut um Ihr Theater, dem Uebel ist leicht abzuhelfen — Contract habe ich nicht, ich werde also Ew. Excellenz und das Publikum am ersten des nächsten Monats von seiner größten Qual befreien.“ Damit schob ich wüthend zur Thür hinaus. Am anderen Tage wurde ich gerufen. Als ob nichts vorgefallen, rief er mir lachend entgegen: „Ich gebe Ihnen die hundert Thaler Zulage!“ Ich legte meine Stirn in Falten und redete die vorher überlegte Rede: „Excellenz! In früheren Zeiten herrschte die Sitte, daß man für Mißhandlungen auf der Bühne, welche zum Stück gehörten, entschädigt ward. Maria Theresia

zahlte ihren Mitgliedern z. B. für eine Ohrfeige sieben Gulden, für einen Rippenstoß fünf Gulden u. s. w. Wie hoch würden die Mißhandlungen hinter den Coulissen, die der Person gelten, taxirt worden sein? Ich taxire Ew. Excellenz beleidigende Aeußerungen auf 140 Thaler, verlange also statt der gestern geforderten 400 Thaler nun 540 Thaler." Abermaliger Wortwechsel, dann milde Ruhe, Umänderung des Contracts auf 540 Thaler, Handgeben, Schmunzeln des Intendanten, und die Aeußerung gegen Hofrath Winckler: „Er war dumm."

„„Wie so war ich dumm, Excellenz!?""

„Ich hätte Ihnen noch mehr gegeben — ich brauche Sie doch zum Einspringen."

Wegen dieses Einspringens hatte mir Schauspieler Koch einen besonderen Spitznamen gegeben. In Braunschweig war früher am Hoftheater ein Schauspieler Mejo engagirt, welcher stets Proben besuchte, in der Hoffnung, die Untauglichkeit des einen oder des anderen Mitgliedes werde ihm Gelegenheit zum „Einspringen" geben. So wie Einer „umfiel", war er da. Seine Collegen nannten ihn deshalb das „Leichenhuhn". Einen so unästhetischen Namen wollte mir Koch nicht geben, und begnügte sich, mich einfach „Mejo" zu taufen.

Im nächsten Jahre abermals Zulage von ein paar hundert Thalern, aber ich kam nicht weiter. Ich erhielt

zwar manches hübsche Röllchen, spielte viel, aber die ganz untergeordneten Nebenrollen blieben mir, und zu einer Hauptrolle kam ich nie. Da erschien ein neues Drama der Birch-Pfeiffer: „Das Forsthaus", in welchem der Pfarradjunct Holm, von der Verfasserin für Emil Devrient bestimmt, wohl auch geschrieben war. Das Stück blieb liegen, unterdessen erschienen andere Stücke der Birch, die sie jedoch nicht einschickte. Man verlangte sie, und erhielt die Antwort: „Bevor Ihr das Forsthaus nicht gegeben, bekommt Ihr kein Stück mehr!" Nun mußte es heraus, und wurde für einen wichtigen Theatertag: den zweiten Osterfeiertag angesetzt, an dem ein brechend volles Haus herkömmlich war. Emil Devrient war auf Urlaub, die Rolle des Pfarrers Herrn Walther übertragen worden. Als die Proben beginnen sollten, traf Walther ein fürchterlicher Schlag durch den Verlust seiner jungen, blühenden, liebenswürdigen Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Natürlich wurde er sofort vom Dienste dispensirt. Das besagte Stück war nun aber vorbereitet — ein anderes nicht da. Der Name des Pfarrers Holm brachte auf die Idee: man könne es am Ende mit dem Schauspieler Holm — ich hatte unter diesem Namen die Bühne betreten, riskiren. Da das Publikum keine Ahnung hatte, daß die Parthie eigentlich für Emil Devrient bestimmt, die Rolle selbst in den ersten Scenen ihre spätere Wichtigkeit nicht vermuthen läßt, übernahm ich sie. Großer,

großer Applaus nach der ersten wichtigen Scene, nach dem Hauptact mehrmaliger Hervorruf. Die Berichte, welche man über meine Leistung an die Birch gesandt hatte, müssen brillant gewesen sein, denn unser Theatersecretair und Dramaturg Hofrath Winckler (Theodor Hell) zeigte mir einen Brief der Birch mit der Stelle: „Grüßen Sie Carl herzlich — ich gratulire ihm zu seinem Meisterschuß!"

Meine Beschäftigung blieb trotzdem dieselbe! Nebenrollen, keine einzige Hauptrolle; nur in den Possen erhielt ich eine Reihe von Liebhabern, von jenen unglücklichen sechs bis zehn Bogen starken Geschöpfen, an denen der Komiker seine Witze herunter gleiten läßt, an denen er seine Couplet's absingt. Am Schluß des Stückes heirathet der Liebhaber gewöhnlich die Liebhaberin, welche nach dem Theateretat die kleinste Gage hat. Das Publikum ist mit der Heirath einverstanden, weil es längst darüber einig, daß die Beiden für einander passen. Auf diese Rollen findet Shakespeares Wort Anwendung: „Der Mann auf der Scheibe, nach dem eine ganze Armee schießt!"

Solche Rollen mit Räder zu spielen, war aber eine ganz besondere Aufgabe. Heiklige Reden, für die es am passendsten war, sie unter den Tisch fallen zu lassen, oder ganz zu streichen, mußte man auf seinen Wunsch besonders hervorheben und in unnatürlich pathetischer Weise sprechen, damit er den Ton immittiren

konnte, was natürlich auf Koſten ſeines Mitſpielers eine unausbleibliche Wirkung zur Folge hatte. Ging man auf ſeinen Wunſch nicht ein, ſo konnte man von ſeiner Wuth das Aeußerſte riskiren. Was von Räder zu erwarten war, bezeigt folgender Fall. Als Porth in der Räderſchen Poſſe: „Don Quixote“ ſeinen Roſinante nicht beſteigen wollte, weil die Störrigkeit des Thieres Gefahr fürchten ließ, wurde Räder ſo wüthend, daß er einfach — das Local verließ. Er zog ſeinen Sancho Panſa aus, ging nach dem erſten Act nach Hauſe und das Theater mußte geſchloſſen werden! Was geſchah nun mit Räder von Seiten der General-Direction? — Nichts! *)

Die Eigenmächtigkeit der Dresdener Matadore ſteht überhaupt einzig da in der Theatergeſchichte. Die Regie ließ ſich Alles bieten, und wagte nicht, auch nur anzumurren. Ja ſelbſt wir Untergeordneten nahmen uns Freiheiten heraus, die beiſpiellos waren. Von der Regie geſtrichene Stellen wurden einfach auf der Probe überſchlagen — Abends geſprochen. Seit Eduard Devrients Abgang war Zuchtloſigkeit eingetreten. Im Jahre 1851 marſchirte ein öſterreichiſches Regiment (Italiener) durch Dresden. — Das Muſikkorps — die „Banda“ — ließ die große Trommel, wie in Oeſterreich damals üblich, von einem Hunde ziehen. Das Niegeſehene machte Auf-

*) Aehnliche Beiſpiele in: Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

ſehen. Der Hund wurde Stadtgeſpräch. Bald darauf erſcheint Räder in meiner Wohnung: „Ich habe ein einactiges Stück geſchrieben à la „Kurmärker und Picarde“, in welchem ein italieniſcher Soldat vorkommt und eine ſächſiſche Wäſcherin. Am Schluß erſcheint ein Muſikus, der auch ein Sachſe iſt, mit dem Hunde und der Trommel. Dummer Weiſe hat Rottmayer die Regie und der erlaubt den Hund nicht. Mit den anderen Regiſſeuren würde ich nicht viel Umſtände machen. Ich werde nun zwei verſchiedene Schlüſſe zum Stück ſchreiben. Den Schluß ohne Hund machen wir auf jeder Probe — Abends kommen Sie mit dem Hunde auf die Bühne und ſpielen den andern Schluß. Der Hund bleibt in der Requiſitenkammer verſteckt bis zu ſeiner Scene. Damit er nicht obſtinat iſt, und uns die Geſchichte verdirbt, muß er Nachmittags hungern, und Abends nehmen Sie ein Stück Wurſt in die Hand und locken ihn auf's Theater. Wollen Sie's thun, und verſchwiegen ſein? — Nu Herr je, Sie wollen wohl nich?“

„„Ja, ja, mit tauſend Freuden; — kann ich mir eine kleine Erzählung im ſächſiſchen Dialect einlegen?““

„Nu, meinetwegen!“

Regiſſeur Rottmayer war das Stück — „Beppo und Guſte“ hieß es — zu fade, er überließ die kleinen Arrangements dem Verfaſſer, der ſich auf dem Zettel: „Straniero“ nannte, es jedoch für das Publikum nicht war. Rottmayer begriff nicht, wie Räder glauben konnte,

daß dieſer Schluß (der falſche) Effect machen könne. Abends erſchien ich mit dem Hunde; der Jubel des Publikums lockte Rottmayer in die Couliſſe — es rührte ihn faſt der Schlag. — Und was geſchah mit uns? Wir bekamen eine Naſe, nach der Stellung länger oder kürzer, und die einzige Genugthuung Rottmayers war, daß man das Stück nicht wiederholte; ein Glück für den Verfaſſer, denn gefallen hatte nur die Hundeepiſode und durch die Nichtwiederholung ſtand Räder noch als Märtyrer da.

Räder war ein ſchauſpieleriſches Talent erſten Ranges, das Eduard Devrient in ſeiner „Geſchichte der Schauſpielkunſt" — meiner unmaßgeblichen Meinung nach — zu kalt abſpeiſt. Ich habe von Räder Rollen geſehen, die hochvollendet waren und er hätte, im Luſtſpiel mehr verwendet, und von der Autorität einer umſichtigen Regie im Zügel gehalten, ein Schatz für das Repertoir ſein können. Abgeſehen von ſeinen vielen derbkomiſchen Rollen der Poſſe, ſeinen Buffoparthien in der Oper, waren Rollen wie Krokus (Schule der Verliebten), der alte Militairdiener (Major Haudegen), Jäger Patzig (Familienzwiſt und Frieden) ja auch Brauſe, oder wie er heißt in Bauernfelds „Virtuoſen" vortrefflich, Weber Zettel übertrieben, aber doch urkomiſch. Die Kälte des Dresdener Publikums trug viel Schuld an ſeinen Uebertreibungen. Ich ſah einmal mit Laube zuſammen Räder als Zettel.

Im zweiten Act rief Laube wüthend ganz laut: „Der Teufel soll hier komisch spielen, wenn Niemand lacht.“ Endlich brachte Räder sie doch zum Lachen, aber durch welche Mittel. Rollen, die nicht in erster Linie standen, waren nicht nach seinem Geschmack, und gerade darum oft so sehr vorzüglich, weil er sie fallen ließ. In seinen eigenen Possen spielte er ganz allein und lud sich durch die ewig vorgeschriebenen Verkleidungen, Couplets und Tänze, physisch anstrengende Riesenaufgaben auf den Hals. Seine Possen hatten allerdings den Vorzug, daß sie sich von dem ängstlichen Haschen nach neuen Witzen gänzlich frei hielten. Jeder Spaß, den sie brachten, war dem deutschen Publikum bereits seit einem halben Jahrhundert lieb und werth, und so begrüßte man ihn als alten Bekannten freundlich wieder.

Daß diesen Werken die Pforten des Dresdener Hoftheaters geöffnet und Tausende zur Ausstattung bewilligt wurden, das ist allerdings schmerzlich zu beklagen und werth, von Eduard Devrient mit dem Anathem belegt zu werden. Der einzige Vorzug war der, daß sich diese Possen von jeder Zweideutigkeit rein hielten.

Als Mensch war Räder, abgesehen von seinem aufbrausenden Wesen, ein liebenswürdiger College, ein wahrhaft guter Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, und, wie er oft bewiesen, der aufopferndsten Freundschaft fähig war. Ich selbst habe in seiner Eigenschaft als Regisseur, wie als College viel Freundlichkeit von ihm

erfahren, und ihn wirklich lieb gehabt. Sein Tod war ein herber Verluſt für die Bühne — in ſeiner Vielſeitigkeit iſt Räder wohl nie zu erſetzen. Als Dichter ſchwebt ſein Geiſt noch immer über dieſem Kunſttempel, denn nun herrſchen Aſchenbrödel, Sneewittchen, Rapunzel in dieſen Räumen, nur mit dem Unterſchied, daß die Ausſtattung noch größere Summen verſchlingt und jetzt die erſten Kräfte des Schauſpiels ihr Talent an dergleichen verſplittern dürfen.

Doch ich bin ſchon wieder beim türkiſchen Kaiſer.

Ich faßte alſo den Entſchluß, meiner mangelhaften Beſchäftigung wegen von Dresden fortzugehen und ehe ich an einem Stadt-Theater zweiten Ranges meiner Spielwuth die Zügel ſchießen ließ, an einem Theater erſten Ranges noch zu lernen. Wien ſchien mir am zweckmäßigſten. Ich ſchrieb an Amalie Haizinger, welche mit meiner Familie bekannt war, und erhielt faſt umgehend ein Antwortſchreiben von ihrer Tochter Louiſe Neumann — jetziger Gräfin Schönfeld — worin ſie mir im Namen ihrer Mutter mittheilte, daß ſie Laube meine Wünſche vorgetragen und dieſer mich zum Gaſtſpiel erwarte. Ich wählte Landwirth, Hans Sachs, Laube wählte Koſinsky und behielt ſich die Wahl der vierten Rolle vor. Entſetzlich, denn ich hatte ja kein Repertoir erſter Rollen. Koſinsky hatte ich geſpielt, Landwirth und Sachs lernte ich in drei Wochen bequem, aber in Wien in ein paar Tagen eine neue Rolle zu lernen, war kaum möglich. — Nun, auf

gut Glück! Vorwärts! — Ohne Urlaub — das war ja in Dresden ganz egal — reiſte ich ab. Die erſte Vorſtellung, welche ich in Wien ſah, war Scribe's „Damenkrieg“ (Frauenkampf) und „Des Malers Meiſterſtück“ von der Weißenthurn. Mir fiel das Herz vor die Füße bei dieſen ausgezeichneten Vorſtellungen. Dresden hatte einen Künſtlerkreis, von dem Eduard Devrient mit Recht ſagt: „Der Stand der Dresdener Kunſtgenoſſenſchaft war beim Eintritt in die Mitte des Jahrhunderts der Art, daß ſich das Größte damit hätte ausrichten laſſen.“ — Gewiß! aber von der Art, Luſtſpiele zu ſpielen, hatte man in Dresden keinen Begriff. Frau Peche als Gräfin Autreval und Lußberger als Montrichard gefielen mir ſchon ſehr, Fritz Devrient war als Flavigneul charmant, aber Louiſe Neumann und Fichtner ſetzten mich geradezu in Extaſe. Die Liebenswürdigkeit und Feinheit des Letzteren war bezaubernd, und was Louiſe Neumann aus der Leonie gemacht, iſt auch nicht annähernd zu beſchreiben. Sie machte ſie zur Hauptrolle, ohne daß im Geringſten abſichtliches Hervordrängen geſtört hätte. In „Malers Meiſterſtück“ ergötzte mich Meixner durch ſeinen trocknen Humor, Dawiſon electriſirte mich durch das ſprudelnde Leben ſeines Farbenreibers. Ich verließ das Haus, an meine Bruſt ſchlagend: „Herr, ſei mir Sünder gnädig, und erlaß mir das Gaſtſpiel, hier kann ich nicht mitſpielen!“

Die zweite Vorſtellung war Coriolan. „Hurrah!

Hier kannſt Du mitſpielen.“ Mit Ausnahme der Rettich, des La Roche und Wagner eine mittelmäßige Vorſtellung. Ich gehöre noch heute zu den dankbarſten Verehrern der Rettich, aber als mir dieſer ſingende ſüßliche Ton mit permanentem Augenblinzeln zum erſten Mal entgegen trat, ſtieß er mich ab. Sie entſchädigte durch ſchöne Momente, aber Franziska Berg in Dresden erreichte ſie nicht, am wenigſten in der Fluchſcene. La Roche war bis auf zu große Bürgerlichkeit tadellos. Joſef Wagner kam ſeine imponirende Perſönlichkeit für den Coriolan zu Statten, und die Scenen mit der Frau waren ſchön und einfach, — an ſeine geiſtige Ueberlegenheit aber glaubte ich nicht. Das war der Vorzug von Emil Devrient's Coriolan. Hätte Emil mehr Heldenhaftigkeit im Organ wie in Geſtalt gehabt, er wäre wunderbar geweſen. Er war ja Coriolan — der Coriolan der Theaterwelt. Eben ſo bedeutend, eben ſo überhebend. „Hängt ſie!“ hätte auch er gern gerufen. Bei dem Einen handelt es ſich um Senatoren und römiſches Volk, beim Andern um verſtocktes Publikum oder tadelnde Recenſenten.

Wie geſagt, die Wiener Vorſtellung war mittelmäßig; ſelbſt Dawiſon ſtach nur durch ſeine Energie in der Sprechweiſe und den Aufwand von Lunge ab, durch den er beweiſen wollte, daß Coriolan eigentlich ſeine Rolle und nicht der Brunnenvergifter Sicinius, den er als Galopin eines ſehr mittelmäßigen Brutus ſpielen mußte. Unter den Nebenrollen zeichneten ſich zwei Schau-

ſpieler noch durch den ausgeprägteſten öſterreichiſchen Dialect aus. Wunderbar griff aber die Vorſtellung in einander — meiſterhaft war Laube's Regie.

Meine erſte Gaſtrolle war der „Landwirth". Sehr anſtändiger Erfolg. Alle Stellen, welche irgend Gelegenheit gaben, wurden freundlich aufgenommen; nach jedem Act, mit Ausnahme des erſten, der keinen Anlaß giebt, Hervorruf. Ich war ſelig, zumal Alles meine „Innerlichkeit" mein „Gemüth" lobte. Meine zweite Rolle: Hans Sachs. Bis zum Schluß des II. Actes kein Lebenszeichen des Publikums, auch da nur ein Miniatur-Appläuschen. Mir preßte es das Herz ab, aber ich ließ die Flügel nicht ſinken, und tröſtete mich, daß die reizende Schönhoff, jetzige Gattin von Friedrich Haaſe, auch noch keinen Beifall erhalten. Sie hatte bei ihrem Gaſtſpiel ſehr gefallen und ſpielte die Kunigunde als Eintrittrolle in das neue Engagement. Im dritten Act wurde ich in der Waldſcene auf eine hübſche Rede ſtürmiſch applaudirt und nach der Scene ebenſo gerufen. So blieb es bis zum Schluß. Laube lobte meine Einfachheit und Natürlichkeit und ich hatte abermals einen glücklichen Abend zu verzeichnen.

Koſinsky ging ſpurlos am Publikum vorüber. Nun kam's zur Wahl in der vierten Rolle. Franz in „Götz von Berlichingen" oder Anton in: Iffflands „Jäger." „Welche Rolle haben Sie öfter geſpielt?" fragte Laube.

„„Keine von beiden.""

„Menſch, Sie werden doch nicht am Burgtheater

in einer Rolle auftreten wollen, die Sie noch nie gespielt?“

„„Landwirth und Hans Sachs hatte ich auch noch nie gespielt.““

„Und Sie haben die Rolle mit einer Scenenprobe bewältigt?“

„„Wenn ich eine Rolle kann, brauche ich doch nicht viel Proben.““

„Dreiste Jugend! Also fort mit Franz und Anton! Suchen wir andere Rollen. — Wie ist's mit Lembert im Fabrikanten, haben Sie den gespielt?“

„„Ja!““

„Oft?“

„„O — ja!““

„Also übermorgen Fabrikant!“

Ich nahm die Rolle mit und war glücklich über die Wahl; schon lange war ich auf die Rolle wie versessen, hatte sie aber weder gespielt noch gelernt. Von Allem, was zu der Rolle gehört: Schönheit der Erscheinung, Schwärmerei, Gluth der Leidenschaft, Vornehmheit der Bewegungen hatte ich gar nichts, wie auch von der Gefährlichkeit der Rolle keine Ahnung, denn durch die Leistung Emil Devrient's, der sie einmal aus Gefälligkeit für seinen Bruder Eduard übernommen, stand sie mir als die erste und interessanteste des Stückes in Erinnerung. Ich fing an zu büffeln, aber mein damals so gutes Gedächtniß ließ mich im Stich. Der Tag der

Aufführung kam heran. Um fünf Uhr Morgens saß ich noch bei der Rolle — umsonst! Die Stunde der Probe rückte heran, die Angst trieb mir das Blut in den Kopf — eine furchtbare Blamage lag mir vor. Der Alp wurde immer drückender, ich fing an zu heulen wie ein Kind. Indem kam der Theaterdiener, sah meinen Zustand und sagte besorgt: „Sie sind krank?“ „„Ja, ja,““ rief ich und befreite mich von dieser Qual durch Absagen. Das Stück wurde auf einige Tage später angesetzt, ich konnte die Rolle noch immer nicht, und schwamm mich durch einen der qualvollsten Abende meines Lebens hindurch. Das Publikum entschädigte sich für die mediocre Leistung durch die ganz braven Darstellungen der Frau Hebbel und des Herrn Lucus und die wunderbare Gestaltung des Cantal durch La Roche.

Mein Gastspiel hatte ein Engagement zur Folge.

Ich ging nach Dresden zurück, kündigte und trat am 1. October 1851 in die Reihen der „Mitglieder“ des k. k. Hofburgtheaters. Nur die lebenslänglich Engagirten sind bekanntlich „k. k. Hofschauspieler“. Man hatte mir in Dresden wieder Zulage geboten, aber ich blieb standhaft.

Der Abschied von Dresden wurde mir furchtbar schwer. Ich hätte keine Eisenbahn gebraucht und auf meinen Thränen nach Wien schwimmen können.

Zur ersten Rolle mußte ich ebenfalls wieder eine noch nicht gespielte wählen: „Paul von Scharfeneck“ in:

„Der Majoratserbe“. Ich hatte das Stück nie gesehen, und bat einen Dresdener Tänzer, Herrn Perenz, der im selben Hause mit mir wohnte, und auf Liebhabertheatern sämmtliche Rollen Emil Devrients gespielt hatte, mich über die Art, wie Emil die Rolle auffasse, zu informiren, mir auch Extempores und pikante Einzelnheiten mitzutheilen. Dies geschah, und wohlgerüstet sah ich dem Tage der Aufführung entgegen.

O Gott! was erlebte ich bis dahin. Wer kennt nicht die Manier so vieler alter „Hofschauspieler“, wenn ein „Neuer“ auf die erste Probe kommt. Die Coulissen sind gefüllt, die Lorgnetten ruhen auf dem Armen. Um ihn ganz caput zu machen, wird von den Darstellern gesprochen, welche die Rolle früher gespielt, und „unvergleichlich“ gewesen. So war es denn auch mit mir. Vor jeder Scene, die ich probiren sollte, hieß es: „Das war eine göttliche Scene von Fichtner!“

„Jesses! (Jesus.) Fichtner in der Roll'!“

„Na, überhaupt Fichtner!“

Es waren wie fast überall, nur die dii minorum gentium, die also thaten, aber Aufmunterung hatte ich nur durch Louise Neumann.

Obwohl von den Burgschauspielern Emil Devrient nie nach Verdienst gewürdigt wurde, hier mußte auch seine „unvergleichliche Leistung“ herhalten, um mich einzuschüchtern. Friedrich Wagner, mit dem ich später ganz leidlich bekannt wurde, war der, welcher den neuen

Hund im Dorfe am meiſten anbellte. Die Stellung dieſes Mannes war eine der vielen Räthſelhaftigkeiten an erſten Bühnen. Ohne Wohlgeſtalt, mit einem Rieſenſchädel und Stierhals behaftet, ohne jegliche Grazie, mit trippelndem und wippendem Gang, ſehr mittelmäßigem Talent, verzapfte er eine Menge derjenigen Rollen, die in den Stücken die Abgötter der Damen waren. Jeden Neuen fürchtete er, und konnte es nicht verwinden, daß er neben mir im Majoratserben und möglicher Weiſe noch in anderen Stücken den zweiten Liebhaber ſpielen ſollte. Nun, ich habe ihm in der Folge nicht geſchadet und er wurde mir noch ganz freundlich zugethan.

Bei dem abſtoßenden Betragen, das ich erfahren, ſchwur ich mir heilig und theuer, daß, wenn ich es je zu einer Stellung bringen ſollte, jeden Anfänger, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, mit größter Freundlichkeit zu fördern.

Eingeſchüchtert durch das Betragen meiner neuen Collegen, welches auch am Abend fortgeſetzt wurde, verlor ich allen Muth, und wagte gar nicht, die kleinen Extempores anzubringen. Meine Leiſtung war eine lahme, matte, und fiel total durch. Schöner Anfang eines neuen Engagements! Meine zweite Rolle war Emanuel im „Geheimniß“ von Kettel mit angenehmem Erfolg. Ich habe keine Ahnung mehr vom Inhalt des Stückes, weiß nur, daß ich im zweiten Act eine Erzählung hatte, an deren Schluß die Hauptdame aufzu-

treten hatte. Frau Hebbel wurde empfangen und verbeugte sich. Großes Gemurmel im Hause. Nach dem Actschluß kam Laube, La Roche und die Haizinger auf die Bühne und riefen mir zu: „Der Applaus galt Ihnen, nicht der Hebbel.“ Das Gemurmel war die artig unterdrückte Heiterkeit über die falsche Auffassung des Applauses. Meine Freude war groß, nicht allein über den Applaus, mehr noch über die Freundlichkeit der Genannten, welche ihre Logen verlassen hatten, um mir eine Freude zu machen! Laube war zufrieden, aber er sah ein, daß er mich seinem Publikum zunächst nur in kleinen Rollen vorführen dürfe — ich hatte von größeren geträumt. Nach einigen Tagen wurde der Majoratserbe wiederholt, — wahrscheinlich aus Noth — ich hatte mehr Courage und brachte es zu einem ganz niedlichen Erfolgelchen. Eine Verbesserung gegen Dresden war das neue Engagement nicht, denn die mir zugetheilten Rollen: Ismael (Turandot) Brauer Jacob (Müller und sein Kind) Lorenzo (Kaufmann von Venedig) Dawison (Maria Stuart) König von Frankreich (König Lear) Fürst (Valentine) Benvoglio (Romeo und Julia) Robert Foster (Gebrüder Foster) Buchheim (der Vetter) ꝛc. ꝛc. hatte ich entweder in Dresden schon gespielt, oder würde sie bei etwaiger Austheilung der Stücke erhalten haben. Allerdings hätte man mich Emanuel im Geheimniß nicht spielen lassen, ebensowenig den Majoratserben, aber das waren zwei Rollen und noch dazu Debutrollen.

Für die getäuſchten Hoffnungen wurde ich durch Laube's perſönlichen Umgang, durch das Wohlwollen der erſten Mitglieder und durch das, was ich von ihnen ſah und lernte, entſchädigt. Laube hatte mich perſönlich gern und zog mich viel in ſeine Nähe. Mein vorlautes Weſen ſtieß ihn nicht ab — zog ihn eher an. Faſt täglich holte ich ihn vom Büreau ab, dann gingen wir an ſein Haus, er zog die Glocke, ſeine Hunde ſprangen über die vier Treppen ihrem Herrn entgegen und dann ſetzte ſich der Zug um die Glacis in Bewegung. Es waren dies meine genußreichſten Stunden. Laube iſt ſehr von ſich eingenommen, aber ich kenne keinen Mann von Bedeutung, der im Verkehr ſo zugänglich wäre, wie er, der wie er, die Meinung des Anderen zu hören verſteht, und bei dem Stellung, Rang, Alter gar keinen Unterſchied machen. Laube hätte ſich in Wien eine brillante Stellung machen können, wenn er nur das geringſte Talent zur Schranze gehabt hätte. Das hatte er aber gar nicht. Im Gegentheil! Sprach ihm in irgend einer Angelegenheit eine hochſtehende Perſönlichkeit oder ein würdiger alter Künſtler eine Anſicht aus, und ein beliebiger junger Schnüffel von Schauſpieler das Gegentheil, ſo adoptirte er ruhig die Anſicht des Letzteren, wenn ſie ihm geſunder ſchien, ohne dem Erſteren die Pille der Verwerfung durch Redensarten zu verſüßen. Tauſend Menſchen ſtieß er damit vor den Kopf und er war in ſeiner beſten Zeit Oben keineswegs eine beliebte Per-

sönlichkeit; er hatte ja schon von Haus aus als Protestant und ehemals zum „jungen Deutschland“ gehörend, keinen besonders festen Boden unter den Füßen.

Mit Laube täglich zu verkehren, machte mich stolz, umsomehr, als ich ihn als Dichter verehrte, ehe ich ihn kannte. Auch in seinem Hause verkehrte ich viel und seine Gattin war dem jungen Menschen, der ihr seinen Kummer über ungenügende Beschäftigung klagte, eine freundliche Trösterin. Bei Laube's herrschte die Sitte, daß täglich Nachmittags um fünf Uhr der Kaffee genommen wurde und zu dieser Stunde Jeder willkommen war, der im Hause Besuch gemacht hatte, eigentlich Jeder, auch wenn er zum ersten Male hereinplatzte. Interessante Stunden! denn welcher Dichter, welcher Darsteller, überhaupt welcher Künstler von Bedeutung wäre in Wien gewesen, ohne Laube aufzusuchen, abgesehen von den Dichtern, Journalisten, Bildhauern, Malern, Schauspielern, an denen Wien selbst reich war. Leer war es nie, aber es gab Nachmittage, an denen zwanzig bis dreißig Menschen sich die Thürklinke abwechselnd in die Hand gaben. Schlag dreiviertel sieben Uhr kam der Diener und meldete den Wagen. Die Frau des Hauses erhob sich und fuhr ins Theater — Laube ging dahin. Das hatte Frau Iduna ihren Gästen von Haus aus angewöhnt, zu rechter Zeit zu gehen und da man wußte, daß Laube's sich in keiner Weise genirten, war der Verkehr in dem Hause ein vollständig ungezwungener. Alle Montag

war nach dem Theater Souper für vierzehn Perſonen. Laube's leider ſo früh verſtorbener Sohn Hans ſaß im Nebenzimmer und hatte die Aufgabe für den Fall einer Abſage die Zahl dreizehn zu vermeiden. War der Vierzehnte eingetreten, durfte Hans zu Bette gehen. Einladungen zu dieſen Soupers erhielt ich verhältnißmäßig oft; eine beneidete Auszeichnung, weil der Raum nur die genannte Zahl geſtattete. Das Wohlwollen, welches Laube mir in der Zeit meiner Jugend entgegentrug, hat er mir, unberufen, bis heute bewahrt. Immer, wenn er ſpäter an die Orte kam, an denen ich anſäſſig oder zum Beſuch war, benachrichtigte er mich vorher von ſeiner Ankunft, beſuchte mich und verlebte mit mir ſeine freie Zeit. Wir traten ab und zu in ſchriftlichen Verkehr, und vor einigen Jahren ſuchte ich meine Carlsbader Cur in die Zeit zu verlegen, in der er dort wandelte. Wir waren täglich vom Morgen bis zum Abend beiſammen und ſeinen belehrenden Geſprächen, Vorleſen von Rollen, danke ich manchen Wink, der mir von großem Nutzen war. Ohne Streit ging es allerdings nicht ab, und eines Tages erbitterten wir uns der Art, daß er durch ſeinen überlauten Vorwurf: „Sie verderben mir die Cur!“ die Aufmerkſamkeit aller Spaziertrampler auf ſich zog. Er hatte mir vorher von den Talenten der Wolter, des Sonnenthal und Lewinsky anerkennend erzählt und ſein Bedauern ausgeſprochen, daß dieſe Künſtler ſeit einem

Jahre, seit seinem Abgange zurückgegangen und leider ein anderer Geist jetzt herrsche.

„Dann sind Ihre Lieblinge eben keine Künstler, sondern traurige Schächer — Mittelmäßigkeiten!

„Wie können Sie sich unterstehen so zu urtheilen?"

„„Ich bleibe dabei. Schreyvogel war seit zwanzig Jahren vom Burgtheater abgegangen, aber bei allen alten Vorstellungen sagte man noch nach zwanzig Jahren: „Schreyvogels Geist waltet über diesen Darstellungen — über diesem Ensemble." Und von Ihrem Geist ist, wie Sie selbst sagen, schon nach einem Jahre nichts mehr zu spüren. Ich kenne keinen der Genannten als Schauspieler, aber wenn sich Alles so verhält, wie Sie sagen, kann es doch nur an denen liegen, die Sie also unverdient mir so hoch stellen wollen."

Noch mehr erbitterte ihn mein Zweifel, daß eine ganze Reihe von Künstlern sofort das Burgtheater verlassen und zu ihm kommen würde, falls er das Leipziger Stadt-Theater übernehmen sollte. „Nicht Einer", rief ich: „„die Jüngeren Alle"", rief er und es kam bis zu dem erwähnten Ausruf von der Curverderbung. Bis auf diese wenigen Ausbrüche lebten wir inmitten der herrlichen Berge und Thäler Gottvergnügt und durch Laube's Protection sogar in köstlicher Naturalverpflegung. Er schlug mir vor, die gewöhnliche Speisestunde aufzugeben, und mit ihm um 3 Uhr in der Salle de Saxe zu essen. Aus tausend Gründen ging ich sehr gern darauf ein.

Nachdem ganz Carlsbad abgegeſſen, tafelten wir, und der von den Carlsbadern verhätſchelte Laube bekam die beſten Biſſen des Hauſes, die für ihn, und nun auch für mich aufgehoben wurden. In Carlsbad gut zu eſſen, iſt ein Segen, denn die meiſten Einwohner haben gar keinen Schimmer, was Eſſen iſt. Man bekommt Zeugs in den Reſtaurationen vorgeſetzt, daß ich mich oft gewundert habe, warum man ſich die Mühe des Tiſchdeckens macht und die Gäſte nicht einfach an einem „Trog“ abfüttert.

Laube kam übrigens ſeit ſechs- oder achtunddreißig Jahren nach dem berühmten Badeort — jedes Kind kannte ihn. Er war der Stolz Carlsbads. Seinen Brunnen trank er auf eigene Fauſt und hat nie einen Arzt angenommen.

Eines Tages will ich eben zu Tiſch gehen, da kommt er mir entgegen.

„Kehren ſie nochmals um!“

„„Wohin?““

„Ich will Ihrem Ober-Chef, Herrn von Hülſen, einen Beſuch machen. Thun Sie desgleichen.“

„„Gern!““

Herr von Hülſen war nicht zu Hauſe.

Am andern Morgen begegnet er mir.

„Sie waren geſtern mit Laube bei mir. Ich bedaure ſehr — ꝛc. Wo wohnen Sie?“

„„Da und da!““

„Wo wohnt Laube?“

„„Da und da!““

„Zu welcher Stunde iſt Laube nicht zu Hauſe?“

„„Warum fragen Sie gerade nach dieſer, Herr General-Intendant?““

„Ich möchte ihm um dieſe Stunde meinen Gegenbeſuch machen.“

„„Das thut mir Leid.““

„Weshalb?“

„„Ich dachte mir das anders. Ich meinte, Sie würden gerade die Stunde aufſuchen, in welcher er zu treffen, würden ſich über die Berliner Theaterverhältniſſe mit ihm ausſprechen, ein Wort würde das andere geben, und der Beſuch würde damit enden, daß der neu ernannte Director des Berliner Hoftheaters, Herr Heinrich Laube, ſeinen Chef, den Herrn General-Intendanten von Hülſen bis an die Thür begleitet, um beim Abſchied das neue Verhältniß durch einen herzlichen Händedruck zu beſiegeln.““

Herr von Hülſen ſchwieg einen kurzen Moment, dann erwiderte er: „Ich gebe Ihnen die Verſicherung, ich habe daran gedacht, dem Erfinder der deutſchen Schauſpielkunſt die Stelle Düringers anzubieten, aber nachdem ich die Berichte geleſen, die Laube in der „Neuen freien Preſſe“ über ſeinen Nachfolger geſchrieben — nein — nein; — mit dem Manne kann ich nicht zuſammen wirken.

Zu meinen aufrichtigen Bedauern konnte ich nichts darauf erwidern.

Ich bin überzeugt, Laube hat später, wenn er es auch nicht eingesteht, sein scharfes Vorgehen gegen Halm selbst bereut.

Herr Gott, nun bin ich schon langsam in das Jahr 1870 hinaufgerutscht und muß also zurück zu 1851.

Wie gesagt, mit der Beschäftigung haperte es, über zweite, dritte Rollen brachte ich es nicht hinaus. Alle Parthien, die mir wünschenswerth, besaß Fritz Devrient. Fritz, mit dem ich Ende eines jeden Monats zusammen kam, tröstete mich und sagte oft bedeutsam: „Ihre Stellung wird bald besser."

Mit Devrient umzugehen wäre mir, der Liebenswürdigkeit seines Wesens und der Gutmüthigkeit seines Charakters wegen sehr angenehm gewesen, aber unsere pecuniären Verhältnisse waren zu verschieden. Er hatte ungefähr 2500 bis 3000 Gulden Gage, dazu machte er jährlich 3000 Gulden Schulden. Das gab ihm also, wie Baron Abendstern sagt, ein sicheres Einkommen von ungefähr 6000 Gulden. Damals eine ganz freundliche Summe. Ich hatte 1600 Gulden, konnte nur die solidesten Vergnügen mitmachen, und oft ging ich vor zehn Uhr Abends nach Hause, um die drei Kreuzer für den Hausmeister zu sparen. Fritz hielt sich Gig und Kutscher, speiste in den ersten Hotels und nur, wenn gegen Ende des Monats

kein Groschen mehr in seiner Tasche, kam er zu uns und schwärmte für „einfache Lebensweise.“ Am ersten des nächsten Monats verschwand er dann wieder auf drei Wochen. Eines Tages erscheint er bei mir in seinem schwarzen spanischen Mantel, und sagt sehr aufgeregt: „Sie müssen mir den Mantel abkaufen; ich lasse ihn für die Hälfte, für vierzig Gulden.“

„„Das ist mir zu theuer, das kann ich an einen überflüssigen Wintermantel nicht anwenden, ich habe keinen nöthig.““

„Sie müssen ihn kaufen, denn ich muß die vierzig Gulden heute noch haben — ich gehe durch!“

„„Um Gotteswillen, das kann Ihr Ernst nicht sein.““

„Ich werde von meinen Gläubigern gedrängt, kann mich nicht mehr retten. Nun halten Sie mir keine Rede, alter Philister, gute Lehren kann ich nicht brauchen, aber vierzig Gulden! Rücken Sie raus! Sie retten mich damit vom Gefängniß und kriegen meine Rollen.“

„„Um den Preis, daß Sie sich unglücklich machen, will ich sie nicht. Bedenken Sie —““

Er ließ mich nicht zu Worten kommen, stöberte selbst in meinem Schreibtische, sah Geld, und das Ende vom Liede war, daß ich den Mantel kaufte, Fritz mir die Stunde seiner Flucht nannte, und mich mit noch ein paar Bekannten zum Abschied bestellte.

Seine Gutmüthigkeit schenkte mir eine Menge

Sachen, die ich endlich scheinbar annahm, sein Leichtsinn übergab mir seine ganze Correspondenz, darunter sämmtliche Briefe seines Vaters (Carl Devrient) und seiner Mutter (Wilhelmine Schröder-Devrient), welche die zartesten Familienverhältnisse enthielten, unversiegelt. Ich versiegelte Alles in Gegenwart der Freunde und sandte ihm nach Jahren Briefe und Geschenke nach Frankfurt a. M., als ich hörte, daß der Unstäte endlich ein Domicil gefunden. Ich bekam trotz wiederholter Mahnung nie eine Zeile, daß die wichtigen Briefe in seinen Händen, und als ich ihn später einmal wiedersah, begriff er nicht, daß ich das „Zeugs" aufgehoben.

Sein Durchgehen wurde vom Burgtheater sehr ruhig hingenommen, und als man der Direction Bedauern aussprach, daß Fritz Devrient nun für ewig die Burg verschlossen sei, war die Antwort: „Warum denn? Uns ist er ja nicht durchgegangen, nur seinen Gläubigern!"

Diese konnte er aber nie befriedigen, und so kehrte er nicht wieder.

Ich hatte nichts gewonnen: Don Luis (Donna Diana) Fürst (Valentine) und ein paar Lustspielrollen waren für mich seine Erbschaft. Im Lustspiel spielte ich mit Widerwillen, weil ich meine Unbehülflichkeit fühlte, konnte es auch nur in solchen Parthien zur Geltung bringen, zu denen ein herzlich gemüthlicher Ton gehörte. Ernste Rollen sprach ich verständig und würdig. Mein größter Feind war meine Haltung, mein Aeußeres über-

haupt. Ich war als Kind hübsch, ging aber schon im sechzehnten Jahre ins häßliche Fach über und war Anfangs der Zwanzig so verändert, daß meine kurzsichtige Mutter mich einmal ans Fenster zog und nach längerer Betrachtung wehmüthig ausrief: „Carl, was wirst Du häßlich!“ Daß man häßlich sein, und doch auf der Bühne durch die Kunst, sich zu schminken, ganz gut aussehen kann, beweise ich heute täglich selbst. Damals aber schminkte man sich wenig, Fettschminke kannte man gar nicht, zumal in Wien nicht, wo die Männer gar keinen Werth auf Nachhülfen legten, weder in Bezug auf das Gesicht, noch auf die Figur. Ich puderte mich, malte mir rothe Backen, und ließ mir Löckchen brennen. Ich fand mich bildschön! Ich war es ja auch im Verhältniß zu meiner Erscheinung im Leben. Aber das Publikum, das mich als Mensch nicht kannte, konnte sich mit der relativen Schönheit nicht begnügen. Mich elegant zu kleiden verstand ich ebenfalls nicht. Mit einer kleinen Rolle fiel ich auf. Es war Herr von Busch in Kotzebue's Pagenstreichen. Ich hatte mir eine sehr gute Maske in der Verkleidung als Adjutant von Säbelknopf gemacht, und spielte die Scene als alter Soldat recht gut. Des schnellen Umzugs wegen hatte ich weite Kleider angezogen und die Uniform in der vorhergehenden Scene schon darunter.

Am anderen Tage sagte Laube auf dem Spaziergang zu mir: „Sie waren nicht schlecht gestern, man kann sagen: gut, aber wie sahen Sie aus? Die beiden

anderen Liebhaber waren Friedrich Wagner und Arnsburg, und Sie waren der ruppigste. Wissen Sie, was das heißt, neben diesen Beiden? Damals sah ich das nicht ein, und erwiderte etwas gereizt: „Das mag wohl sein, aber wenn ich meine Garderobe ändere, werde ich mir die Ihrige auch nicht zum Muster nehmen.

„Sollen Sie auch nicht! Ich spiele keine Liebhaber, für einen Director ist meine Garderobe gut genug."

Die Osterwoche des Jahres brachte ich bei meiner Mutter in Dresden zu und besuchte Eduard Devrient, der sich mir in der Zeit meiner Anfängerschaft immer freundlich gezeigt, und für den ich eine große Verehrung hatte. Von unserem unsichern und unwissenden Dresdener Regisseur Dittmarsch bekam man selten eine bestimmte Antwort und so wandte ich mich denn stets mit allen Fragen an Eduard, der mich in liebenswürdigster Weise belehrte. Eine besondere Veranlassung war Schuld, daß Eduard Devrient mir ein freundliches Interesse widmete. Man hatte ihn, nachdem er die Regie niedergelegt, als Schauspieler nicht immer mit brillanten Rollen bedacht, sondern ihm durch Zutheilung von Anstandsrollen, d. h. von solchen, die man Anstand nimmt zu spielen, (wie es in der Theatersprache heißt) ab und zu einen kleinen freundlichen Nadelstich versetzt. In einem neuen Drama von Rost: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" hatte man ihm einen braven „Abt von Reinhardtsbrunn" versetzt. Dieser Abt hatte, so viel ich mich erinnere, im

ersten, zweiten und letzten Act je eine Scene. An solchen Abenden verwandelte nun Devrient seine Garderobe in eine Schreibstube und arbeitete an seiner „Geschichte der Schauspielkunst.“ Ich spielte in dem genannten Stücke ein recht niedliches Röllchen: „Landgraf Diezmann“ und hatte eine Scene im zweiten Act mit dem Abt, in welchem ich das Benehmen Friedrichs (oder irgend eines Andern) tadle und der Abt nach jedem Satz seine Zustimmung giebt. Die Scene soll beginnen — Devrient ist nicht da! Ich gehe hinaus und spreche die ganze Scene, meine und Devrients Reden als Monolog. Unterdessen war Devrient aufgefunden und hörte die halbe Scene aus der Coulisse an. Bei meinem Abgang schüttelte er mir die Hand und sagte: „Meisterhaft haben Sie meine Nachlässigkeit verdeckt. Das macht Ihnen sobald kein Schauspieler nach.“

„Dreiste Jugend!“ würde Laube gesagt haben. Ja wahrhaftig, das kann man auch nur in der Jugend!

Bei meinem jetzigen Besuch klagte ich nun Eduard Devrient meine trübselige Beschäftigung. Er tröstete, bedeutete mich, daß das Burgtheater nicht da sei, Anfänger in bedeutenden Rollen vorzuführen, daß es langsam schon gehen werde, und mahnte zur Geduld. Zugleich fragte er, ob ich denn gar keine Rolle in einem neuen Stück im Hause habe.

„O ja, die dumme Rolle des Eugen von Felsen in „Magnetische Kuren“ von Hackländer!“

„„Mein Gott, das ist ja die dankbarste im Stück! Solche Rollen giebt man Ihnen am Burgtheater? Ihre Klagen sind sehr ungerechtfertigt.““

„Die Rolle mag gut sein, aber ich kann im Lustspiel nicht spielen. Ich habe kein Talent dazu, und auch keine Lust. Lustspielschauspieler will ich nicht werden, ich will mir eine höhere Stellung erringen!“

„„Sie haben kein Talent dazu? Meiner Meinung nach spielen Sie Ihre Röllchen im Schau- und Trauerspiel recht gut und fleißig. Sie können sich mit der Zeit in diesem Genre eine ehrenvolle Stellung erwerben, aber ihr eigentliches Fach ist das Lustspiel. Gewinnen Sie es ein einziges Mal über sich, zu denken, Sie sind in „Magnetischen Kuren“ Herr Sontag, sprechen Sie so natürlich und ungezwungen, wie Sie es im gewöhnlichen Leben thun und ich garantire Ihnen Erfolg. In dem Fach können Sie vielleicht bedeutend werden. Ein Schauspieler, der in Einem Fach bedeutend, ist ein bedeutender Schauspieler. Sind die großen Niederländer, die keine Madonnen malen, nicht auch große Künstler? Sie wollen sich in der Kunstwelt Namen und Stellung erringen. Ist die Stellung Fichtners, für den Sie ja schwärmen, nicht eine der beneidenswertheſten in der Theaterwelt? Und seine Wirksamkeit gehört fast nur dem Lustspiel an.““

Die bedeutsamen Worte wirkten. Mit Fleiß und Lust ging ich an die Rolle, spielte, so weit es einem im

Leben dreiſten, auf der Bühne befangenen jungen Schauſpieler möglich, mich ſelbſt, und gefiel ganz gut. Gegen die unvergleichlichen Leiſtungen der Neumann, des Fichtner, La Roche, Beckmann ſtach ich ab, aber es ſpielten ja auch noch Frau Hebbel, Herr Rettich und Andere in dem Stück, die mehr mit mir, als mit den Genannten auf gleicher Höhe ſtanden. „Magnetiſche Kuren“ gefielen ſehr, und ich durfte meine hübſche Rolle öfter ſpielen. In dieſer ſah mich eines Abends der Schweriner Hofſchauſpieler Gliemann, ebenſo als Koſinsky und in einer von Fichtner außerordentlich beliebten Epiſode: Chriſtoph Balder in „Dorf und Stadt“ die man mir in Fichtner's Krankheit anvertraut hatte.

„Wir ſuchen einen erſten Helden und Liebhaber — ich halte es für meine Pflicht, meinen Intendanten auf Sie aufmerkſam zu machen, da ich höre, daß Sie unzufrieden ſind. Wollen Sie zu uns kommen?“

„„Bekomme ich alle erſten Liebhaber?““ fragte ich gierig.

„Alle, d. h. Sie ſpielen Max Piccolomini, ꝛc. ꝛc. aber in den Stücken, in welchen zwei erſte Liebhaber, müſſen Sie den geſetzten ſpielen z. B. Poſa, Manuel, Mercutio, Leiceſter ꝛc. ꝛc. Eben ſo im Luſtſpiel.“

Der Gedanke, nicht mehr als armer Lazarus unter dem Tiſch zu ſitzen und auf die Broſamen zu warten, die herabfallen, ſondern im Ueberfluſſe ſchwelgen, in den guten Rollen wühlen zu dürfen, der Gedanke hatte

zu viel Verführeriſches! Ich bevollmächtigte Gliemann zu Unterhandlungen, indem ich ihm meine Bedingungen mittheilte. Bald darauf reiſte ich nach Franzensbad, und dort erhielt ich den Contract. Es trat der ſeltene Fall ein, daß ich 800 Thaler Gage und 2 Thaler Spielhonorar verlangt hatte, und einen Contract mit 1000 Thalern und 3 Thaler Spielhonorar erhielt. Meine Gagen-Forderung war dem Intendanten wohl zu beſcheiden erſchienen; ich hatte nur an die Rollen gedacht.

In Franzensbad brauchte ich die Cur, aber meine Ferien reichten nicht zur Vollendung derſelben, und ſo bat ich um Nachurlaub, der mir von Herrn von Raymond — Laube war nicht da, — verweigert wurde. Als Zögling der Dresdener Schule blieb ich nun auf eigene Fauſt, und ſandte mein ärztliches Atteſt ein. Als die Cur beendet, und ich nach Wien kam, kaufte ich mir ein Paar neue Handſchuhe zum Verſöhnungsbeſuch und wanderte zuerſt zu Laube aufs Büreau.

„Was wollen Sie hier?“ ſchnauzte er mich an. „Sie haben den Urlaub überſchritten, Sie ſind entlaſſen. Ihre Gage erhalten Sie bis zum Ende des Contracts.“

„„So!““ erwiderte ich gelaſſen, wenn Sie nicht mehr mein Director ſind, ſo kann ich mir ja meine neuen Handſchuhe „ſparen“ und indem ich ſie auszog, „„Nun, Herr Doctor, wie gehts Ihnen?““

Laube, wirklich liebenswürdig jedem ſchlechten Witze

gegenüber, nie ehrbedürftig, und des Respects sich wohl bewuſt, den man im Innern vor ihm hatte, lachte, und sagte: „Versöhnen Sie Raymund, er will Ihre Entlassung.“ Ich weiß nicht, wo die Stelle her ist, die mir eben einfällt, aber sie paßt auf Laube: „Es war ihm leicht, jeden Augenblick seine Würde wegzuwerfen, weil er im Stande war, sie jeden Augenblick wieder aufzunehmen.“ Laube ist heute noch ein alter Student und verbreitet doch einen Respect um sich, der einzig ist.

Hofrath Raymund, ein stets von Verbindlichkeit triefender Hofmann, war mit einem Wort versöhnt und bald darauf bot man mir Verlängerung des Contracts mit guter Zulage. Ich sagte, ich sei in Schwerin engagirt, und könne das Anerbieten nicht annehmen, es sei ja auch durch Baumeisters Engagement die letzte Hoffnung auf bessere Beschäftigung geschwunden.

Von dem Augenblick bekam ich schöne Rollen, denn man glaubte nicht an meinen Abgang. In den „Phrenologen“ von Benedix die Hauptrolle, den Liebhaber in „Mirandolina“, den Engländer Eduard Gibbon in „Englisch“, Arthur Derwood in „Ein Arzt“ und Oswald Born in: „Das Herz vergessen“. Die beiden letzten Rollen aus Devrients Nachlaß spielte ich noch, und zwar den Engländer in: „Ein Arzt“ mit so andauerndem Beifall nach dem ersten Abgang, daß Mutter Haizinger, welche die alte Tante himmlisch spielte, sagte: „Sie spiele so selte, sie halte

Sie für e Gaſcht (Gaſt), Sie wolle Sie rausrufe". Für engagirte Mitglieder war bekanntlich der Hervorruf verboten. Faſt fing ich an zu bereuen, daß ich in Schwerin abgeſchloſſen, zumal ſich meiner unterdeſſen eine ſtille Liebe bemächtigt, ich außerdem einen Brief von Doctor Lederer erhalten hatte, der meine Beſchäftigung viel beſſer fand als die Dresdener und mich mahnte, auszuharren.

Es war zu ſpät und ich verließ am erſten October Wien mit ſchwerem Herzen.

Reich an Erinnerungen iſt das Jahr für mich geweſen. Viel geſehen habe ich, viel gelernt. Hätte ich Geduld gehabt, auszuhalten, vielleicht wäre ich mit der Zeit zu einer erſten Stellung gelangt.

Und was hätte ich dann? Täglich Schauſpiel, kurze Sommerferien, geringer, vielleicht gar kein Winterurlaub. Will man ſolche Ferien ſtatt ſich auszuruhen, zu Gaſtſpielen benutzen, um ſich in der Theaterwelt bekannt zu machen, dann iſt man ein Frevler an ſeiner Geſundheit, und der Art ſind die Gagen wiederum nicht, um in Wien ein Leben zu führen, wie man es in Norddeutſchland mit der Hälfte der Mittel behaglich geſtalten kann.

Ich traf Meixner vor einigen Jahren in Dresden, wo er am Nesmüller'ſchen Sommertheater bei Tageslicht gaſtirte. „Wie können Sie hier ſpielen?" platzte ich heraus, als ich ihn in der Garderobe beſuchte.

„„Ich gebe Ihnen die Antwort, die ich meinem Chef, von dem ich dieſelbe Frage erwarte, geben werde: Von meiner Gage kann ich in Wien nicht leben — alſo nehme ich die Gaſtſpiele, wie ſie ſich mir bieten.““

Zu denen, die mir das Leben in Wien angenehm zu machen geſucht haben, gehört vor Allen Dawiſon, in deſſen Hauſe ich die gemüthlichſten Stunden verlebte. Er war ſehr gaſtfrei und nie glücklicher, als wenn er einen heitern Kreis um ſich verſammeln konnte. Die Unruhe, welche ihn in ſpäteren Jahren kaum eine halbe Stunde auf einem Platze ließ, lag damals noch in der Kindheit. Er war zu jener Zeit ſchon ein beliebtes und in vielen Rollen gefeiertes Mitglied des Burgtheaters. Ich liebe die ſogenannten Theaterfreundſchaften nicht und „härte meine Hand nicht durch Begrüßung von jeden neugeheckten Bruder.“ Faſt alle Duzbrüderſchaften, deren ich mich zu erfreuen habe, ſtammen aus der Kinderzeit, nur wenige, denen ich nicht entgehen konnte, aus ſpäteren Jahren. Aber ich fühlte mich ſehr geehrt, als Bogumil Dawiſon mir „Brüderſchaft“ anbot und im damaligen herzlichen Verkehr hätte ich nie geglaubt, daß unſere Freundſchaft ſich dereinſt ſo ſchroff löſen würde. Abgeſehen von ſeiner eminenten Begabung war mir Dawiſon auch ſeines Rieſenfleißes, ſeiner fabelhaften Energie wegen, ein Gegenſtand der Bewunderung. Die deutſche Sprache machte ihm immer noch zu ſchaffen, und um die Rollen ſich feſter einzuprägen, lernte er ſie ſatz-, ja ſylben-

weiſe und ſchrieb ſie zu größerer Befeſtigung ab. Ich glaube, den Mephiſto im „Fauſt“ hat er fünf Mal abgeſchrieben. Unglücklich war er, wenn der Fleiß nicht belohnt wurde. Jeder Tadel machte ihn wüthend, und doch nahm er ihn von Jedem an, ja er verlangte ein Urtheil; ſtritt, wenn es nach ſeiner augenblicklichen Meinung nicht richtig war, prüfte aber genau, kam zur Einſicht, und beherzigte. Sehr guten Einfluß hatte ſeine Frau, welche Gutzkow einſt ganz richtig, allerdings an recht unpaſſender Stelle: am Polterabend ſeiner zweiten Hochzeit, ſein „künſtleriſches Gewiſſen“ nannte. Sie lobte nach der Vorſtellung jede Leiſtung unbedingt, zerfloß in Lobeserhebungen, und kam am andern Tage Schritt für Schritt langſam mit dem Tadel heraus, den er auf die Art pillenweiſe und verzuckert erhielt.

In Dawiſon's Natur war ein eigenthümlicher Bruch. Seine Leidenſchaft, ſein Feuer, ſein Naturell wieſen ihn auf Helden; Geſicht und Organ auf Böſewichter und Intriguants. Verlangte eine Rolle dieſe Eigenſchaften zugleich, ſo lieferte er Vollendetes. Das war ſpäter bei Richard III. der Fall. Die Aufführung von Richard III. war für Wien ein Ereigniß. Wenn Richard wirklich, wie die Geſchichte ſagt, nach ſeinem Bruder Eduard IV. bis auf den Höcker und hinkenden Gang der ſchönſte, und durch ſeinen Verſtand beſtechendſte Mann Englands geweſen, ſo blieb Dawiſon äußerlich hinter dem Bilde zurück, aber er ſah damals in der Rolle doch ſo inter-

eſſant aus, daß dem Zuſchauer Vieles glaublicher erſchien, als bei andern Darſtellern. Dennoch war damals die Leiſtung noch nicht mit der ſpäteren zu vergleichen, namentlich die Scene mit der Anna nicht. Dawiſon ſprach die Stelle:

„Ich ſchlug ja König Heinrich!“

mit dem größten Aufwand von Stimme und unnatürlichem Pathos; die darauf folgende:

„Doch Deine Schönheit reizte mich dazu!“

mit gefalteten Händen und ſchelmiſch blinzelnden Augen im banalſten Converſationston; ebenſo die Stelle:

„Nur zu, denn ich erſtach den jungen Eduard!“
„Jedoch Dein himmliſch Antlitz trieb mich an!“

Ein ſchallendes Gelächter des Publikums begleitete beide Stellen. Die berühmte Scene: „Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für'n Pferd!“ war er gezwungen, bei ganz kurzer Decoration, eine Couliſſe tief, zu ſpielen und, um auftreten zu können, den Wald bei Seite zu drängen. Zu der Scene gehört volltönendes Heldenorgan; Dawiſon raſte in einem übertrieben zerfetzten Coſtüm, mit zerhacktem Harniſch, bei wackelndem Hintergrunde hin und her und ſchrie die Scene in höchſter Tenorlage ab, ſo daß wieder ſchallendes Gelächter dieſer erſchüttern ſollenden Scene folgte. Er war wüthend! Zu mir, der ich an dem Abend das Publikum durch Darſtellung des Marquis von Dorſet kränkte, ſtürzte er und rief: „Was ſagſt Du, was ſoll ich thun?“ Ohne Antwort abzuwarten, ſtürzte er mit derſelben Frage zu einem Andern.

Zwei Tage darauf ſtürzte er — er ſtürzte damals immer — in mein Zimmer, ſämmtliche Blätter Wiens in der Hand und rief: „Lies!“ Sie waren faſt ſämmtlich tadelnd. Er ließ mich kaum zu Worte kommen. „Ich werde mir meine Kritiken über meinen Richard anderswo holen!!

Er hielt Wort. Als er ruhig geworden, fing er an, raſtlos an der Rolle zu arbeiten; ſie wurde eine ſeiner glänzendſten, und ſelbſt Emil Devrient, der nie gerecht gegen ihn war, entzog ihm in dieſer ſeine Anerkennung nicht. Dawiſon, der die lobende Aeußerung erfuhr, ſagte mit einem Blick gen Himmel: „Die eine Rolle alſo hat er den Göttern geopfert.“

Dawiſon war ſehr ſarkaſtiſch und vertrug gleichfalls jede Ironie. Wir und noch Einige, die zum engeren Freundſchaftskreiſe gehörten, führten überhaupt unſeren Dialog nur in der Weiſe. „Hohn“ hatte Dawiſon unſern Kreis getauft, und wenn er an einer neuen Bekanntſchaft eine ironiſche Ader entdeckte, war er glücklich über den neuen „Hohnscandidaten.“ Mir ſchenkte er einſt ein Bild, das Kriehuber von ihm gezeichnet, das aber ſehr unähnlich ausgefallen, mit der Unterſchrift:

„Wann Du auch, wo und wie
Betrachteſt dieſes Geſicht,
So denke, der Meiſter Krie-
Huber hat ihn gezeichnet, getroffen hat er ihn nicht.

Dem würdigſten Mitgliede der
Wiener Hohnsgenoſſenſchaft.

Zu den hübſchen Rollen, die ich am Burgtheater bekam, gehörte: Robert Foſter in „Gebrüder Foſter“. Das Stück war unglücklich beſetzt. Dawiſon, der als älterer Foſter vortrefflich geweſen wäre, ſpielte den Stephan, allerdings mit Wirkung. Löwe, der für dieſen in jeder Beziehung mittelalterlichen Bonvivant Stephan wie geſchaffen war, quälte ſich mit dem Thomas ab. Umgekehrt wäre die Vorſtellung ein Genuß geweſen — ſo machte ſie keinen Menſchen froh. Wäre ich nicht im Stück geweſen, Löwe hätte die Palme als Schlechteſter bekommen, ſo aber machte ich ſie ihm ſtreitig. Ich heulte meine Rolle herunter, ſchrie und tobte, erſchütterte die Luft, gewann aber nichts damit, und den zwei Händen, die ſich am Schluß des vierten Actes rührten, folgte nie eine dritte. Am Tage nach der Vorſtellung erhielt ich ein Dank- und Gratulationsſchreiben von Dawiſon. Herbert König, der ſeitdem ſo berühmt gewordene Maler und Zeichner ſchenkte mir eine Aquarelle des Burgtheaters; der Theaterzettel neben der Eingangsthür meldete: „Gebrüder Foſter.“ Nach Jahren ſchickte mir Dawiſon wieder ein großes Bild und die Widmung darunter lautete: „Stephan ſeinem Robert.“ Keine Gelegenheit zum Hohn ließ ſich Dawiſon jemals entgehen.

Collegialität herrſchte am Burgtheater keineswegs. Nur gruppenweiſe verkehrten die Mitglieder mit einander. Viele ſtanden auf Kriegsfuß. Aber ein guter Spaß fiel niemals auf unfruchtbaren Boden. Niemals wurde ein

Scherz übel genommen. Dawiſon machte einſt eine Collecte, zu der Jeder reichlich gab. Für das Geld kaufte er ſich in Gegenwart der Geber: Auſtern, Champagner und die feinſten Delicateſſen. „Ich danke Euch, Kinder, die Collecte war für mich.“ Alles lachte und nur Joſef Wagner wiederholte ein paar Mal gutmüthig bedauernd, auf Dawiſon zeigend: „Hätt' ich dem Kerl nur nicht gerade drei Gulden gegeben.“

„„Vielleicht brauche ich nicht Alles““, rief Dawiſon ausgelaſſen, „„dann gebe ich Ihnen einen Gulden zurück.““

Solcher Blödſinn wurde aber alle Augenblick, natürlich in verſchiedener Art, gemacht. Ein einziger Scherz bekam uns ſchlecht. Lußberger, ein vortrefflicher Darſteller bürgerlich gemüthlicher Rollen, hatte eine ſehr gute, aber ſeiner Meinung nach nicht ganz würdige Beſchäftigung. Am meiſten ärgerte ihn, daß er, wovon aber Keiner ausgenommen, im Trauerſpiel Boten, Vertraute, kurz Nebenrollen ſchwärzeſter Art ſpielen mußte.

Dawiſon und ich ließen ihm zu ſeinem Geburtstage einen prächtigen künſtlichen Lorbeerkranz machen, ſchön mit Gold verziert, auf einem ſeidenen Kiſſen ruhend. Auf jedem Blatt ſtand eine dieſer Nebenrollen. Die Garderobe hatten wir mit alten Guirlanden aus der Requiſitenkammer geſchmückt und eine Art Altar für das Geſchenk aus Stühlen, Stiefelknechten und Geſchirren aller Art gebaut. Hinter der Thür erwarteten wir die

Wirkung dieſes nach unſerer Meinung „himmliſchen“ Witzes. O Gott! Wie kam es anders! Er nahm den Spaß furchtbar übel, tobte und ſchrie fortwährend:

„Wie können dieſe Menſchen ſich ſo etwas erlauben! Wie können ſie ſo etwas wagen! O dieſer dumme Junge, dieſer freche Grünſchnabel!“

„„Das biſt Du!““ flüſterte Dawiſon.

„Dieſer infame Judenlümmel!“

„„Das biſt Du!““ flüſterte ich.

Endlich, nach einer halben Stunde, brachte ihn Mutter Haizinger wenigſtens dahin, ſich umzukleiden und abzuſchminken. Im Abgehen ſagte ſie noch: „Gute Nacht, Alter, nehme Sie ſich die Dummheit von den frechen Bengels nicht ſo zu Herzen; aber unverſchämte Menſche ſinds, ſolche alte würdige Künſchtler mit ſolche Späß zu regalire. Es iſcht unverzeihlich! Gute Nacht!“

Indem trat ſie in die Thür, und ſofort, obgleich ſie wußte, daß wir ihr Schimpfen auf uns gehört haben mußten, fuhr ſie ohne Pauſe fort: „Ich weiß nit, was dem alten Eſel einfällt, die Sach' ſo ernſcht zu nehme — macht ihn wieder gut.“

Am anderen Tag mietheten wir uns einen Trauerwagen, wie er bei Begräbniſſen üblich, zogen ſchwarzen Frack und weiße Halsbinde an, ſchminkten uns blaß, nahmen Jeder in die eine Hand einen ſchwarzen dreieckigen Hut, in die andere eine Citrone und fuhren bei Lußberger vor. Der gute Kerl war beim Anblick des Auf-

zugs entwaffnet, und gab uns die Hand. Große Versöhnung; aber Ruhe hatte er von uns für immer — wir versuchten unsern „Hohn“ an Anderen.

Eine Art von Scherz herrschte damals, in der La Roche Meister war, Meister wie auf der Bühne.

„Kinder, habt Ihr die Geschichte schon gehört, die in der Gegend von Bamberg passirt ist?“

„„Nein, was ists?““

„Ein alter Edelmann schickt seinen Erstgebornen auf die Universität nach Leipzig. Dort geräth er in schlechte Gesellschaft und führt ein ausschweifendes Leben. Der jüngere Sohn bleibt im Hause beim Vater und verliebt sich in seine Cousine, die Nichte des alten Edelmanns.“

In dieser Weise erzählte nun La Roche ruhig weiter, bis endlich Einer ausrief: „Aber das sind ja die Räuber von Schiller.“

„Ja, wenn Ihr das Stück kennt, dann hätte ich's ja gar nicht zu erzählen brauchen.“ La Roche hatte eine Fertigkeit, seine Geschichten einzuwickeln, daß man bis zur Hälfte gewöhnlich „aufsaß.“ Andern glückte es nicht immer, und manchmal war der Erzähler der Gefoppte; man ließ ihn, obwohl Alle längst das Original der Erzählung errathen hatten, sich bis ans Ende quälen.

Amüsant war's immer am Burgtheater. Der Vater der Debütantin wird gegeben. Zur achten Vorstellung war wiederum kein Billet zu haben. Herbert König,

damals am Carltheater engagirt, wollte das Stück durchaus sehen.

„Wir nehmen Sie in die Theaterloge, es wird heute von den Herren Niemand drin sein!"

„„Das dürft Ihr nicht, das kostet Euch Strafe.""

„Kommen Sie nur!"

Dawison und ich schleppten ihn in die Garderobe, die im zweiten Stock dicht neben der Theaterloge liegt, klebten ihm einen blonden Backenbart an, setzten ihm eine blonde Perrücke auf und eine goldene Brille auf die Nase. So, gänzlich unkenntlich gemacht, führten wir ihn in die Theaterloge, zu der man keine Controle passiren mußte. Am andern Tage beschwerten wir uns auf dem Büreau, daß „schon wieder ein Fremder" in der Loge gewesen. Man hatte ihn allgemein bemerkt und sofort wurde eine Untersuchuug angestellt, die aber nichts ergab.

Zu denen, die mir Wien werth gemacht, gehörte auch Ludwig Löwe. Er speiste in einem Gasthof untergeordneten Ranges, aber von sehr guter Küche, und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Ich that dies nun durch das Jahr hindurch fast täglich. Der alte Wilhelmi, ein wunderbarer Darsteller gemüthlicher und vorzüglich gravitätischer alter Herrn, war ebenfalls täglicher Gast. Da beide mit meiner Familie bekannt, stand ich zu ihnen wie ein Sohn — Löwe dutzte mich sofort nach einigen Begegnungen. Er war bereits ins alte

Fach übergegangen, aber ohne eigentlichen Erfolg. Frische lebendige alte Herrn gelangen ihm, der selbst im Leben bis ins siebzigste Jahr hinein sprudelte, vortrefflich, nicht solche, die ruhige Würde verlangten. In verbissenen Charakteren, die man ihm auch aufbürdete, war er unerträglich. Die wenigen jugendlichen Rollen, die ich noch von ihm sah, waren entzückend. Perin, den er in einem grotesk komischen, bunten Costüme gab, von der Ansicht ausgehend, es sei der Hofnarr, und auch dem Spiel die Färbung dieser Stellung gab, ging bis an die Grenze des Erlaubten, war aber hinreißend. Petrucchio ebenfalls übertrieben gewagt, aber es stand Löwe Alles, was keck und kühn war. Im letzten Act, im Moment, wo er seiner Wette sicher, füllte er die Pause bis zu Bianca's Eintritt dadurch, daß er auf den Absätzen, mit verschränkten Armen, den triumphirenden Blick auf Vincentio, um die Bühne tanzte. Wenn man das so erzählt, so klingt die Nüance fast läppisch — wer sie gesehen, jubelte mit dem übermüthigen Gewinner der Wette.

In den Räubern spielte er den Spiegelberg — liebenswürdig! Meiner Ansicht nach die einzig mögliche Auffassung, die den intimen Verkehr Carl Moor's mit der Canaille rechtfertigt. Er war als Spiegelberg zum Wälzen drollig. Den Sprung in der Erzählung vom Hunde im ersten Act machte er auf der Bühne, er machte den Satz über den breiten Graben, von dem er erzählt, vor unseren Augen. Die Scene war von unglaublicher Wir-

kung. Die Langweiligkeit des langweiligſten Stückes kam nicht zur Geltung, wenn er die Hauptrolle hatte. Löwe's geflügeltes Tempo führte über ſie hinweg. „Garrick in Briſtol" war durch ihn Lieblingsſtück. Den „Sohn der Wildniß" habe ich nicht mehr von ihm geſehen, aber ich kann mir denken, daß das Stück, wenn Löwe jung geblieben, noch heute Repertoirſtück wäre. Die Kerls, die ich als Ingomar geſehen habe, hatten keine Ahnung von dem Humor und der Naivetät der Rolle und bramarbaſirten ſie pathetiſch als „Heldenrolle" herunter. Sehr wahr ſagt Gutzkow: „Jedes Stück mit Löwe ſpielt eine halbe Stunde kürzer."

Als es entſchieden war, daß ich nach Schwerin gehen ſollte, beſtimmte man als eine meiner erſten Rollen Correggio. Ich ging zu Löwe und bat um Vorleſung der Rolle, die früher eine ſeiner berühmteſten geweſen. Er ſprach ſie zu den von mir geleſenen Stichworten auswendig. Ohne Perrücke, die er im Hauſe abgelegt, Feß auf dem Kopfe, lange Pfeife im Munde, im Hemd, Unterbeinkleide und Pantoffeln begann er. Trotz des wirklich komiſchen Coſtüms kam ich aus den Thränen nicht heraus, ſo erſchütterte mich der kindliche Ton, ſo ergriff mich die unglaubliche Einfachheit der Darſtellung. Unbeſchreiblich rührend, unvergeßlich ſprach er im Monolog die Worte: „Niederträchtig bin ich nicht!" Ich begreife den Zauber vollſtändig, den er in ſeiner Jugend ausgeübt."

Laube haßte er tödtlich und vielfach ungerechtfertigt; noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er mir in den bitterſten Ausdrücken und prophezeite Laube's Sturz, der freilich eintrat, den Laube ums Burgtheater aber wahrhaftig nicht verdient hatte.

„Vielen Blinden gehen jetzt ſchon die Augen auf!“ ſchrieb Löwe. „Man lernt einſehen, daß die Meinung, an Laube einen Mann von höherem äſthetiſchem Wirken gewonnen zu haben, ein leerer Wahn war. Man erkennt jetzt allgemein nur ſein Verlangen, auf die gemeine Maſſe zu wirken, numeriſch wohl Neues zu bringen, um die Caſſe zu füllen, und ſeinen Corporalſtock mit Geſchrei und Specktakel burleskenartig zu ſchwingen. Ich habe ſchon vor Jahren geſagt, Laube iſt kein Mann, der als Director geiſtig ſeiner Aufgabe gewachſen iſt*). Aeußere Grimaſſe von Schaffen, Aendern, Bewegen, Rumoren und Durcheinanderwerfen ſind die Hauptzüge ſeiner Theaterführung. Mißgriffe über Mißgriffe, das Repertoir iſt nüchtern **) und geſchmacklos, das Heer ſeiner Creaturen iſt groß; ſo wird er ſich noch einige Jahre halten, aber am Ende doch mit Geſtank entfernen ***).

*) Unglaublich partheiiſche Beurtheilung eines ſo geiſtreichen Mannes wie Laube.

**) Das Gegentheil war eher der Hauptfehler, den man dem Laube'ſchen Repertoir vorwarf; — es war zu pikant, zu franzöſiſch gewürzt.

***) Was après Laube kam mit Löwe's Antheil an der Leitung erinnerte doch ſehr an — le deluge.

La Roche und seiner liebenswürdigen Gattin bin ich ebenfalls vielen Dank schuldig, daß sie mir ihr Haus freundlich öffneten. Ich war drei Monate engagirt, da kam La Roche in meine Wohnung: „Sie sind das erste Mal von Hause fort und werden am Weihnachtsabend Heimweh haben. Sind Sie noch nicht versagt, dann kommen Sie in unseren kleinen Kreis!“ Das vergesse ich ihm nie! Als Dawison hörte, daß ich die Einladung angenommen, war unsere kurze Freundschaft im Begriff, zu scheitern. Er war wüthend, denn er hatte Geschenke und Ueberraschungen für mich vorbereitet, aber die Einladung vergessen. Ich theilte den Abend nun zwischen seinem und dem Hause von La Roche. Letzterem verdanke ich bei meinen Besuchen und seinen Einladungen noch eine Menge interessanter Bekanntschaften, von denen eine der angenehmsten die Freundin des Hauses: Fanny Elsler, war.

Nach vielen Jahren sah ich La Roche wieder in Gmunden. Dieselbe herzliche Aufnahme wie damals, dieselbe Freundlichkeit von Frau und Tochter, dasselbe schmunzelnde unveränderte Gesicht des Alten, nie ohne eine scherzhafte Malice auf den Lippen. Welche Genüsse ich La Roche als Künstler danke, brauche ich nicht zu erwähnen — er hat in seinem bestimmten Fach nicht seines Gleichen.

Eigenthümlich ging mirs mit Haizingers. Ihnen verdankte ich das Engagement, Mutter und Tochter waren

freundlich und lieb zu mir, wo wir uns trafen — bei jedem Einkauf ſtand mir Mutter Haizinger mit Rath zur Seite, und opferte mir ihre Zeit, aber in dem ganzen Jahre haben ſie mich nicht ein einziges Mal in ihren Familienkreis gezogen. Alle Augenblick erzählten ſie mir: „Geſtern iſt der und der bei uns geweſen", „Morgen ſpeiſt die und die bei uns" und oft waren es gute Bekannte aus der Fremde, mit denen ich gern zuſammen geweſen wäre. Ein einziges Mal begleiteten Fritz Devrient und ich Mutter wegen Glatteis nach dem Theater bis ans Haus — ſie forderte uns auf, mit herauf zu kommen und ſo verbrachte ich den erſten und letzten Abend im Haizinger'ſchen Hauſe.

Zu dem heitern Kreiſe, der ſich oft im Hauſe Dawiſons verſammelte, gehörte Schauſpieler Louis Julius, einer der anregendſten und witzigſten Menſchen, der im vorigen Jahrhundert ſicher an einem fürſtlichen Hofe die Stellung des Geheimen Raths Kyaw, des berühmten Hofnarren Friedrich Auguſts, eingenommen haben würde. Immer bei ſprudelnder Laune, kamen ihm gute Einfälle wie angeflogen und er war nicht der Mann mit der Ausführung zu zögern, ſobald dieſer moderne Eulenſpiegel ſich vom Schabernack Wirkung verſprach. Von den hundert übermüthigen Streichen, die er ausführte und an denen wir uns nicht ſelten betheiligten, will ich einen hier erzählen.

Wir waren in der Sylveſternacht bei Dawiſon.

Einer der Gäste — wenn ich nicht irre, ein Fremder — brachte gegen Mitternacht das Gespräch auf Geister und behauptete, er habe die Kraft, den Geist eines jeden Verstorbenen erscheinen zu lassen. Es solle sich nur einer der Gäste um zwölf Uhr in ein finsteres Zimmer begeben, und dort wolle er den Geist desjenigen citiren, der von der Gesellschaft gewünscht würde. Es gab sich von den Damen, die zuerst gefragt wurden, keine zu dem Experiment her und so bot sich Julius an, in das dunkle Zimmer zu gehen. Es wurde ihm das Letzte der langen Front des Hauses angewiesen — die Gesellschaft war durch drei Piecen getrennt, demnach eine Verbindung mit dem Eingesperrten unmöglich.

„Wer soll erscheinen?"

Auf dem Tische lagen Lenau's Gedichte.

„„Also Lenau!"" lachte der ungläubige Dawison.

Der Beschwörer erbat sich in Ermangelung seiner eigenen Instrumente aus der Küche Mörser, Bratpfannen 2c. 2c. Er öffnete das Fenster und fing an, unter allgemeiner Spannung und Heiterkeit seine Zaubersprüche zu murmeln. Er achtete die Winterkälte nicht, die durch's Fenster eindrang, stierte zu den Sternen, schlug dreizehn Mal stark auf den Mörser, sprach weiter, schlug fünf Mal leiser auf die Pfanne, sang ein Lied, schlug wieder auf seine Instrumente, und ganz aufgehend in die Feierlichkeit seiner Handlung schließt er dieselbe mit dem dreimaligen: „Erscheine, erscheine, erscheine!!" Gleich

darauf hören wir Thürenaufreißen, Geſchrei, und ſehen Julius ganz verſtört in's Zimmer ſtürzen. „Lenau!“ ruft er, und ſtürzt ohnmächtig zuſammen. Er erholte ſich ſchwer, war nicht zu bewegen in der Geſellſchaft zu bleiben, und ging, faſt krank, von der Geſellſchaft begleitet, nach Hauſe, denn trotzdem die Männer die Sache ins Scherzhafte zogen, war bei den Damen keine heitere Stimmung mehr zu erwecken.

Julius befand ſich am andern Tage beſſer und erzählte nun, daß er mit dem Beſchwörer unter einer Decke geſteckt habe. Julius hatte in ſeinem Zimmer ebenfalls das Fenſter geöffnet und die Mörſerſchläge waren der Telegraph, durch den er den Namen des zu erſcheinenden Geiſtes erfuhr. Die erſten dreizehn Schläge bedeuteten den dreizehnten Buchſtaben des Alphabets: L., die fünf Schläge den fünften Buchſtaben: E. — bis der Name zuſammengeſetzt war. Julius ſpielte brillant und ſo war es zwar ſtark, daß mehrere Herren, aber nicht gar ſo wunderbar, daß ſich die Damen täuſchen ließen.

Eines Abends kamen Meixner, Fritz Devrient, der damals am Burgtheater gaſtirende Münchener ausgezeichnete Schauſpieler Chriſten, Julius und ich aus dem Bierhauſe und wanderten heimwärts. Julius ſtößt im Vorübergehen durch Zufall einen großen, ſehr corpulenten Mann, welcher einen auffallend breitkrämpigen Hut trug, unſanft in die Seite. „Donnerwetter, können Sie nicht

Obacht geben, — Sie ungeschickter Ding, Sie!" ruft der Gestoßene.

Im Moment nimmt Julius eine strenge Miene an: „„Diese freche Bemerkung verdient Strafe; zudem tragen Sie einen verbotenen Hut! Ich bin von der geheimen Polizei, ich verhafte Sie. Meine Herren, nehmen Sie den Burschen in die Mitte und folgen Sie mir.““

Der Fremde ward windelweich und bat. Julius blieb unerbittlich. Wir führten den Gefangenen durch eine Straße nach der anderen. Eulenspiegel-Julius schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Den Grobian ängstigte er und uns ennuyirte er durch die langen Wege, die er die Ermüdeten in der Nacht machen ließ. Der Gefangene merkt endlich an unserem Gekicher, daß die Sache nicht geheuer. Als wir zufällig an einer Militär-Wache vorüber gehen, bleibt er stehen. „Ich will hier hinein geführt und verhört werden."

„„Ihre Angst sei Ihnen Strafe genug,““ sagt Julius gnädig, „„ich will Sie entlassen.““ Damit entfernten mir uns. Nach einigen Minuten hören wir eine Militär-Patrouille hinter uns herrasen. Meixner, Christen und ich drücken uns in eine Hausnische und lassen die Patrouille an uns vorbei. Julius und Fritz Devrient laufen davon. Wie sich herausstellte, hatte der Entlassene den Fall angezeigt, — das Militär hatte auf uns gefahndet, Devrient und Julius erwischt und Beide muß-

ten den Scherz mit vierundzwanzigſtündigem Arreſt büßen. Fritz lachte, aber Julius war die Sache ſehr unangenehm. Er ſelbſt hatte vor einigen Wochen einen breitkrämpigen verbotenen Hut getragen und Gefängnißſtrafe deshalb erlitten; dies war der zweite Fall — beim dritten wußte er, was ihm bevorſtand: Ausweiſung aus Oeſterreich.

Dieſe traf kurz nachher einen unſerer beſten Freunde: Theodor Demuth, damals in der erſten Buchhandlung des Kaiſerſtaats thätig, in der von C. Gerold und Sohn. Es war ein herber Schlag, der durch dieſe Ausweiſung unſeren intimſten Kreis traf. Eines Tages wurde Demuth auf die Stadthauptmannſchaft berufen, wo man ihm anzeigte, daß er binnen vierundzwanzig Stunden Wien zu verlaſſen habe. Auf ſeine Frage nach der Urſache wurde ihm das Wort abgeſchnitten, und der Befehl wiederholt. Die Vermittlung hoher Perſönlichkeiten prallte ab — unſer Freund mußte reiſen. Ein Jahr blieb er in der Verbannung. Jetzt iſt er Compagnon-Chef derſelben Buchhandlung, aber ich glaube, er hat bis heute noch nicht erfahren, welchem Verbrechen er die Gewaltmaßregel zu danken hatte. Ich kann begreifen, daß Einem nach langjährigem Aufenthalte in Wien jeder andere Ort kleinſtädtiſch erſcheint, daß man ſich wieder nach Wien zurückſehnt, aber eben ſo wenig leicht iſt's, ſich dort einzugewöhnen. Mir wenigſtens iſts ſehr ſchwer geworden; es ſteckt viel zu viel Philiſternatur

in mir, um das ewig geräuſchvolle Wien zu goutiren. Aber für den Schauſpieler, wenn man von der Stellung deſſelben, die durchaus nicht den herzlich freundſchaftlichen Verkehr in allen Schichten zuläßt, abſieht, bietet es des Intereſſanten gar zu viel, um nicht mit Vergnügen ein paar Jahr lernend und ſich ergötzend dort leben zu können. Wenn ich nur den Künſtlerkreis an mir vorüber ziehen laſſe, deſſen Darſtellungen mich erfreut, ſo werde ich faſt zweifelhaft, ob ich denn wirklich das Alles in dem einem Jahre erlebt habe.

Zu den Genannten kommt Fichtner, der unbeſtritten anmuthigſte Luſtſpielliebhaber; der auf der Bühne wie im Leben ſtets ſchlagfertige und ſelbſt in ſeiner Ironie urgemüthliche Beckmann. Der herrliche Anſchütz, deſſen dehnende Sprechweiſe ihm den Spitznamen „Der Dehnenkönig“ eintrug, der aber bis in's Mark erſchüttern konnte. Beim Münchener Muſtergaſtſpiel hatte dieſe gedehnte Sprechweiſe abſtoßend gewirkt; da ſpielte er den alten Miller in „Kabale und Liebe.“ Ein Kritiker ſchrieb: „Jetzt kennen wir den See, in den Anſchütz tauchen muß, um echte Perlen hervorzuholen.“ Der letzte Act des alten Miller war mir das Erſchütterndſte, was ich je geſehen. Die Grobheiten im zweiten Act kann Jeder zur Geltung bringen — Flegeleien gegen Höhergeſtellte wirken immer, aber der Moment, in welchem er das Taſchenmeſſer zieht, es ſpießbürgerlich auseinander macht und ſeiner Tochter hinhält: „Hier iſt ein Meſſer —

durchſtich Dein Herz — und das Vaterherz" — war unbeſchreiblich. Noch großartiger der, in welchem Louiſe ſagt: „Vater, es ſei! Ferdinand — Gott ſieht herab! So zerreiß ich ſein letztes Gedächtniß!" und der alte Mann mit beiden Beinen vor Seligkeit in die Höhe ſpringt, und in die Worte ausbricht: „Das iſt meine Tochter. Blick auf! Um einen Liebhaber biſt Du leichter, dafür haſt Du einen glücklichen Vater gemacht!"

Unbeſchreiblich war die Scene, unbeſchreiblich!

Eine koloſſale Leiſtung war auch Lear. Die Wahnſinnsſcene auf dem Felde ſpielte Carl Devrient, der für mich nach Anſchütz der bedeutendſte war, reichhaltiger, und darum wirkſamer; alles Uebrige war an Anſchütz bedeutender. Die Fluchſcene war gewaltig, das Organ mächtig. Bei jüngeren Darſtellern hört man oft den Vorwurf: Ein Greis kann kein volltönendes Organ haben. Anſchütz war ein Greis und bewies das Gegentheil. Im Burgtheater iſt der Hervorruf verboten. Nach der Fluchſcene wurde jedes Mal ſo andauernd applaudirt, daß Anſchütz nichts übrig blieb, als einfach herauszugehen und die Zwiſchenſcene zu überſchlagen. Ein einziges Mal ſoll der Beifall nicht ſo andauernd geweſen ſein, die Scene mußte alſo geſpielt werden; die Darſteller, welche ſeit Jahren an das Ueberſchlagen gewöhnt waren, wußten kein Wort und ſtotterten ſich bis zu ſeinem Auftritte zurecht. Die großartigſte Scene war jedoch die im Zelt mit Cordelia,

und bei der Stelle: „Gieb mir Gift, ich will's trinken!“ mußten dem nur einigermaßen empfänglichen Zuschauer die Thränen aus den Augen stürzen.

Ach, und wie liebenswürdig war der alte Herr im Leben. Als darüber debattirt wurde, ob es nicht gerathen sei, gleich anderen Theatern, den unbeschäftigten Schauspielern den Aufenthalt auf der Bühne zu versagen, zumal der Raum der Burg ganz besonders beschränkt, warf er mit wehmüthigem Ausdruck die Worte in die Wagschale: „Es ist hart, dem Schauspieler seine Heimath zu verbieten.“ Es blieb beim Alten.

Anschütz hatte wie alle Mitglieder sein Ankleidezimmer im zweiten Stock, und mußte allabendlich je nach den verschiedenen Umkleidungen die Treppen so und so oft hinauf und hinunter klettern. Eine Verbesserung wurde ihm vorgeschlagen, aber er meinte, wo er sich so lange angezogen, wolle er bis zu seinem Tode bleiben. Ich kam nach Lear aus der Theaterloge und begegnete ihm auf der Treppe. Ich habe nie die Frechheit gehabt, einen bedeutenden Künstler ins Gesicht zu loben. Ein Lob ist ein Urtheil und wunderbarer Weise nehmen so viele berühmte hochmüthige Comödianten vom größten Schafskopf Lobhudeleien entgegen, während sie der geringste Tadel des geistreichsten Menschen empören würde. Ich war von Anschütz' Lear so erschüttert, daß es mir schwer wurde, meine Begeisterung zurückzuhalten. Ich fiel dem alten Herrn um

den Hals, küßte ihn, die Thränen noch in den Augen. Er drückte mir beide Hände und wir ſtanden einige Sekunden ſo. Eine junge Collegin, welche mit mir aus der Loge gekommen, benutzte die weihevolle Pauſe, um ihre Anerkennung ebenfalls auszudrücken. Sie klopfte dem alten Herrn herablaſſend auf die Achſel und ſagte: „Sehr nett, Papachen, allerliebſt.“ Ich dachte in die Erde zu ſinken und war auf einen Fluch wie den für Goneril gefaßt. Er nickte mit dem Kopfe zuſtimmend und ſagte heiter: „Gute Nacht!“ Unliebenswürdig konnte er eben nicht ſein.

Julie Rettich, in ſchwungvoller Begeiſterung einzig, Jacob Lußberger, die Wildauer, das beſchäftigſte Mitglied, das, an beiden Theatern engagirt, heute im Opernhauſe als Lucia im Wahnſinn ihre falſchen Zöpfe auflöſte, morgen in der Burg ſich als Shakeſpeare's Katharina Mirola von Petruchio zähmen ließ; Meixner mit ſeinem trocknen und doch auch ſcharf ſchneidigem Humor; Dawiſon, eben im Begriff, die eigentlichen Liebhaber zu verlaſſen, und ſich mehr dem Charakterfach zu widmen, ſtand ſchon an den Stufen ſeines künftigen Thrones. Louiſe Neumann, die feinſte, eleganteſte jugendliche Salondame Deutſchlands, die eine Reihe von Rollen geradezu geſchaffen, ſo daß ſie ſelbſt der Dichter nicht wiederkennen konnte. Ihr ſtand die Gabe zu rühren, wie zu erheitern in gleichem Grade zu Gebote und wo ihre phyſiſchen Mittel keine

Grenze ſteckten, gab es im modernen Drama keine für Louiſe Neumann.

Ihre Mutter: Amalie Haizinger, ein Fels des Burgtheaters. Die Frau wird einſtens nicht zu erſetzen ſein!

Die friſche liebliche Schönhoff, Wilhelmi, der noch immer ſchöne Lucas, in erſten Rollen an dieſer Bühne ſeinen Platz nie ausfüllend, aber ein zweiter Liebhaber, wie ihn kaum eine andere Bühne aufzuweiſen. Von den Schauſpielern, die zum Mittelgut gehörten, ſchweige ich. Das Burgtheater hatte ſogar einige aufzuweiſen, welche man ganz gut in die Kategorie der „priviligirten Vergnügungsſtörer" zählen dürfte, — aber ich will mir hier ja nur die Genüſſe vergegenwärtigen.

Dazu kommt noch die Hof-Oper mit **Jenny Bürde-Ney**, der Czillag, Schwarz, Wildauer, Liebhardt, mit **Ander**, Erl, **Staudigl**. Die Ferien der Hof-Oper wurden ausgefüllt durch Gaſtſpiele der Italiener, von denen mir die Namen entfallen, bis auf den der Damen Medori, Charton-Demeur, und des Baritoniſten Debaſini, die mir allerdings unvergeßlich bleiben werden.

Das Carltheater
mit **Scholz, Nestroy** und Grois.

Das Theater an der Wien
mit **Rott** und **Treumann**.

Embarras de richesse!

Es gab Abende, an denen man geradezu looſen

mußte, denn es war ſchwer, dieſem oder jenem Theater den Vorzug aus eigener Wahl zu geben.

Um nochmals aufs Burgtheater zurück zu kommen, ſo muß ich geſtehen, daß es mir mit Joſef Wagner eigen ging. Auf deſſen Höhe konnte ich mich nicht ſchwingen. Max Piccolomini, Carl Moor, Mortimer waren hinreißend — alle Rollen, in denen der Verſtand mit dem Gefühl gleichen Schritt halten mußte, ja wohl daſſelbe dominirte, konnten mich nicht begeiſtern. Es war mir unbegreiflich, wie man die kauende, ſchwerfällige Sprechweiſe im Converſationsſtück verwenden konnte, und es geſchah ſogar in Freytag'ſchen Stücken. Er ſpielte ſogar Georg Winegg. „Sie haben die Philoſophie eines ſummenden Käfers", klang, als wenn ſich Winegg über Elephanten unterhielt. Emil Devrient hatte Winegg zwar nie geſpielt, aber in Rollen der Art, obwohl auch nicht ſein eigentliches Genre, ſtand er mir zu ſehr im Gedächtniß, als daß mir ein Anderer ihn ſo leicht hätte vergeſſen machen können. Emil war in Rollen ruhigen, ernſten Styls, zumal wenn ſie einen Beigeſchmack von Ueberhebung oder Malice haben durften, unübertrefflich. In Laube's Struenſee ſpielt ihm die Scene mit Köller, in Emilia Galotti (Appiani) die mit Marinelli kein Schauſpieler der Welt nach. Meiner Meinung nach war Leiceſter ſeine glanzvollſte, tadelloſeſte Leiſtung. Dieſe nach ſchauſpieleriſchen Begriffen undankbare Parthie machte er zur erſten Männerrolle des

Stückes, die sie auch geblieben sein würde, selbst wenn Dresden bessere Darsteller gehabt hätte, als die waren, die sich, mit Ausnahme des vortrefflichen Dettmer, mit der Rolle des Mortimer abquälten.

In diesem Genre leistete Wagner am wenigsten und so schön im Egmont Vieles war, zu Staats-Actionen war er nicht geschaffen — die dahin einschlagenden Scenen verpufften. Das Heldenfach aber hat viel dergleichen Charaktere und bei den Struensee's, Egmonts, namentlich Fiesco's, reicht Leidenschaft allein nicht aus, sie vollständig zu decken. Dennoch bleibe ich für die schwärmerischen Jünglinge dankbar in Josef Wagners Schuld.

Noch schlimmer ging es mir mit Frau Hebbel, die sich später im Fach älterer Lustspieldamen Anerkennung erworben, und in früheren Zeiten in Rollen mit Schwert und Harnisch vortrefflich gewesen sein soll. Ich glaube, daß sie in ihrer Jugend durch Gestalt, Organ und Wärme viel Verehrer gehabt haben mag, man konnte das an einzelnen Scenen noch sehen, aber die Art, wie sie z. B. Adelheid im Götz von Berlichingen im hypernatürlich halblautem Conversationston herunterplapperte, nur dieser oder jener Scene einmal einen kleinen Drucker gebend, war nervös machend. Die Wiener waren an sie gewöhnt; den Fremden, der durch sie das schöne Ensemble des Burgtheaters gestört sah, veranlaßte sie zu dem banalen Ausspruch: „Also auch hier kocht man mit Wasser!"

Eines Tages kommt Ludwig Löwe in mein Zimmer und ſchreit: „Ich und die Hebbel ſpielen Ende dieſer Woche zum Beſten des evangeliſchen Krankenhauſes in Preßburg: Donna Diana. Willſt du den Ceſar ſpielen?“

„Mit tauſend Freuden!“

In Preßburg wurden wir vom Comité mit Glanz empfangen; brechend volles Haus, geräumtes Orcheſter. Recht gute Saaldecoration, ſchauderhafter Garten. Das Comité ließ eine Terraſſe bauen und ſtellte den ganzen Garten des vierten Actes bis in die Suffitten hinauf aus natürlichen Blumen, Sträuchen und Bäumchen dar. Ich habe nie wieder etwas Schöneres geſehen. Viel Beifall für uns. Hervorruf unzähliger Art nach jedem Act. Die Hebbel Donna Diana in oben bezeichneter Manier. Die Stelle: „Ihr macht mich ſtolz auf meine Schauſpielkunſt“ brachte ich, in wirklich ſehr beſcheidener Weiſe, kaum hörbar heraus. Großer Applaus! die an die Diana gerichtete Stelle: „Ihr ſelbſt habt meiſterlich geſpielt!“ matter Applaus.

Vorwurf von Löwe, der ſich, trotz aller Liebe zu mir, doch ärgerte, daß ich vom Publikum für voll genommen, und in den Huldigungsgedichten mit ihm zuſammen genannt — Vorwurf, daß ich die Stelle nicht ausdrucksvoll genug geſprochen. Auf die Idee, daß eine ſolch matte nüancenarme Leiſtung ein unpartheiiſch fremdes Publikum nicht erwärmen könne, darauf kam Niemand — ich mußte es ausbaden. Ich badete aber

nicht lange, sondern machte ihm den Standpunkt klar.

Ein Scherz kam noch auf der Reise vor. Löwe hatte vom Könige von Würtemberg einen prachtvollen Ring mit Namenszug des Königs in Brillanten bekommen, den er mit nach Preßburg nahm, ihn seiner dort lebenden Tochter zu zeigen. Unterwegs bewunderten wir ihn, und als Frau Hebbel entzückt ausrief: „O wie schön, wie schön!“ entgegnete Löwe: „„Das Schöne, liebe Freundin, kommt erst, wenn er verkeilt wird.““ Das Schöne kam bald, denn auf der Rückreise hatte er ihn nicht mehr. Meister Ludwig war eben immer in Geldverlegenheiten.

Am 1. October, nachdem mein Contract Tags vorher geendet, fuhr ich über Dresden nach Schwerin.

Als Reisegefährten hatte ich vier allerliebste Wiener, welche eine Vergnügungstour machten. Sie kamen aufs Burgtheater zu sprechen, zu deren Habitué's sie zu gehören schienen. Ich sah, Gott sei Dank, auch damals schon auf der Bühne etwas besser, als im Leben aus, und war, wie heute, auf der Straße selbst fleißigen Theaterbesuchern unkenntlich.

Nochmals: Gott sei Dank!

Keiner der Herren erkannte mich, und unter den Mitgliedern, die durchgehechelt wurden, kam auch ich an die Reihe. Die älteren drei Herren sprachen nachsichtig über meine Leistungen, der jüngste sagte: „Das is a grauslicher Kerl, wenn i nur den nimmer sehn müßt!“

Die Aelteren nannten anſtändige Rollen: Eugen (Magnetiſche Kuren), König von Frankreich (Lear.) Der Jüngere ließ nichts gelten. In einer Rolle begegneten ſich Alle: Stephan Foſter, und forderten mich auch auf, dieſe Leiſtung „grauslich“ zu finden. Aus vollem Herzen that ich es! Aber ſie brachten neue Rollen ins Geſpräch und da der Jüngere nie einſtimmte, faßten ſie ihn energiſch: „Haſt Du vielleicht an ſeinem Engländer im „Arzt“ auch etwas auszuſetzen?“ Er antwortete mit gedämpfter Stimme: „„Nein““, fuhr aber laut ſchreiend fort: „„Na! wenn ſo a ſteifer Schauſpieler nit amal an ſteifen Engländer machen könnt, da wär's gar aus!““

Wir Fünf wurden gute Freunde, ich nahm die Gaſtfreundſchaft eines vollen Korbes mit Delicateſſen und allen möglichen Getränken dankbar an, und freute mich auf die Erkennungsſcene in Dresden, auf den Moment, in dem wir die Karten tauſchten. Er wurde mir vereitelt. Unſer Zug hielt einmal auf freiem Felde. Ich, in der Meinung, es ſei eine Halte-Station, ſteige aus. Kaum hatte ich den Fuß auf dem Erdboden, als der Zug pfeift und weiterfährt. Ich will einſteigen, der Conducteur ſtößt mich vom Wagenbrett, daß ich taumele, und ſchreit: „Sie ſind ohne Erlaubniß ausgeſtiegen, dürfen nicht wieder hinein.“ Ein paar Erdſchollen, die ich in der Wuth ergriff, trafen den kleinlichen Subalternen noch glücklich, aber dieſe kleine Rache war auch meine einzige Entſchädigung. Zu Fuße mußte ich nach

dem nächſten Dorfe eine Stunde wandern, dann auf einem Leiterwagen, den ich für theures Geld miethete, ohne Ueberzieher, an einem October-Abend noch eine Stunde fahren, um endlich ſpät Abends in Dresden anzukommen. Nicht nur der ſchöne Moment, in dem ich mich meinem Wiener Feinde zu erkennen geben wollte, auch die Theater-Vorſtellung war verſäumt.

In Dresden ſah ich zuerſt Egmont und erfuhr eine kleine Enttäuſchung. Die Darſtellungen meiner ehemaligen Lieblinge waren dieſelben, aber das Tempo frappirte mich. Schwer kam mir Alles vor. Die Vorſtellungen in Dresden dauerten bedeutend länger als in Wien.

Am 3. October traf ich in Wismar ein. Das Schweriner Hoftheater war von October bis Ende Mai in Schwerin, dann nach Ende der Ferien von Mitte Juli bis Anfang September im Seebad Doberan, wo ſich allſommerlich der Hof aufhielt. Aber in Folge eines alten Verſprechens des Großherzogs Paul Friedrich mußte der Hof ſein Theater in den Monaten October und November nach Wismar ſchicken. Als ich dort ankam und die erſten entlegenſten Straßen durchfuhr, um in die Mitte der Stadt zu gelangen, glaubte ich mich in eine andere Welt verſetzt. Neugierig, wie denn dieſe Straßen heißen mögen, die aus niedrigen Häuſern, welche nur Parterrewohnungen boten, beſtanden, bog ich mich aus der Droſchke: „Schweinebrücke“ und „Faule Grube“

waren die poetiſchen Bezeichnungen, die ich auf den ſchmutzigen Schildern entzifferte.

„Blitz, wo bin ich hin gerathen! So bald als möglich wieder aus dem Engagement!“ war mein erſter Gedanke.

Das Bild änderte ſich bald. Das Innere der Stadt iſt „wöhnlicher“, wie die Hannoveraner ſagen. Ganz gemüthliche Straßen mit hübſchen Wohnhäuſern kamen zum Vorſchein. Prächtiger Hafen, der mich, da ich noch nie die See geſehen, wie Alles, was das Seeweſen bot, höchlichſt intereſſirte. Die Schweriner Mitglieder hatten in Wien am Carltheater gaſtirt — meiſt Stücke des Burgtheaters — und ehrenvolle Aufnahme gefunden. Frau Parrod, Fräulein Würth und Herr Gliemann hatten ſich ſogar Burgtheater-Engagementsanträge erſpielt. Frau Parrod und Gliemann folgten dem Antrag, behaupteten ſich auch beim Gaſtſpiel ehrenvoll, aber der Eindruck war nicht der Art, um Laube ein Engagement für erſte Fächer wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen. Fräulein Kathi Würth, welche ſchon ihrer Jugend und Schönheit wegen mehr Ausſicht auf Engagement gehabt hätte, machte das Gaſtſpiel rückgängig, und verheirathete ſich in Schwerin mit dem dort hoch angeſehenen Geheimen Hofrath Maſius.

Daß viele meiner neuen Collegen mir bereits von ihrem Wiener Gaſtſpiel bekannt, war eine große Annehmlichkeit für mich. Gliemann nahm ſich meiner in

der freundschaftlichsten Weise an, in Bezug auf künstlerisches Wirken, wie in dem Bestreben, mir mein Privatleben so angenehm wie möglich zu gestalten. Mit den ersten Persönlichkeiten der Stadt machte er mich bekannt, in die angesehensten Familien führte er mich ein. Die Gastfreundlichkeit der Familien: Amtshauptmann von Gundlach, Consul Marty, des Commandanten von Wismar: Obrist von Presentin, Major Päpke, Fabrikant Ihn machten mir den Aufenthalt zu einer Kette fortwährend an einander schließender Vergnügungen. Im Hause des ehemaligen guten Sängers, zur Zeit schlechten Schauspielers Parrod fand ich meinen Mittagstisch, an dem hier in Wismar auch Gliemann, der seine Familie in Schwerin zurückgelassen, sowie mehrere jüngere Leute Theil nahmen. Es ging lustig her an dieser Tafelrunde, welcher die einzige Dame, die witzige, geistreiche Frau des Hauses präsidirte.

Mein erstes Auftreten war aus Aberglauben wieder „Landwirth", dann Wiburg in „Stille Wasser sind tief" und Posa. Erfolg in allen drei Rollen — Befestigung des Engagements. Aber nun kamen hart-süße Tage. Repertoir! Ich hatte ein Repertoir von hundert Rollen eingesandt, von denen ich einige gelernt, aber nur vier gespielt. Nun wurden mir einfach die Rollen ins Haus geschickt und natürlich nur eine Probe gewährt. Tag und Nacht lernte ich, denn niemals hätte ich eingestan-

den, daß mein Repertoir eine Lüge. Zum Glück wurden viel Novitäten gegeben, zu denen mir die geſetzlich längere Friſt gegönnt war. Um vier Uhr in der Nacht ſaß ich oft noch auf, und legte mich erſt in's Bett, nachdem Kaffee, Salmiakgeiſt und alle anderen Ermunterungsmittel abgeprallt waren. Der Abend, an dem ich die Rolle dann mit Beifall ſpielte, entſchädigte mich für Alles. Das Ziel meiner Wünſche war ja erreicht: ich war an einem angeſehenen Hoftheater der erſte Held und Liebhaber. Wenn der Theaterdiener mir die Hamlet's, Egmont's, Percival's, Dunois, Struenſee's ꝛc. brachte, war ich immer geneigt, zu fragen: „Irren Sie ſich auch nicht, ſoll ich's wirklich ſein?“ faßte mich aber und nahm die ſüße Laſt huldvoll als etwas Selbſtverſtändliches entgegen.

Mitte November Ueberſiedelung nach Schwerin. Ah! Oh! I! Die Einfahrt in mein eigentliches Domicil war etwas Anderes. Nachdem man den Bahnhof verlaſſen, kommt man ſofort in die Alexandrinenſtraße, die den Pfaffenteich begrenzt, und den Schwerinern als Promenade dient. Jetzt iſt der große viereckige Teich von drei Seiten mit Häuſern bebaut, nur die vierte iſt offen, mit der Ausſicht auf den Sachſenberg, die berühmte Irrenanſtalt Mecklenburgs. Der Teich erinnert lebhaft an den Jungfernſtieg Hamburgs, nur iſt er kleiner, und die pallaſtartigen Hotels ſind hier durch gemüthliche Wohnhäuſer vertreten, unterbrochen vom ſtattlichen Arſenal

und dem vornehmen Amts-Gebäude. Die innere Stadt, in welcher ich zwar auf dem besten Platz, dem Rathhausplatz wohnte, bietet des Entzückenden eben nicht viel, dagegen ist der Theil, der sich um das Schloß gruppirt, überraschend schön. Das großherzogliche Schloß, am See (fast im See), der See selbst mit seinem meerartig farbenschillernden Wasser und seinen bewaldeten Ufern ist im Sommer, vorzüglich aber im Frühjahr geradezu feenhaft. Friedrich Wilhelm IV., welcher zur Schloßeinweihung von Berlin herübergekommen war, erklärte das Schloß für das schönste Gebäude in Deutschland nach dem Cölner Dom.

Auch hier in Schwerin verdankte ich Gliemann einen sehr angenehmen Kreis, in dem ich mich bald heimisch fand, allerdings nur von Junggesellen, da Gliemann hier in gar keiner Familie verkehrte; in meinem Beruf dieselbe Anstrengung. War ich doch gezwungen, einmal in einer Woche vier neue Rollen zu liefern, die ich auf dem Repertoir, aber nicht gespielt hatte:

Dunois (Jungfrau von Orleans),
Baron Wallbeck (Das Gefängniß),
Isidor (Isidor und Olga),
Legationsrath Dorn, (Geistige Liebe).

Von diesen schnell gelieferten Rollen waren allerdings einige „geliefert!!!“

Das erste Jahr war bald um; man bot mir neuen Contract mit Zulage. Ich blieb, aber unter der Bedingung, daß mein damals von Wien eingesandtes Re-

pertoir caſſirt würde. Ich geſtand die Lüge und im neuen Contract wurde mir zu jeder Rolle die nur immer mögliche Zeit gegeben. Den Fächern, welche ich bekleidete, war ich damals keineswegs gewachſen — ich konnte weder das Heldenfach im Drama, noch das eines erſten Liebhabers und Bonvivants im Luſtſpiel in den erſten Jahren befriedigend ausfüllen, um ſo weniger, als ich neben Künſtlern wirkte, gegen die ich mit meinen Leiſtungen zurückſtand.

In erſter Reihe war Peters zu nennen, ein Jugendfreund Ludwig Löwe's, durch deſſen Verehrung ich Peters, noch ehe ich ihn kannte, ſchon ſchätzen gelernt. Die Verehrung war gegenſeitig und Löwe der Einzige, dem Peters eine Verletzung ſeiner Eitelkeit nicht übel nahm. Peters hatte ungewöhnlich große und fleiſchige Hände, über die es Niemand hätte wagen dürfen, eine Bemerkung zu machen. Löwe ſagte ſtets, ſobald Peters ſeine Hände auf den Tiſch legte: „Carl, zieh die Fechthandſchuh aus!“ und nie nahm Carl den Scherz übel. Peters war der beſte Schauſpieler des Kreiſes, in gemüthlich alten, etwas derben Herrn vortrefflich. Amtsrath Herbert im „Wollmarkt“, Freiherr von Emmerling in: „die gefährliche Tante“ waren ſelten ſchöne Darſtellungen voll Gemüth und ſaftigen Humors. Peters war vielſeitig und errang auch in ernſten Rollen, wie Lorenz Kindlein, bei denen ihm nur ſeine Corpulenz im Wege ſtand, ſchöne Erfolge. Auch fein komiſche Rollen gelangen

ihm, aber man konnte ſicher darauf rechnen, daß am Abend irgend etwas kam, das aus der Illuſion riß. Hofmarſchall von der Gurten war bis zum zweiten Act charmant, wirklich fein. In dem Moment, in welchem er die Hofdame ſtumm aufzufordern hat, mit ihm zu promeniren, thut er das mit den Worten: „Kommen Sie, liebe Pickerten!“ Vor dergleichen war man nie ſicher.

Gliemann war kein ſo großes Darſtellungstalent, wie Peters, aber ein ſolider Schauſpieler, den man von Vorſtellung zu Vorſtellung lieber gewann. Sein Gemüthston ſprach ſehr zum Herzen, und ſeine beſten Leiſtungen ſind ebenfalls im bürgerlichen Schauſpiel zu ſuchen. Oberförſter in Iffflands Jägern, Otto Ludwig's Erbförſter waren tüchtige Rollen von ihm. Für Heldenväter fehlte ihm Schwung, aber mit ſeiner Beliebtheit, ſeinem wunderſchönen Organ und den ſtets brillanten hiſtoriſchen Masken, die ihm der in der Bühnenwelt jetzt berühmte Theaterfriſeur Ollenſchläger, der zugleich unſer Freund und Factotum war, ſchuf, voltigirte er auch über dieſes Fach, ohne den Hals zu brechen. Er war nicht das beſte, aber wohl das beliebteſte Mitglied in Schwerin, was freilich nicht ſehr zu verwundern, da er die dankbarſten Rollen des Charakterfachs: Mephiſtopheles, Oſſip, Lamoignon, der älteren Helden: Wallenſtein, Cajetan, Götz von Berlichingen, des humoriſtiſchen Fachs: Bloom (Roſenmüller und Finke) Désperrières (Vicomte von Lestorières)

Rocheferier (Parthie Piquet) Paul Werner (Minna von Barnhelm) und das ganze Repertoir des Opernbuffo von van Bet in Czaar und Zimmermann bis zum Vater Renner in „Adlers Horſt“ inne hatte. Eine Muſterkarte der dankbarſten Parthien. Leider hatte er die Manier, ſeine Rollen mit Extempores zu ſchmücken, die oft nur aus Localanſpielungen beſtanden. So war er ſeines Erfolges gewiß und vernachläſſigte nicht ſelten die eigentliche Rolle. Als Gaſt mußte er das Localbeiwerk fortlaſſen, die Leiſtung war nicht ausgearbeitet, war nackt und kahl und gefiel nicht. Brillant waren ſeine Einfälle faſt immer, und ich kann mich nicht erinnern, daß von ſeinen zahlloſen ſatyriſchen Anſpielungen eine einzige die Wirkung verfehlt hätte. Gliemann ſtarb viel zu früh für ſeine Jahre und für Schwerin, das ſeinen Verluſt noch heute betrauert.

Ferner war noch Ellmenreich, der Componiſt der Opern: Gundel, Schmied von Gretna-Green, und Verfaſſer vieler Luſtſpiele, deren einige, namentlich: „T. F. oder der Enthuſiaſt“, den Weg über die meiſten Bühnen gefunden haben. Ellmenreich verließ gerade um die Zeit meines Eintrittes die Liebhaber und wandte ſich dem Charakterfache zu. Auch in der Oper wurde er noch hin und wieder beſchäftigt und trotz Franz Moor, Marinelli ꝛc. ꝛc., ſang er noch Nevers, Scherasmin und ähnliche Parthien.

Ferner der ſchöne, mit prächtigem Organ und hel-

denhafter Erſcheinung begabte Bethge, allerdings damals noch im Stadium der Anfängerſchaft.

Frau Parrod leiſtete im Fach der Luſtſpielliebhaberinnen und Salondamen, namentlich wenn ſie Uebermuth und Koketterie auf ihre Fahne geſchrieben hatten, ganz Ausgezeichnetes. Ihr geringer Erfolg am Burgtheater hatte wohl ſeine Urſache im Mangel an Jugend und einer koloſſalen Befangenheit bei ihren Gaſtrollen. Franziska Wagner, Schweſter von Johanna Wagner, war eine recht gediegene Schauſpielerin, der nur zu ihrem eigentlichen Fach, zu dem der Heldinnen, eine größere Erſcheinung zu wünſchen geweſen wäre.

Das oben erwähnte Fräulein Würth, eine der diſtinguirteſten Erſcheinungen im jugendlich munteren Fach, war auf dem Wege zu ſchöner Zukunft, wenn die erwähnte Heirath nicht ihre Carrière geſchloſſen hätte.

Fräulein Held, Operuſoubrette, wurde zugleich viel im Schauſpiel beſchäftigt. Später ging ſie nach Hannover, und hatte nach Jahren den Wunſch, Hannover mit Dresden zu vertauſchen. Dawiſon gaſtirte zu der Zeit in Hannover und es war zu erwarten, daß der Dresdener Intendant ihn um ſein Urtheil befragen würde. Als alter College von Fräulein Held bat ich Dawiſon, falls ſie ihm gefiele, empfehlende Worte anzubringen, im entgegengeſetzten Falle zu ſchweigen. „Biſt Du verrückt!“ fing ſein nächſter Brief an, „was hälſt Du denn von meinem

Urtheil? wie könnte mir Fräulein Held nicht gefallen — ſie iſt die erſte Hoftheater-Soubrette Deutſchlands."

Im Luſtſpiel war ſie in ihren Kammerjungfern allerliebſt, und manche Rolle, die ſonſt von Choriſten beſetzt wird, brachte ſie zu nie geahnter Wirkung. Wäre Antonie Held nach Wien oder Berlin gegangen, ſie wäre eine Berühmtheit geworden. In Hannover hat man ihr zwar früher in Opern und Poſſen ſelten die ihr gebührenden Parthien entzogen, aber ihr Talent iſt von keiner der Directionen genügend verwerthet worden und heute noch thut es mir leid, daß die beſte Darſtellerin, die ich mir als Puck im Sommernachtstraum denken kann, an keiner Bühne dazu gekommen iſt, die Rolle zu ſpielen; d. h. wenn man ſie überhaupt von einer Dame ſpielen läßt.

Im alten Fach wirkten neben einander die weniger begabte aber fleißige und ſtattliche Heldenmutter Frau Fiſcher, und Frau Lafrenz, letztere eine Künſtlerin allererſten Ranges im Fach der komiſchen Alten. Hätte ihr ſchwaches Organ ſie nicht gezwungen, an einem Theater zu bleiben, deſſen Räumlichkeit daſſelbe auszufüllen im Stande war, ſie hätte an jedem erſten Theater eine erſte Stellung gefunden. In vornehmen Rollen reichte ſie nicht an die Haizinger und Blumauer, aber in bürgerlichen Charakteren war ſie bedeutend und weder vor noch nach ihr habe ich eine Schauſpielerin geſehen, welche im Erfinden der Masken und Toiletten die Lebenswahrheit dieſer Künſtlerin erreicht hätte.

Den Genannten reihten sich noch für Naturburschen Herr Hübsch, Beckmann, für verschrumpfte alte Knickebeins aber auch nur für solche, der vielseitigen Episodenspieler Hartmann und noch mancher Andere an, um Vorstellungen, wie z. B.: „Das Lügen" von Benedix zu tadellosen, zu einem wahren Genuß zu erheben. Diese vorzüglichen Vorstellungen veranlaßten den Großherzog, in weiser Erwägung, den Schwerpunkt auf das Schauspiel zu legen, da sein Theater, wie der hohe Herr sich ausdrückte, in der Oper mit größeren Bühnen doch nicht concurriren könne.

So recht paßte ich noch nicht in den Kreis, und war meinen Rollen nicht immer gewachsen, aber mein Fleiß brachte es doch dahin, daß ich schon im zweiten Jahre zu den beliebten Mitgliedern gehörte. Wenn ich mir im Laufe der Jahre die Stellung errungen, die mir beim Beginn meiner Carrière als Ziel vorschwebte, so danke ich es zum großen Theil Schwerin. Die Gnade des Großherzogs, die meine Fortschritte mit Wohlwollen begleitete und ein Publikum, das Verfehltes nachsichtig überging, leidlich Geglücktes mit aufmunterdem Beifall begleitete, wirklich Gelungenes in auffallender Weise auszeichnete, hat den Ehrgeiz in mir gestachelt, diesen Beifall mit der Zeit auch zu verdienen.

Die Oper bot, mit Ausnahme des vortrefflichen Bassisten Hinze, der heute noch zu den Lieblingen des Publikums gehört, wenn auch jetzt im Buffofach, wenig

Erquickendes und konnte ſich nicht entfernt mit dem Schauſpiel meſſen. Von dem Eintritt des Capellmeiſters Alois Schmitt erſt datirt der Flor der Schweriner Oper. Ausgezeichnete Mitglieder verſtand er zu finden und zu feſſeln. Der Mann, um den ſich Fürſten ſtreiten — der Großherzog von Mecklenburg hat den bereits in Carlsruhe engagirt geweſenen dem Großherzog von Baden wieder abgerungen — hat neues Leben in die Oper gebracht, und ich habe in ſpäterer Zeit Vorſtellungen beigewohnt, die muſtergültig waren. Ich freue mich, daß Schmitt wieder in Schwerin geblieben iſt. Er hat es verſtanden, im Publikum den Sinn für Muſik rege zu erhalten und da es mir doch nicht vergönnt iſt, mit dem Freunde zuſammen zu leben, ſo gönne ich den ausgezeichneten Mann Schwerin vor allen andern Städten.

Die Einzelleiſtungen unſerer Schauſpielervorſtellungen blieben ſelbſtverſtändlich hinter denen großer Bühnen erſten Ranges noch immer zurück, aber das Enſemble war oft tadellos, und wurde noch beſſer, als ſpäter Director Steiner die Regie übernahm, da er mit größerem Eifer als die früheren Regiſſeure die Sache anfaßte — (es wurde bisher viel dem guten Willen der Mitglieder überlaſſen) — und Steiner als Nichtmitſpieler mehr über der Sache ſtand. Man klagt und klagt fortwährend in Wort und Schrift über den Verfall der Schauſpielkunſt und viele der Gründe, durch die man dieſen Verfall zu motiviren ſucht, ſind ſtichhaltig. Aber ehe noch

das herrliche Reichsgesetz, welches jedem Schnappswirth gestattet, sich einen Harem unter dem Titel Theater zu halten, unserer Kunst den letzten Stoß gab, hat der Mangel an Theaterschulen und noch tausend andere Gründe, die ja weidlich erörtert, unsere Kunst Schritt für Schritt bergab gehen lassen.

Drei Dinge haben aber meiner Ansicht nach vorzüglich mit dazu beigetragen: die Größe der Häuser, die täglichen Vorstellungen und die Einsetzung activer Künstler als Regisseure. Ein Haus, dessen Größe über das Berliner Schauspielhaus geht, ist vom Uebel. In dem gemüthlich akustischen Hause in Schwerin ist es entzückend zu spielen — keine Nüance geht verloren. Das Haus trug viel zu unsern guten Vorstellungen bei; — auch kleine Mittel kamen hier zur Geltung.

Das tägliche Spielen ist in Berlin, Wien und Dresden jetzt unerläßlich — die häufigen Wiederholungen machen ein gutes Ensemble trotzdem möglich, aber in kleinern Städten ist es geradezu ein Unglück. Das Publikum läßt sich Repetitionen ungern gefallen. Das Repertoir muß demnach sehr umfangreich und überstürzt werden. Zwei freie Tage, wie in Schwerin, geben unschätzbaren Raum für Proben. Schwerin ist das einzige Theater, welches häufig neue Stücke ohne Soufleur spielt. Ich hasse dies Experiment, welches möglicher Weise eine brillante Vorstellung gefährden kann, aber es giebt Zeugniß, was zu erreichen ist, wenn man die noth-

wendigen Proben ermöglichen kann. Das Theaterpublikum ist in jeder Stadt ein verschwindend kleines zur Bevölkerung, in Hannover z. B. ein ganz kleines. Hannover spielte früher fünf Mal in der Woche, dann sechs, jetzt sieben Mal. Für Hannover viel zu viel, denn wie klein das Theaterpublikum noch immer trotz der 120,000 Einwohner ist, geht daraus hervor, daß ein Stück, welches mittelmäßigen Erfolg hat, anstandshalber einmal wiederholt wird, ein Stück, das Furore macht, aber höchstens drei Mal wiederholt werden kann. Für die künstlerische Entwicklung einer solchen Bühne ist tägliches Spielen mit daraus nothwendig folgender Ueberstürzung nicht gedeihlich.

Unendlich schädlich für die Theater ist das Mitspielen der Regisseure. Der Gehalt eines Regisseurs in Deutschland ist für gewöhnlich etwas besser, als der des Theaterdieners, d. h. der betreffende Schauspieler bekommt für die Regieführung neben dem Schauspielergehalt einige hundert Thaler. Wer findet sich nun für solche Stellen? Erste Schauspieler, wenn sie nicht ihr eigener Feind, können sich für so geringen Lohn nicht opfern; thun sie es dennoch, so geschieht es meistens — es giebt auch Ausnahmen — um die Herrschaft an sich zu reißen, die Vertheilung der Rollen in der Hand zu haben. Oder die Regie übernimmt ein Schauspieler dritten Ranges, um vielleicht auch einige Rollen und ein wenig Ansehen zu erschnappen. Kann ein mitspie-

lender Regisseur wirklich großen Nutzen bringen? Er steht mitten im Bilde, muß natürlich die Aufmerksamkeit auf seine Rolle lenken und verliert den Ueberblick. Tausend Ungehörigkeiten entgehen auf diese Weise selbst dem Geistreichsten. Ueber die Wirkung des Stückes auf das Publikum kann nur der urtheilen, der sich unter dem Publikum selbst aufhält. Wie oft habe ich erlebt, daß der im Stück mitwirkende Regisseur sich über die Stimmung des Hauses total getäuscht, ja sogar höhnenden Beifall für echten hielt. Dazu kommt nun noch, daß gute, vortreffliche Darsteller durch die Ueberanstrengung der Regie sich als Schauspieler vernachlässigen, mittelmäßigen Künstlern aber, die das Amt übernehmen, die Autorität fehlt, die dem Regisseur unbedingt zur Seite stehen muß. Der Schauspieler, der eine wichtige Rolle in einem neuen Stück zu spielen hat, ist mit derselben bis zum Moment seines Auftritts beschäftigt und seine freien Scenen wird er dazu benutzen, die nächsten zu überdenken. Ist er zugleich Regisseur, muß er bei der schrecklichen Einrichtung in Deutschland, die den Nachleser und Inspicienten in Einer Person vereinigt, sich auch noch selbst von der Befolgung seiner Anordnungen überzeugen. Eine fehlende Requisite, die den Regisseur in Harnisch jagt, bringt den Schauspieler um jede Sammlung. Die Zeit, welche die Regie in Anspruch nimmt, läßt dem Schauspieler ja kaum Zeit, seine Rollen in größter Gewissenhaftigkeit auszuarbeiten. Selbst Da-

wiſon, welcher in Dresden Regie führte, — nur in den Stücken, in welchen er mitſpielte — hat die ſchädliche Einwirkung erfahren. Er war früher Herr ſeiner Rollen, wie Keiner. Auf meine in früherer Zeit an ihn gerichtete Frage, ob er in allen gleich ſicher, erwiderte er: „Mein Haus iſt mit Glas gedeckt, Du kannſt hinein ſehen. Hier ſind meine Soufflirbücher. Nur die mit Rothſtift angeſtrichenen Stellen werden mir soufflirt, im Uebrigen exiſtirt der Souffleur für mich nicht.“ Es waren in den größten Rollen immer nur einige rothe Stellen, bei denen er fürchtete, den Faden zu verlieren.

Nach Jahren, als ihm die Widerwärtigkeit der Regie ſchon bis an den Hals ſtand, lieh ich mir einmal das Buch eines kleinen Luſtſpiels, ich glaube, es hieß: „Ich werde mir den Major einladen!“ Die ganze Rolle war darin roth unterſtrichen. Ich hielt ihm das offene Buch hin und ſagte: „In dem gläſernen Hauſe ſieht es jetzt anders aus.“ „„Die verfluchte Regie!““ ſchrie er, „„übrigens in allen claſſiſchen Stücken findeſt Du keinen rothen Strich.“

Ueber die mangelhafte Einrichtung bei Hoftheatern den Inſpicienten und Nachleſer in Einer Perſon zu vereinigen noch ein Wort. Der Inſpicient iſt alſo außer zu ſeinen beſtimmten Functionen, auch noch verpflichtet, die Darſteller auf ihr Stichwort hinauszuſchicken. Dem kann er natürlich nicht immer nachkommen, da er zugleich hinter der Scene Zeichen zu geben, Sta-

tiſten zu inſpiciren, Donner und Blitz zu beſorgen hat. Der Schauſpieler muß nun ſelbſt Acht geben und dem Dialog der vorhergehenden Scene folgen um ſein Stichwort nicht zu überhören. Indem er dieſen Dialog unwillkürlich mit Intereſſe verfolgt, iſt die Zerſtreuung fertig. Nachahmenswerth war die Einrichtung am Burgtheater. Ein beſonderer Nachleſer hatte nicht ein ausgeſchriebenes Scenarium, ſondern das ganze Buch des Stückes in der Hand. Mit größter Ruhe konnte man ſich in die nächſten Scenen ſeiner Rolle verſenken, denn ſechs Zeilen vor dem Auftritt ertönte mit ſonorer Stimme: das Wort: „Richten", dann „Aufmachen", (die Thür) dann, während die letzte Zeile der vorhergehenden Scene geſprochen wurde: „Eintreten". In dem Moment, in welchem der Schauſpieler die Schwelle überſchritt, flüſterte Herr Koller — ſo hieß damals der Fels, auf den man ſeine Sicherheit bauen konnte — die erſten Worte ſeiner Auftrittsrede zu. Letzteres that Herr Koller aus freiem Antriebe, und ich muß dem gewiſſenhaften Manne nachrühmen, daß er dieſe Freundlichkeit auch denen erzeigte, die perſönlich nicht an ſein Herz gewachſen waren. Die Regie eines Heinrich Laube kann nun freilich nicht jedes Theater haben, aber dieſe Einrichtung hat auch keinen geringen Antheil an dem entzückenden „Gehen" der Stücke am Burgtheater.

Doch was thue ich in Wien? ich gehöre ja nach

Schwerin. — Nach den Ferien gingen wir zur Zeit, in welcher der Hof dort reſidirte, nach Doberan. Das Theater ſteht im Orte ſelbſt, nicht an der See, und demnach ſind die Mitglieder gezwungen, ihre Wohnungen im Orte zu nehmen. Die Spaziergänge um denſelben ſind ſehr ſchön, und Gelegenheit genug wird geboten, auf billige Weiſe ein ſchönes Fleckchen Erde, den ſogenannten „heiligen Damm“ mit ſeinen Bädern zu erreichen. Dies geſchah von Seiten der Collegen viel gemeinſchaftlich, wie auch andere Vergnügungen en masse genoſſen wurden. Die Collegialität, die am Schweriner Hoftheater herrſchte, habe ich weder vorher nach nachher gefunden. Es gab, wie überall, Mitglieder, die nicht mit einander eng verkehrten, wohl auch ſolche, die ſich nicht ſehr gewogen waren, aber Anfeindungen kannte man nicht. Heftige, bittere Scenen kamen auf den Proben vor, aber nachgetragen wurde nichts. In Doberan wohnten die Familien Peters, Hinze, Bernardelli, Frau Lafrenz und ich in vier nebeneinanderſtehenden Häuſern. Nicht nur, daß jeden Morgen die Nachbarn zur Kaffeſtunde vor einem der Häuſer zuſammen kamen, Abends, nach dem Souper, das Jeder in ſeinem Hauſe einnahm, fand ſich oft das ganze Perſonal des Theaters auf unſerm Platze ein, und ſchloß ſich ja Einer ab, ſo konnte er riskiren, daß die ganze Geſellſchaft, Alt und Jung, Damen und Herren, mit ſämmtlichen Kindern vor ſein Haus zogen, und mit Küchengeſchirren ſo lange Katzenmuſik brachten, bis er mitging.

Viel zu dieſem collegialiſchen Verhältniß trug der Intendant bei. Geheimer Hofrath Zöllner war ein Mann, auf den Niemand auch nur den geringſten Einfluß hatte, weder ein Regiſſeur noch ein Mitglied. Die ganze Büreauarbeit wurde von ihm allein erledigt. Wo der Mann die Zeit zu Allem hernahm, wiſſen die Götter, da er zugleich Privatſecretair der Großherzogin Alexandrine war. Bei der Vermählung der hohen Frau mit Paul Friedrich war er in dieſer Stellung mit von Berlin gekommen und behielt dieſelbe bei, als ihm die Intendanz übertragen wurde. Er las alle Stücke ſelbſt, vertheilte die Rollen nach eigenem Gutdünken und erſt nach der Austheilung erfuhren die Regiſſeure von der Exiſtenz der Stücke. Die Regie beſchränkte ſich nur auf Probenleitung. Selbſt den Probezettel, der ausgegeben wurde, ſchrieb er mit eigenen Händen. Mit einem Wort, Alles ging von ihm aus.

Ich habe nie begreifen können, warum Mitglieder, die zu einander in rivaliſirende Stellung gerathen, ſich gegenſeitig anfeinden. Was habe ich mit meinem Collegen zu thun, wenn der Director zu ſeinen Gunſten meine Stellung verkürzt, und den Verſprechungen nicht nachkommt, die er mir beim Abſchluß des Contracts gewiſſenlos vorgegaukelt. Wenn er dem Andern dieſelben Verſprechungen gemacht, wie leider ſo oft vorkommt, ſo ſucht dieſer Andere auch ſeine Stellung zu erkämpfen, und ſobald er nicht zu unwürdigen Mitteln ſchreitet,

kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er sie zu behaupten sucht. Leider geschieht dies oft durch unwürdige Mittel und man bedient sich nicht selten curioser Canäle, um in das Fahrwasser der Alleinherrschaft zu gelangen. Indem man nun wußte, daß dies bei Hofrath Zöllner unmöglich, daß jede Intrigue abprallte, der Intendant allein der Thäter seiner Thaten, fiel auch von selbst jede Gehässigkeit gegen den Collegen fort und gestaltete ein freundlich collegialisches Verhältniß, das fast ohne Gleichen war.

Daß man sich durch artige Bitten oder glückliches Mundwerk manchen Vortheil erringen konnte, der aber nicht auf Kosten des Collegen ging, versteht sich von selbst. Auch Hofrath Zöllner hatte seine Schwächen, die man erst studiren mußte.

Ein eigenes Vergnügen fand er z. B. darin, von allem Gewünschten einen Theil abzuhandeln. Da ich beim Engagements-Antritt durch Gliemann davon unterrichtet wurde, war der Verkehr mit ihm leicht und ich genoß gleich Anfangs den Vortheil, den mancher Neue erst durch Erfahrungen erringen mußte. Wollte man z. B. zu irgend einer Rolle ein neues Costüm, so mußte man zwei, wollte man drei Tage Urlaub, mußte man sechs verlangen — die Hälfte wurde immer abgehandelt. Man hatte nach Meinung des Intendanten „nicht Alles durchgesetzt" und dies befriedigte ihn. Daß dieser gescheite, geistreiche Mann, der einen bedeutenden

Scharfblick in Allem besaß, diese kleinen Manoeuvres nicht durchschaute, ist mir noch heute unbegreiflich. Auch von seinen Freunden hatte Niemand Einfluß auf ihn in Theaterangelegenheiten. Mitglieder, mit deren Engagement der Hof nicht ganz einverstanden, vertheidigte er wie ein Löwe; der Hofgesellschaft gegenüber aber wurde er beim kleinsten Tadel impertinent grob, und wenn er in seinem Innern mit dem absprechenden Urtheil einverstanden, um so gröber. Das Theater unter ihm war ein sehr gutes. Für das Engagement neuer Mitglieder hatte er eine unendlich glückliche Hand, und das Ensemble hatten wir zum Theil dem etwas pedantischen Befehl zu danken, daß jedes Stück, welches eine volle Woche nicht gegeben wurde, nochmals probirt werden mußte.

In persönlichem Verkehr stand er nicht mit seinen Mitgliedern. Vor meiner Zeit sah er sie öfter bei sich, aber Tactlosigkeit und rohes Benehmen einzelner, leider erster Mitglieder, die er dann allein nicht ausschließen wollte, bestimmten ihn, sich in unnahbarer Ferne zu halten. Ich kam viel in Gesellschaften mit ihm zusammen, und ich freute mich jedes Mal auf die Stunden dieses Zusammenseins, denn wenn wir in geschäftlicher Beziehung nicht selten Differenzen hatten, im Privatverkehr war er unbestritten einer der witzigsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich gekannt. Sein plötzlicher Tod hat uns Alle aufs Tiefste erschüttert. Scheinbar heiter

nahm er von uns beim Schluß der Saiſon Abſchied, ſcheinbar lebensluſtig reiſte er in die Ferien, und nicht lange nachher traf uns die Nachricht, daß er in Würzburg ſein Leben durch einen Piſtolenſchuß geendet. Bis zum letzten Augenblick blieb er in ſeinem Beruf thätig, und noch am Tage vor ſeinem Tode ſchloß er Engagements für die nächſte Saiſon ab. Ueber die Urſache ſeines Todes circulirten die abenteuerlichſten Gerüchte. Unordnung in der Caſſe des Theaters, unerträgliche körperliche Leiden und tauſend andere Gründe ſollten ihn zum Selbſtmord gezwungen haben.

Pecuniäre Verhältniſſe ſind im Spiel geweſen. In früheren Jahren hatte Zöllner, ſo hörten wir ſpäter, diejenigen Ausgaben für das Theater, welche das Miniſterium nicht bewilligte, aus ſeiner Taſche beſtritten. Frau Köſter-Schlegel ſchied z. B. aus ihrem Schweriner Engagement. Hofrath Zöllner wollte ſie noch für einige Monate gewinnen und bot ihr 2000 Thaler. Die Summe wurde zu hoch befunden und das Engagement nicht bewilligt. Niemals hätte ſeine grenzenloſe Eitelkeit zugegeben, das Engagement rückgängig zu machen, und ohne daß Frau Köſter-Schlegel etwas davon ahnte, erklärte er dem Miniſterio, die Künſtlerin wolle für die Hälfte bleiben. Dies wurde angenommen und Zöllner zahlte die tauſend Thaler aus ſeiner eigenen Taſche. Dergleichen Fälle kamen oft vor, und eines Tages reichte er dem Miniſterio eine Rechnung von ungefähr 30,000

Thalern ein, die er dem Theater „vorgeschossen“ habe. Dies war richtig, aber Niemand hatte ihn dazu autorisirt. Man zahlte ihm die Summe aus, verbot ihm aber, jemals wieder einer großherzoglichen Kasse etwas vorzuschießen. Der Eigenmächtige folgte dem Befehle nicht und nach einigen Jahren war wieder die Summe seiner stillen Vorschüsse auf 16,000 Thaler angewachsen. Hat nun der überaus stolze Mann sich geschämt, seinen Fehler einzugestehen, hat er gefürchtet, man würde ihn mit seiner Forderung abweisen, oder möglicher Weise nach seinem Tode, dessen erschütternde Wirkung er voraussetzen konnte, seinen Kindern die Summe nicht vorenthalten, hatten körperliche Leiden ihm den Lebensmuth genommen — zu enträthseln war es nicht. So viel aber glaube ich gewiß, daß auf seine Ehrenhaftigkeit der Selbstmord keinen Schatten warf. Wir alle betrauerten ihn von Herzen. Ich hatte besondere Ursache, denn unter ihm trat ich in ein erstes Fach, er hätschelte mich in Bezug auf künstlerische Thätigkeit, und durch ihn begann meine Carriere eine glückliche Wendung zu nehmen. Ich habe nur freundliche Erinnerungen für ihn.

Nach dem Tode Zöllner's begann die Saison wie immer in Doberan; ein Triumvirat übernahm die Geschäfte bis zu Ernennung des neuen Intendanten, die bald in Aussicht stand. Ich meldete mich zu der Stellung, d. h. für die oberste Leitung. Ob mit dem Titel Intendant, oder technischer Director, Oberregisseur, oder

meinetwegen Obertrompeter war mir gleichgültig. Wie und durch was ich auf die wahnsinnige Idee kam, meine schauspielerische Thätigkeit aufgeben zu wollen, gerade im wachsenden Glück, weiß ich nicht mehr. Es muß die dornenvolle Thätigkeit eines Bühnenlenkers damals ein verlockendes Ziel für mich gewesen sein.

Daß der Großherzog mich einer solchen Stellung gewachsen hielt, hatte er mir kurz vorher bewiesen. Es hieß, in Dresden wolle Herr von Lüttichau von der Leitung der Hofbühne zurücktreten, der Nachfolger solle demnächst ernannt und eine neue Stelle, die eines technischen Directors creirt werden. Für diese mich zu melden hatte ich Lust und trug Sr. Königl. Hoheit gelegentlich vor, daß ich demnächst mein Gesuch schriftlich eingeben wolle.

„Solch schriftliche Eingaben nützen nicht viel — die persönliche Bekanntschaft erwirkt tausend Mal mehr. Der König muß Geschmack an Ihrer Person finden."

„„Ich habe wenig Bekanntschaft mit Königen,"" wagte ich zu scherzen, „„um nur so zu Ihm hinzugehen.""

Der Großherzog lachte. „König Johann ist gegen mich stets gnädig gewesen," erwiderte Er, „ich werde ihn bitten, Sie zu empfangen."

König Johann empfing mich sehr gnädig. Der Abgang des Intendanten, wie die Creirung der neuen Stelle eines technischen Directors erwies sich als leeres Gerücht, aber ich hatte diesem Gerücht die Bekanntschaft

eines der interessantesten Fürsten zu danken. In mehr als einstündiger Audienz fühlte er mir in Bezug auf meine Ideen über Theater auf den Zahn. Ob er ihn fest oder wackelig gefunden, war nicht zu ergründen, denn es kam keine Gelegenheit zum ärztlichen Gutachten. — Herr von Lüttichau blieb noch viele Jahre und dachte nicht daran, einen technischen Director zu ernennen. Ein großer Theil des Gespräch füllte die Carrière meiner Schwester Henriette. „Ich habe sie in verschiedenen Lagen des Lebens getroffen!“ sagte der König etwas ernst. Die letzte Lage — herumziehende Sängerin — schien ihm nicht zu behagen.

Als sie wieder zum Theater ging -- in London — kamen nach dem ersten Act von „Linda von Chamounix“ der Herzog von Cambridge, der alte Herzog von Wellington, die halbe Aristokratie, auf die Bühne, sie zu begrüßen. Bekanntlich kommt man in London sehr spät und Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin von Strelitz, geborne Prinzessin von Cambridge, hatte veranlaßt, daß Alles zur Ouvertüre da war, um bei Henriettes Erscheinen sich zu erheben: „eine Mutter zu begrüßen, die im Alter von sechsundvierzig Jahren nochmals die Bühne betritt, ihren Kindern eine sorgenlose Zukunft zu erringen und zu ersingen.“ Am andern Tage war sie in der „Gesellschaft“ wieder heimisch und Königin Victoria behandelte sie, als wäre sie noch Gesandtin. So erging's in allen Städten, an allen Höfen. In München gab

ſie ein Concert, an deſſen Schluß ein Chor geſungen werden ſollte. Auf dem Zettel ſtand: „Schlußchor.“ Man bat Henriette, dazubleiben und den Chor mit anzuhören. Es war eine Ueberraſchung für ſie, ein Huldigungschor. Lachner hatte die Muſik geſchrieben, den Text — König Max von Bayern, damals noch Kronprinz.

Als Henriette in Dresden gaſtirte, wo ſie früher als Geſandtin monatelang gelebt, fragte Mutter: „Wirſt Du hier Deine vielen Bekannten beſuchen.“

„„Bewahre! Ich gehöre ja nicht mehr zur Geſellſchaft!““

Da ſie alſo — ſelbſtverſtändlich in ihrer Lage — nicht zur Geſellſchaft ging, kam dieſe zu ihr. Nicht Einer, nicht Eine blieb aus.

Der ſächſiſche Hof, der einzige, nahm gar keine Notiz von ihr, von ihr, die man früher als Geſandtin in auffallendſter Weiſe ausgezeichnet hatte.

Von Dresden aus alſo hatte ich nun meine Eingabe um die Schweriner Direction gemacht.

Der Großherzog begegnete mir oft auf der Promenade, ſprach mich in gewohnter gnädigſter Weiſe an, plauderte über dies und jenes, berührte aber niemals meine Eingabe. Sie ſchien ihm ſo wichtig, ſie in einer beſonderen Audienz zu erörtern, zu der ich befohlen wurde. Nach langer Beſprechung, in welcher ſich keineswegs Abneigung

verrieth, fragte er: „Wird sich die Stellung mit Ihrer schauspielerischen Thätigkeit vertragen?“

Auf meine Erklärung, daß ich geneigt sei, diese ganz aufzugeben, war der hohe Herr sogleich mit aller Ueberlegung fertig: „Ich denke nicht dran, Sie als Schauspieler zu entbehren. Es sind mir verschiedene Vorschläge gemacht worden in Beziehung auf die Direction, die wohl ganz annehmbar; einen Schauspieler wie Sie zu ersetzen, wird schwer sein!“

Mit dieser schmeichelhaften Abweisung erledigte sich die Sache und der Großherzog war noch so liebenswürdig, mich darauf aufmerksam zu machen, daß auch der Gehalt, welcher für die Stellung ausgesetzt werde, jedenfalls kleiner als mein jetziger sei.

Dies war allerdings der Fall und in fast unbegreiflicher Weise war er auf 600 Thaler gesetzt. Director Steiner, ehemals in Lübeck, welcher sich ebenfalls gemeldet und durch eine Broschüre: „Zur Reorganisation der Theaterverhältnisse“ bemerkbar gemacht, erhielt die Stelle und trat im Herbst 1855 ein.

Es war eine verdammt schwere Stellung, sich ohne Namen, sogar mit einer traurigen Vergangenheit als Schauspieler, in einem Kreise von bewährten Leuten Autorität zu verschaffen.

Steiner schiffte sich glücklich durch die klippenreichen Wogen, und es ist nicht zu leugnen, daß das Ensemble unter seiner Regieführung gewann, und er es sogar ver-

ſtand, uns durch ſeinen unermüdlichen Eifer ſelbſt für unintereſſante Aufgaben zu intereſſiren.

Aber auch eine Reihe klaſſiſcher Stücke brachte er in neuen Bearbeitungen zu größerer Geltung, und Experimente, wie „Francesca von Rimini“ von Silvio Pellico, „Paleophron und Neoterpe“, „Paraſit“ in Schillers Ueberſetzung hatten zwar keine nachhaltige Wirkung, brachten aber den Schauſpielern intereſſante Aufgaben.

Der Ruf, der Steiner vorausging, daß ſein Weg nur über Leichen ginge, daß er Alles, was nicht zu ſeiner Fahne ſchwöre, aus dem Wege räume, hat ſich nicht beſtätigt. Freundlich iſt er uns entgegengekommen, billige Wünſche, wo irgend möglich, berückſichtigend.

Perſönlich ſind wir uns nie näher getreten. Er hatte von meinen Wünſchen, die Direction ſelbſt zu übernehmen, Kenntniß erhalten, kannte die Verhandlungen nicht und glaubte ſich von mir beneidet, wohl nicht gar angefeindet. Er irrte ſich. Gerade von einer Seite, an die er am wenigſten dachte, wurde er beim ſpäter ernannten Intendanten unterminirt. Eine Natter, die Steiner an ſeinem Buſen nährte und die er trotz aller Verwarnungen als ſolche nicht erkennen wollte, bemühte ſich, ihm eine Grube zu graben. Sie fiel ſchließlich ſelbſt hinein, zum Glück für Steiner, wie für die Natter, die, durch ihren Abgang von Schwerin in andere Bahnen gedrängt, ſeitdem ein beliebter Dichter Berliner Poſſen geworden iſt. Kurz nach Steiners Eintritt wurde ihm

Friedrich von Flotow als Intendant vorgesetzt. Für uns höchst interessant, mit dem berühmten Componisten in künstlerische Beziehungen, in persönlichen Verkehr treten zu können.

Diesen Hoffnungen folgte Enttäuschung. In persönlichen Verkehr traten wir allerdings. Er sah uns viel bei sich und sein Haus war ein gastfreundliches; die Enttäuschung bezog sich auf sein künstlerisches Wirken. Um das Schauspiel kümmerte er sich wenig, überließ Alles Steiner, der doch mit der Zeit manchen Mißgriff machte, und hatte überhaupt an der ganzen Sache kein großes Interesse. Er componirte viel, ging zur Aufführung seiner neuen Sachen auf Urlaub, dann auf längeren Urlaub, zuletzt auf ganz langen, bis er endlich, um in seinen Reisen ganz ungebunden zu sein, die Stelle als Intendant niederlegte. Wie wenig ihn sein Wirken als solcher erdrückte, geht daraus hervor, daß er mir einst erklärte, er habe einen kleinen Groll gegen mich, weil ich nur aufs Büreau gekommen sei, um geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen.

„Ja, was soll ich denn sonst dort?"

„„Mein Gott, wenn Sie doch zu Proben in's Theater müssen, können Sie doch einmal hereinkommen und ein Stündchen verplaudern.""

„Ich meinte, Sie seien zu sehr beschäftigt."

„„I Gott bewahre — die Andern kommen fast Alle.""

Verloren hat das Theater durch seinen Abgang

Nichts, leider die andern Theater auch nichts gewonnen, denn er hat seitdem wenig Bemerkenswerthes componirt, wenigstens nichts, das die Runde über die Bühnen Deutschlands gemacht hätte. In seine Schweriner Zeit fällt ein von ihm in Musik gesetztes kleines Ballet: „Die Libelle", von dem mir unbegreiflich ist, daß nicht alle Theater, namentlich die kleineren, darnach gegriffen, denn den Vorwurf, den ihm die Kritik machte, in seinen Opern Tanzmusik geschrieben zu haben, ladet er hier, selbstverständlich, auch auf sich, aber in der entzückendsten Weise.

So verfloß in Schwerin Jahr auf Jahr, ich ging in meiner Kunst vorwärts, wie in der Gunst des Publikums, und ich kann wohl, ohne zu übertreiben, sagen, daß ich zu den beliebtesten Mitgliedern gehörte. Eine schöne Rolle folgte der andern, demnach je nach der Güte der Rolle, ein Erfolg dem andern. Wenn ich jetzt mein ganzes Leben überschaue, so war die Zeit in Schwerin die glücklichste desselben. Es fehlte mir nichts, um glücklich zu sein, denn nicht nur mein Beruf bot mir volle Befriedigung (ich fing auch schon langsam an, durch Gastspiele anderen Publikümmern auf den Zahn zu fühlen), auch meine gesellschaftliche Stellung war eine höchst angenehme geworden. Da ich principiell nie in meinem Leben einen sogenanten „Besuch" gemacht habe, in welchem man seine Person auf dem Präsentirteller näherer Besichtigung unterzieht, so war ich im

ersten Jahre, was Familien-Umgang betrifft, ganz allein auf meine Collegen angewiesen. Dagegen hatte mich Gliemann in einen Kreis von Junggesellen eingeführt, in dem ich Anregung im höchsten Grade fand. Kammersecretair Brünier, Advokat Moritz Jonas, Secretair Holm, Advokat Timm, Advokat Walther waren die Persönlichkeiten, mit denen ich täglich verkehrte. Ich nehme es keinem Menschen übel, wenn er fremden Schauspielern und Schauspielerinnen gegenüber zurückhaltend ist, und erst das Privatleben derselben prüft, ehe er sie in seine Häuslichkeit einführt. Es ist, namentlich seit einigen Jahren durch die Cafés chantantes eine geradezu ausgeartete Gesellschaft zu uns getreten, daß ich mit Hunderten vom Theater selbst nicht umgehen möchte. Es herrscht oft eine Rohheit unter den Herrn, ein Mangel an Sitte unter den Damen, daß es geradezu Unmöglichkeit ist, diese Subjecte in den Kreis gesitteter Familien einzuführen, worin sie sich überdies nicht einmal wohl fühlen würden.

Ich gehe sogar so weit, zu behaupten: mit den Privat-Familien, die sich krampfhaft ans Theater anschlängeln, neu engagirte Schauspieler, ohne sie näher zu kennen, gleich in ihren Kreis ziehen — mit diesen Familien hat es gewöhnlich einen Haken; man kann sicher sein, daß sie eine zweifelhafte Rolle spielen und daß ihnen anderer Umgang verschlossen ist. Auf der andern Seite ist das Vorurtheil, welches im Allgemeinen immer noch gegen das „Theater" herrscht, auch oft sehr unge-

gründet. Es giebt viel, viel ausgezeichnete Menschen beim Theater und schmerzlich zu bedauern ist, daß so viel Auswurf der Menschheit sich unter dem Priestermantel der Kunst in die geweihten Stätten einschleichen darf. Daß aber unter dem weiblichen Theil mehr Sittenlosigkeit oder Neigung zur Sittenlosigkeit bestehen sollte, als in anderen Ständen, möchte ich bestreiten. Wir zählen zu unseren Priesterinnen hochachtungswerthe, sittlich edle Naturen, wie sie nur je in einem anderen Stande zu finden sind. Nein, höhere Wesen, denn ein Mädchen, das sich, alleinstehend, am Theater, bei den tausend Nachstellungen und Verführungen, die sich bieten, eine reine Seele bewahrt, steht zehnmal höher, als eine von Eltern, Gouvernanten und Dienern auf jedem Schritt bewachte „Honoratiorentochter."

Es schicke doch manch strenger orthodoxer Richter, der seine Thür vielleicht einer achtungswerthen Schauspielerin verschließt, seine Tochter unter ähnlichen Verhältnissen in die Welt — wir wollen sehen wie sie sich bewährt?! Eine ungeprüfte Tugend ist keine Tugend.

Schamloser, frecher, unverschämter, herausfordernder tritt die Schande beim Theater auf — sie geht auch bei Tage bloß, aber wem vergönnt wäre, den Deckel einer Stadt abzuheben und in alle stillen Kämmerlein zu blicken, der würde eine kuriose Verwunderungs-Mütze aufsetzen müssen.

Eine Stadt mit 700,000 Einwohnern zählt in

ihren Mauern eine hübsche Anzahl von liebedürftigen jungen und alten Herrn und wie die Erfahrung lehrt, so gehts nach Shakespeare:

„Allen nach ihrem Kopf"

„Und jeder Deckel findet seinen Topf."

Glaubt man etwa, daß diesen Bedarf an Liebe für Tausende das Theater allein deckt? — ach nein, nur einen kleinen, kleinen Theil, den anderen liefern — die anderen Stände. „Schiller war kein dummer Mann" sagt der Engländer in dem Lustspiel: „die Benefizvorstellung". Auch ich bin dieser Meinung, und bin überzeugt, noch heute finden auf die Heirath mancher pensionsentlassenen Tochter die Worte Anwendung, die Schiller in der fünften Scene des ersten Actes von „Kabale und Liebe" den Präsidenten sprechen läßt, und die ich in ihrer grellen Form nicht wiederholen mag, dafür aber bitten möchte: Gebt dem Theater, was des Theaters ist, und nehmt Euch, was — Euer ist.*)

Nach einem Jahre ist wohl das Wesen und Treiben eines Schauspielers zu beurtheilen und von da ab war man in Schwerin so freundlich, mich aufzusuchen.

Unter den Familien, die mir diese Stadt zu einer zweiten Heimath machten, und in denen ich nicht nur

*) Wunderbar! In diesem Augenblick, da ich obige Worte niederschreibe, — am 28. April 1875, Morgens 9 Uhr — kommt das „Hannoversche Tageblatt", das keinem gebildeten Hannoveraner

freundliche, ſondern auch freundſchaftliche Aufnahme fand, nenne ich dankbar die des Gymnaſialdirectors Büchner, der Frau von Knuth, des Kammerherrn von Suckow, Advokaten Hobein, Kammerherrn von Dorne, Hofrath Schweden, Advokat Viereck, Doctor Janſen, Baron von Rodde, meines Hauswirths Kaufmann Cohen; von meinen Collegen die gaſtfreien, zugleich verſchwägerten Häuſer Hinze und Bernardelli. Die beiden letzten waren zugleich der Sammelplatz derjenigen Collegen, welche gemüthliches Familienleben anderen Vergnügungen vorzogen.

---

beim Kaffee fehlen darf. Das dieſer Zeitung beigegebene „Unterhaltungsblatt" bringt folgenden Vorfall:

„**Auch ein Zeichen der Zeit.** Zum 1. April hatte ein junger Techniker ein möblirtes Zimmer in der D.-Straße in Berlin gemiethet, war aber des Mittags mit ſeinen Siebenſachen noch nicht angetreten, als ſchon ein kleines keckes Fräulein an der betreffenden Wohnung klingelte und fragte, ob Herr N. N. zu Hauſe ſei. Die Wirthin gab Beſcheid, daß der Geſuchte noch gar nicht zugezogen ſei und wunderte ſich eben ein wenig über die Jugendlichkeit der Frageſtellerin, als ihre eigene Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, nach Hauſe kam und die andere ſofort anredete: „Kommſt Du zu mir, Mariechen?" — „So, Du wohnſt hier?" war die gedehnte Antwort, „nein, zu Dir wollte ich nicht, ſondern zu meinem Bräutigam." — Mariechen war auch erſt funfzehn Jahre alt, auch noch Schülerin der zweiten Claſſe einer gewiſſen, ſehr bekannten Töchterſchule, allein bereits ſo weit „vorgeſchritten", daß ſie die Mittagspauſe mit zu einem Beſuche bei ihrem „Bräutigam" anwenden konnte."

Der Redaction möchte ich in Bezug auf die Ueberſchrift bemerken: Das iſt kein Zeichen unſerer Zeit. Das war immer ſo und wird leider wohl immer ſo bleiben.

Unter all den genannten Häuſern und den ungenannten, in denen nur ein oberflächlicher Verkehr, nehmen bei mir hervorragende Stellen ein: die des Geheimen Medicinalraths Dr. Flemming, und die des Geheimen Raths Proſch, Chef des großherzoglichen Cabinets. Die männlichen und weiblichen Häupter dieſer Häuſer ſtanden an Geiſt und Bildung hoch über mir jungem Manne und neben dem herzlichſten ungezwungenſten Verkehr habe ich ihnen Belehrung vielfacher Art zu danken. Proſch machte außerdem ein großes Haus. Alle Sonntag Nachmittag verſammelte ſich, — die Familie ſpeiſte zu dem Zweck ein Paar Stunden früher — ein großer Kreis von Bekannten zum Kaffee; es wurde geplaudert, mitunter auch muſicirt, — dann ging man in's Theater, und nach dem Theater traf ſich die ganze Geſellſchaft wieder zum Souper. Geheimer Rath Proſch war Director der Gallerie und des Kupferſtichcabinets, ein großer Verehrer des Theaters, zudem Schwiegervater von Julius Schäffer, (Director des großherzoglichen Domchors), alſo tauſend Anknüpfungspunkte, um mit Künſtlern in Berührung zu kommen, die denn auch aus aller Herren Länder, ſobald ſie nach Schwerin gingen, ſich an das Haus Proſch empfehlen ließen. Es gab da manchen intereſſanten Nachmittag und Abend, und wenn ſo Hans von Bülow mit Schäffer heut claſſiſche Muſikſtücke, morgen Compoſitionen moderner Meiſter

vierhändig ſpielten, ſo war das ein Genuß, für den Viele theures Entrée bezahlt haben würden.

Carl von Holtei war Hausfreund bei Flemmings, wie bei Proſch; leider kam er während meiner Anweſenheit nicht nach Schwerin, erzählt aber wurde viel von ihm, und ſo kannte ich ihn und ſeine Eigenthümlichkeiten, ehe ich ihn ſelbſt kennen lernte. Jeden Abend brachte er bei Proſch zu. Von ihm ſtammt der Scherz, der ſpäter nach Jahren zur Pointe eines Luſtſpiels benutzt wurde. Er verſchmähte es, trotz dringender Einladung, bei Proſch zu wohnen, weil er gewöhnt ſei, ſeine Abende außer dem Hauſe zuzubringen und wenn er bei Proſch wohne, dann nicht wiſſen werde, wo er dieſe Abende unterzubringen habe.

Zuletzt, doch nicht die letzte in meinem Herzen — „last not least“ — iſt die Familie des Polizeiſecretairs Oertling oder vielmehr das Ehepaar Oertling. Durch meine damalige Collegin, Fräulein Held, die im Hauſe befreundet war, eingeführt, gehörte ich bald zum intimſten Umgang der Familie. Ich habe ſelten eine Frau gekannt, welche mit nicht übertriebenen Mitteln es ſo verſtanden, das Haus gemüthlich und anziehend zu machen, wie „Miſſis“ Oertling. Oertling haben verſchiedene Verwandte in England und da Freundin Oertling ſich aus dieſem Grunde mit wahrer Wuth auf's Engliſche warf, ſo iſt ihr der Spitzname Miſſis bis heute geblieben. Bald wurde ein Abkommen getroffen, daß ich nach jeder

Theater-Vorstellung, in welcher ich beschäftigt, den Abend bei Oertlings zubringen müsse, mit Ausnahme der Sonntage, die Eigenthum der Familie Prosch. Dies wurde durch Jahre getreulich eingehalten. Es war eben contractlich und wer mich an einem Spielabend genießen wollte, konnte diesen Genuß erst nach zwölf Uhr erreichen oder mußte mich von Oertlings leihweise entnehmen.

Wir waren immer allein, und der offenen Meinungsäußerung habe ich manchen Wink zu danken, zumal Missis mir die Meinung des Publikums stets ungeschminkt mittheilte. Kein Schauspieler kann am Abend, sofort nach seiner Rolle, Tadel vertragen und Oertlings waren in solchen „Fällen" meiner „Ausfälle" gewiß, aber am andern Tage fand ich, daß sie Recht hatten und änderte. Nicht nur damals, auch später bei meinem Gastspiel, habe ich ihrer Gastfreundlichkeit und Freundschaft die gemüthlichsten Stunden zu danken.

Es wird dem Leser, gäb' es dergleichen, wohl ziemlich gleichgültig sein, ob die Familien, in denen ich heimisch war, Prosch, Oertling, Flemming, Hinze, Bernardelli, Müller oder Schulze hießen, — mir nicht. Ich habe es stets nicht nur als Glück, nein geradezu als Gnade von Gott betrachtet, daß die besten, edelsten Menschen mir ihre Freundschaft entgegen brachten. Freunde zu gewinnen ist leicht, sie sich zu erhalten, schwer. Mir ists gelungen; die besten Menschen haben über meine großen Fehler milde hinweggesehen und mir ihre Freundschaft

erhalten. Erkaltete wirklich im Laufe der Zeit dieſes oder jenes Herz — auf Gegenſeitigkeit wird das nie beruhen. Ich halte die Dankbarkeit für keine Tugend, ſie iſt eine Eigenſchaft, die ſich von ſelbſt verſteht. Wenn nicht undankbar ſein lobenswerth iſt, dann iſt Nichtſtehlen eine gleich vortreffliche Eigenſchaft, aber wenn Dankbarkeit unverdienter Weiſe zu den Tugenden gerechnet wird, dann bin ich tugendhaft, denn ich vergeſſe nie, was mir Gutes erwieſen. Ich habe durch unüberlegte Aeußerungen, durch überlegte Malicen viel Menſchen im Leben verletzt, auch den mir Naheſtehenden durch Wort geſchadet, nie durch die That, er müßte ſich mir denn von vornherein als Feind entgegengeſtellt und ich Nothwehr geübt haben — mein Stolz war und iſt, daß ich von wahrhaft edlen, guten Menſchen ſtets auf Händen getragen und nur von kleinlichem Geſindel angefeindet wurde.

Gott erhalte mir dies für immer; nächſt dem erhebenden Gefühl, von edlen Menſchen geſchätzt zu werden, giebt es kein größeres Vergnügen, als von kleinlichen und gehäſſigen Naturen beneidet und angefeindet zu werden.

Im Laufe der Jahre hatte ſich das weibliche Theaterperſonal ſehr verändert. Dieſe war Jener gefolgt, aber die Namen der Damen Butze, Widmann, Harke, Eliſe Truhn, Sophie und Eliſe Härting, Schuncke, Roſa von Schultzendorff, Goll-

mann und Laura Ernſt ſind Gewähr, daß wir ſtets gute Vorſtellungen zu verzeichnen hatten, zumal das männliche Perſonal in der ganzen Zeit meines Schweriner Aufenthalts unverändert blieb.

Wehmüthig berührt mich bei dieſer Erinnerung der Name der letztgenannten Dame: Laura Ernſt. Nicht jung genug mehr, um im Liebhaberinnenfach mit Erfolg zu wirken, war ſie zu eitel, in ein älteres überzugehen, und vegetirte als Gaſt jahrelang an den obſcurſten Bühnen, während ſie durch ihr Talent im Stande geweſen wäre, im Fache von Minona Frieb-Blumauer mit dieſer Künſtlerin in die Schranken zu treten.

Mir boten ſich alljährlich beſſere Engagements, die mich auf den Gedanken brachten, wohl auch einmal in größere Verhältniſſe zu treten, aber von Schwerin zu ſcheiden war mir undenkbar, zumal mich ſtets, ſo oft ſich ein Wechſel bot, zartere Bande beſonders feſſelten, ſo daß ich mit geringer Gehaltsverbeſſerung dann immer wieder blieb. So hatte meine Gage ſich zur höchſten hinauf gezulagt, weil der Großherzog immer den Gedanken feſthielt, ſich ein gutes Schauſpiel zu erhalten. Ich bezog zu einer beſtimmten Zeit einen höheren Gehalt, als die Prima Donna. Nur der Gedanke beſeelte mich, mit meiner Mutter wieder zuſammen leben zu können, und für ein Engagement in Dresden hätte ich Schwerin aufgegeben. Alle anderen ſchlug ich aus, ja einmal ſogar

auch Dresden, weil Vielerlei dort nicht nach meinen Wünschen. Ich bildete mir nun ein, meine Anhänglichkeit an Schwerin würde Anerkennung finden — o Gott nein! Man glaubte nicht an meine Anerbietungen und Publikum wie Collegen meinten: „Wenn er nach Wien, Dresden, Hannover wirklich Anerbietungen hätte, würde er doch nicht in Schwerin bleiben.“ Die Schweriner haben ihre Stadt, wie ihr Theater stets unterschätzt. Wenn bei einem vortrefflichen Künstler irgend eine Schattenseite zur Sprache kam, so hieß es: „Ja, wenn er die nicht hätte, wäre er nicht bei uns!“ Sie hielten es gar nicht für möglich, daß ein Engagement in Schwerin Endzweck einer Carrière sein könne. Ebenso war es mit der Stadt. Hat doch Bürgermeister Strempel den Musiker Ritter, der zum Besuch seiner Braut: Franziska Wagner — seiner jetzigen Gattin — nach Schwerin kam, auf das Schärfste inquirirt, weil er einfach in den Fremdenzettel als Zweck seines Aufenthalts „zum Vergnügen“ geschrieben hatte. Von der heimlichen Verlobung wußte Strempel nichts, und daß Jemand sich in Schwerin zum Vergnügen aufhalten könnte, schien einem Schweriner undenkbar. Mich verdroß der Zweifel an meinen Anerbietungen, wie das Unterschätzen des Theaters, und ich nahm mir einen heiligen Eid ab, jedes Engagement, das mir einen angenehmen Wirkungskreis und Gehaltserhöhung brächte, anzunehmen. Zum zweiten Male bot sich Dresden. Da-

wiſon gaſtirte im Frühjahr 1858 in Hamburg am Thaliatheater, wollte den Perin in Donna Diana ſpielen, mais — der Ceſar war durchgegangen. Dawiſon telegraphirte an mich; ich kam und ſpielte. Ich habe nie einen Don Ceſar geſehen, der mich befriedigt hätte, nie einen Schauſpieler, der die Gluth der verzehrenden Leidenſchaft mit dem graziöſen Ton der Converſation und beſtrickendem Aeußern verbunden hätte. Ich hatte für die Rolle am wenigſten, aber ich ſpielte ſie Dawiſon zu Liebe unter der Bedingung, daß ich mich Tags zuvor mit einer leichteren Rolle beim Publikum einführen dürfe. In dieſer gefiel ich, und auch als Ceſar hatte ich anſtändigen Erfolg. Aus Gefälligkeit für meine Collegin Eliſe Truhn, welche am Stadttheater auf Engagement gaſtirte, und als Donna Diana auftreten wollte, übernahm ich Tags darauf dort den Ceſar, und ſpielte ihn mit weit größerem Erfolg, dann wieder für Dawiſon im Thaliatheater „Wallbeck“ im: „Gefängniß“, dann Petruchio im Stadttheater, wieder Ceſar im Thalia, dann wieder im Stadttheater. So wanderte ich vom Director Maurice zu Director Sachſe und von Sachſe zu Maurice in einer Woche acht Mal hin und her.

Meine Leiſtungen und ihre Mängel ſtets genau kennend, wenn auch nie eingeſtehend, bat ich Dawiſon am erſten Abend von Donna Diana, mich mit jedem Urtheil zu „verſchonen.“ Er ließ ſich nicht abhalten, mir, was ich ſelbſt wußte, doch vorzubeten, aber am Schluß

des Tadels nahm er den Mund voll zu überraſchendem Lobe. „Ich weiß, daß Du nie Unterricht gehabt haſt, nie laut lernſt, ſcandalöſerweiſe nie probirſt, ſondern Alles dem Abend überläßt. Wie kommſt Du, noch dazu bei der Angſt, die Du vor jeder Vorſtellung haſt, zu der enormen Sicherheit auf der Bühne und zu der Art zu ſprechen. Ich kenne keinen jüngeren Schauſpieler, der auch nur annährend ſpricht, wie Du!“

Meine Freude war groß, wurde um ſo größer, als ich ſpäter hörte, Dawiſon habe dergleichen in Dresden bei ſeiner Rückkehr überall geäußert.

Die nächſten Ferien brachte ich wiederum bei meiner Mutter in Dresden zu und beſuchte Herrn von Lüttichau, der mir die Aeußerung Dawiſons wiederholte. Nach Ablauf meiner freien Zeit machte ich dem Intendanten meinen Abſchiedsbeſuch auf ſeinem ſchönen Landſitz in Pillnitz, der jetzt dem Prinzen Georg gehört. Als Herr von Lüttichau mich beim Abſchied durch den Garten plaudernd hinunter geleitete, ſah er meine Mutter, welche die Fahrt als Landparthie mitgemacht hatte, im Wagen ſitzen. Sehr freundliche Begrüßung.

„Ihr Sohn ſoll ein guter Schauſpieler geworden ſein — ich freue mich darüber.“

„„Ich höre es; leider kann ich es nicht beurtheilen, da ich wohl ſchwerlich nach Schwerin kommen werde, mich davon zu überzeugen.““

„Ja, wenn Sie ihn durchaus ſehen wollen, ſo muß

er hier ſpielen. Den Gefallen will ich Ihnen gern thun; Ihre Frau Tochter, die Gräfin Roſſi hat mir ja die vollſten Häuſer ſeit Beſtehen des Theaters gemacht."

Dieſe unmotivirte Phraſe war nämlich ſtehender Schluß aller ſeiner wohlwollenden Anreden.

Mutter und ich waren glücklich und das Gaſtſpiel wurde auf October angeſetzt.

„Was willſt Du ſpielen?" fragte Dawiſon.

„Badekuren, ein Luſtſpiel, Mann mit der eiſernen Maske!"

„„Lauter alte Schmöker!""

„Novitäten wird man mir nicht geben, Corneille in Gutzkow's „Lorbeer und Myrthe" hat mir Excellenz abgeſchlagen."

„„Spiele den jungen Klingsberg — ich habe ſchon lange Luſt, den alten zu ſpielen."" So geſchah's.

Die beiden erſten Abende blieben wie feſtgeſetzt und war der Erfolg ein angenehmer; Beifall an allen Stellen, wo er kommen muß und ſogar bedeutend mehr.

Dawiſon hatte ſich mit ſeiner Zuſage vergalopirt — es kam ihm Anderes über den Hals, aber Wort hielt er und büffelte den alten Klingsberg in ſechs Tagen. Volles Haus, wie immer, wenn ſein Name auf dem Zettel, und großer Erfolg. Kritik der erſten Blätter brillant. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," „der junge Klingsberg, des Vaters würdig" ꝛc. ꝛc. Wilhelm Wolfsſohn hatte ſchon nach der „eiſernen Maske" erklärt, daß ich nach Emil Devrient das edelſte Deutſch ſpräche ꝛc. ꝛc. Beſuch des

Intendanten nach dem dritten Act der „Klingsberge“. Am andern Tag Contractabſchluß — vorbehaltlich der Genehmigung des Königs — mit guter Gage, gutem Urlaub und allerlei Nebenbedingungen in Bezug auf Billets ꝛc. ꝛc., wie ſie nur Emil Devrient und Dawiſon bewilligt waren. Glückſelige Abreiſe! Aufenthalt in Berlin! Heimkehr nach Schwerin!

Wilhelmine Schröder-Devrient, welche damals in Dresden lebte, hatte meinen Leiſtungen, beſonders der des Klingsberg während der Vorſtellung ſo lautes Lob geſpendet, daß es ſogar Fernſitzende hören und mir wiedererzählen konnten. Später hatte ſie die Kritik, welche mich als Klingsberg neben Dawiſon ſtellt, ſehr ungerecht gefunden, indem ſie meine „einfache, lebenswahre“ Darſtellung, wie ſie ſich ausdrückte, weit über die ſeinige ſtellte. Dawiſon hat ihr dies Urtheil nie verziehen, wie auch das über ſeinen „Heinrich von Schwerin“ nicht, das ihm ebenfalls von guten Freunden mitgetheilt wurde. Mir ſchrieb ſie in mein Album einige auf Dawiſon bezügliche Zeilen, die er ſpäter bei mir fand, und ſie auch ſofort auf ſich bezog. Wie ich glaube, hat Wilhelmine Schröder-Devrient Dawiſon nur in einigen, ihm gerade ungünſtig liegenden Rollen geſehen, und ſo iſt ihr das abſprechende Urtheil nicht ſo hoch anzurechnen.

Das Albumblatt lautet:

Der Menſchheit Würde iſt in Eure Hand gegeben
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit Euch! mit Euch wird ſie ſich heben!

Zu keiner Kunstepoche ist es wohl nöthiger gewesen, jungen, strebsamen Talenten diese goldnen Worte zuzurufen, als in der gegenwärtigen, wo Alles in der Kunstwelt, zumal in der edlen Schauspielkunst, mit Riesenschritten dem gänzlichen Verfall entgegen eilt. Möchte dieser Zuruf bei einem jungen Künstler Gehör finden, der, wenn er will, ein schönes Ziel erreichen kann.

Wilhelmine von Bock.

Schröder-Devrient.

Bei meiner Rückkehr nach Schwerin lag auf meinem Schreibtisch ein Brief von Dawison. Angenehme Ueberraschung! — Der Brief konnte ja nur Erfreuliches enthalten. Erst trank ich meinen Kaffee um mich im Genuß des Briefes noch zu steigern, dann legte ich mich auf dem Sopha behaglich zurecht und las. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Er rieth mir ab, nach Dresden zu kommen. So tief war noch nie Jemand aus seinen Himmeln gestürzt. Der Brief lautete:

Dresden, 6. November 1858.

„Vorgestern sah ich Pabst Deinetwegen eine lange und breite Eingabe an den König entwerfen. Du siehst also, es wird nicht gezaudert.

Aber es drängt mich, lieber Sontag, Dir ein ernstes Wort zu sagen. Nimm es auf, wie Du willst, mache damit, was Du willst — mir ist's, als versäumte ich eine heilige Pflicht, wenn ich es Dir nicht sage.

Erschrick übrigens nicht, es ist nicht gar so entsetz-

lich. Ich wollte Dir nur einfach ſagen: Ueberlege Dirs noch ein Bischen.

Ich weiß, daß Du in Schwerin eine Stellung haſt, um welche Dich Tauſende beneiden, und bin feſt überzeugt, daß Du hier eine ähnliche nie finden wirſt. Ganz abgeſehen von der leidigen Concurrenz mit dem mehrjährig engagirten Jauner, der mit dem Hauptclaqueur, Uhrmacher X., ſehr befreundet iſt, wirſt Du auch künſtleriſch hier nicht den Rang einnehmen, den Dir in Schwerin Niemand ſtreitig macht. Sieh die Repertoirs an, wie ſie waren, wie ſie ſind, und vermöge der hieſigen Verhältniſſe bleiben werden. Sie bilden geradezu eine Reihe von Gaſtrollen Emil's, meiner und eigentlich auch der Bürck. Was dazwiſchen liegt, läuft eben mit, mit Ausnahme der faulen Monate, in welchen ſich die „Lappigen" vor leeren Bänken ein Privatvergnügen machen. Offen und ehrlich: Du haſt das Zeug nicht, Emil vollſtändig zu erſetzen, und biſt wiederum zu gut, um mitzulaufen. Sehr bald würde ſich Unzufriedenheit Deiner bemächtigen, und es könnte ſich eines Tages die Reue bei Dir einſtellen, welche bekanntlich äußerſt blaß und mit — Eſelsohren abgebildet wird.

Du ſagſt hier, was man ſo ſagt, gefallen, aber Du haſt nicht, was man wiederum ſo ſagt: „eingeſchlagen." Wenn man ſo herum hört, und ſpricht darüber, ſo bekommt man neben vernünftigen Anſichten auch ſehr viel dumme zu hören. Die Maſſe ſtürzt ſich auf Deine

Schattenseiten, und ist zu blöde, um Deine Vorzüge anzuerkennen. Das, was ich z. B. und Bürde und wenige gescheite Menschen an Dir vortrefflich finden: Deine Sprache, darum kümmert sich der Theaterpöbel nicht. Was ist ihm Hekuba? Er frißt Emil und Bogumil in Einer Mahlzeit und beide schmecken ihm vortrefflich.

Möglich, daß Du Dir mit der Zeit hier eine Stellung erringst. Ja, aber einmal hier engagirt, mußt Du von vorn anfangen — das sage ich Dir. Und in Schwerin hast Du Alles in reichem Maße.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß es mir sehr lieb wäre, Dich hier als engeren Collegen zu sehen. Ein intelligenter Kopf mehr wäre für mich speciell ein Gewinn, ohne vom „Ganzen" zu reden. Aber ginge es Dir hier nicht so, wie Du erwartest, dann würde ich mir bittere Vorwürfe machen, Dich nicht zum Nachdenken gebracht zu haben. Du weißt, wie ich von Dir sprach und was Lüttichau von mir zu hören bekam. Auch jetzt noch halte ich Dich ihm gegenüber für den ersten Mimen der Welt. Was ich da niederschreibe, ist eine Privatmeinung: ich will Dich nicht überreden, aber zum Nachdenken bringen. Prüfe Dich. Du hast z. B. Deine Mutter sehr lieb, und es kitzelt Dich nun in ihrer Nähe eine bedeutende Rolle zu spielen. Wie wär's, wenn Du ein Bischen nüchterner darüber dächtest?

Wenn Du Dich mit dem Triumphe begnügtest, den Du hier errungen? — Wenn Du Dir's genug sein lie-

feſt, Lüttichau zu einem guten Antrag, Mad. Bürck*) zur Wuth und Beſchämung und die lieben Collegen zum Schimpfen gebracht zu haben? Wenn Du die hieſigen Anträge als kluger Menſch benutzteſt, um Dir in Schwerin noch ein beſſeres Bett zu bereiten und dann mit Deiner Dir ſo geläufigen Redensart von den Dresdener Plänen Abſchied nähmſt?

Mach', was Du willſt. Kommt Dein Engagement hier zu Stande, ſo findeſt Du an mir, was Du erwarteſt, einen eifrigen Förderer. Bleibſt Du, wo Du biſt, ſo behälſt Du auch in der Ferne in mir einen warmen Freund." Dein

Begumil.

Den Rath dieſes, wie ich keineswegs verkannte, wirklich freundſchaftlich gemeinten Briefes konnte ich leider nicht mehr befolgen. Ich hatte keine Luſt, mir durch Contractbruch in Dresden ein wenig ehrenvolles Andenken zu ſichern, noch weniger den Contract als Preſſion in Schwerin zu benutzen. Das erſchien mir unwürdig. Zudem hatte die Citrone keinen Saft mehr, und ohne Unverſchämtheit hätte ich dem Schweriner Etat keine Zulage mehr abpreſſen können.

Nach einigen Tagen dachte ich ruhiger über die Sache, und ſchrieb an Dawiſon, daß ich ja Gott ſei Dank nicht

*) Frau Bürck hatte ſich, wie mir Dawiſon mitgetheilt, ſchon vor meinem Gaſtſpiel gehäſſig gegen mein Engagement ausgeſprochen.

an Gehirnerweichung litte, und demnach mir auch nie in den Sinn gekommen wäre, Emil Devrient in seinem eigentlichen Fach ersetzen zu wollen, daß ich aber Zeugs genug habe, um mir eine ehrenvolle Stellung zu erringen. Wo die Erfüllung meiner Hoffnungen Lücken ließe, würden diese durch das Zusammenleben mit meiner Mutter gedeckt.

Ich kündigte in Schwerin. Immer näher rückte der Tag des Abschieds. Immer schwerer wurde mir um's Herz bei dem Gedanken, von dem Orte zu scheiden, an dem ich die bis dahin glücklichste Zeit verlebt, schon deshalb glücklich, weil sie die goldene Zeit der Jugend war. Wieviel war von den Träumen meiner Kindheit gerade in Schwerin in Erfüllung gegangen, wieviel glückliche Stunden hatte ich verlebt, vor aller Welt, wie im Verborgenen. Es war eben die Zeit der Jugend — der Jugend!

Die Stunde des Scheidens kam. Die Intendanz hatte vorher von einer Abschiedsrolle gesprochen; ich war damit einverstanden gewesen. Wenige Tage vor dem schmerzlich feierlichen Abend wurde mit größter Rücksichtslosigkeit das Stück abgesetzt und eine Oper eingeschoben. So blieb durch Zufall meine letzte Rolle in Schwerin eine der würdigsten, die des Antonius in Shakespeares: „Julius Cäsar", die ich kurz vorher gespielt hatte.

Der Großherzog war zu der Zeit auf Reisen — am Tage vor meinem Scheiden traf er in Schwerin ein.

Es war eine traurige Reiſe geweſen, denn ſie galt der Beiſetzung ſeiner geliebten Schweſter, der Fürſtin Hugo Windiſchgrätz, welche unerwartet im Alter von fünfunddreißig Jahren in Venedig geſtorben war.

Nach meinem Eintritt in das Schweriner Engagement war eine lange Zeit vergangen, ohne daß mir die Ehre zu Theil geworden, dem Landesherrn vorgeſtellt zu ſein. Nachdem er mich ſpäter einmal auf der Straße angeſprochen, geſchah dies in der Folge oft und ich habe in der Zeit meines Dortſeins nur Beweiſe gnädiger Geſinnung erhalten. Mein älteſter Bruder, öſterreichiſcher Officier, welcher mich beſuchte, wurde ſogar mit beſonderer Huld und Gnade aufgenommen. Der Großherzog war nicht nur gegen mich und Familienglieder gnädig, der hohe Herr übertrug ſeine Liebenswürdigkeit auch auf Bekannte, welche Geſchäfte oder Durchreiſe nach Schwerin führte.

Begegnete ich dem Großherzog und hatte einen Fremden bei mir, ſo fragte er regelmäßig, wer der — natürlich beſcheiden Zurückweichende — ſei. Auf meine Antwort kam dann eben ſo regelmäßig: „Ein Freund von Ihnen — dann muß ich ihn wohl kennen lernen.“ Die Vorſtellung geſchah, und begeiſtert von der Liebenswürdigkeit des hohen Herrn verließ der Betreffende Schwerin. Eines Tags begegnete dieſe Ehre einem Handlungscommis, den der Großherzog auch „kennen lernen mußte“, und der über die unerwartete Ehre ſo vertattert

war, daß der ſonſt gebildete und geſcheite Menſch zu unſerer Beluſtigung den gräßlichſten Unſinn ſprach. In Doberan declamirte ich am heiligen Damm in einem Concerte. Nach dieſem war Ball. Ich wollte noch vor demſelben heimfahren, als die Dresdener Hofſchauſpielerin Marie Michaleſi — jetzige Frau von Pflugk — mit ihrer Schweſter auf mich zukam und mich bat, noch eine Viertelſtunde zu bleiben. Sie lebten der Cur hier, waren im Concert geweſen und wollten einige Augenblicke von Ferne dem Balle zuſehen. Allein genirten ſie ſich, dazubleiben, und baten mich, ihnen zur Betrachtung der Balltoiletten behülflich zu ſein. Der Großherzog entdeckte mich, kam auf mich zu und fragte, warum ich in der Ferne bleibe. Ich erzählte die Urſache. „Die Damen ſind Bekannte von Ihnen — dann muß ich ſie wohl kennen lernen.“ Sie waren keineswegs ballmäßig, nicht einmal concertmäßig gekleidet, aber es half nichts, er zog ſie in den Saal; — ich benutzte die Gelegenheit zu verſchwinden und am andern Tage erzählten ſie mir, daß der Großherzog trotz Straßentoilette wiederholt mit ihnen getanzt, daß ſie zum Souper bleiben mußten und ſich erſt um Ein Uhr haben entfernen dürfen. Daß ſie auch hinzuſetzten, die Hofherrn hätten dann ebenfalls mit ihnen getanzt, war allerdings überflüſſig; — das hat man ſo!

Der Großherzog hatte mir wiederholt ſein Bedauern über mein Scheiden ausgedrückt und geſagt: „Sie werden doch nicht abreiſen, ohne mir „Lebewohl“ zu ſagen.“

Jetzt war der Moment da. Ich wollte mich natürlich nicht melden, da ich voraussetzte, daß der hohe Herr, (in der Nacht angekommen), in seiner Stimmung, keinen Sinn für mich haben würde.

„Das ist ein Befehl", sagte mir ein Freund, der dem Großherzog nahe stand, „Sie haben sich zu melden!"

Sofort wurde ich vorgelassen. Der Großherzog kam mir schon an der Thür mit den Worten entgegen: „Was ist denn das? Ich höre, Sie haben keine Abschiedsrolle?"

„„Das Repertoir hat sie nicht gestattet.""

„Dann muß es geändert werden."

„„Mein Auftreten wird nicht mehr zu ermöglichen sein — ich reise morgen.""

„Es muß ermöglicht werden. Ich kann selbstverständlich der Vorstellung nicht beiwohnen, aber die Rechte des Publikums dürfen nicht verkürzt werden. Es will seinen scheidenden Liebling mit Ehrenbezeugungen entlassen und darf die Gelegenheit dazu verlangen. Herr von Lüttichau wird Sie wohl noch ein Paar Tage entbehren können."

Sofort ging der Befehl an die Intendanz, eine Vorstellung anzusetzen.

Ich überlegte mir die Sache. Was hatte ich davon . . ? „Er hat den armen Herrn am Tage seiner Ankunft überlaufen und Ihm eine Abschiedsvorstellung abgepreßt!" hätten einige Biedermänner Chorus geheult und Gläubige gefunden, denn daß der Großherzog in Seiner Liebens-

würdigkeit so weit gehen würde, in Seiner Situation meine Abschiedsrolle als Wichtigkeit zu behandeln, — das war auch wirklich schwer zu glauben.

Ich schrieb nochmals meinen Dank und zugleich die Unmöglichkeit, mich meiner neuen Thätigkeit länger zu entziehen.

Entschädigt wurde ich vollauf. Alle diejenigen, welche mich durch Kränze und Blumen am letzten Abend ehren wollten, sandten mir diese poetischen Grüße ins Haus, und verwandelten dasselbe in einen duftenden Garten.

Mittags zwei Uhr gings mit Freund Oertling zur Eisenbahn und mein Schmerz, der sich laut äußerte, wurde nur durch das Gebraus der Locomotive übertönt.

Viele Albumblätter bekam ich auf den Weg, von denen ich drei, das des Geheimen Cabinetsraths Prosch, das von Emanuel von Kamptz und das des zeitweiligen Dichters, Hofraths zur Nedden folgen lasse, weil sie von der Anerkennung zeugen, die ich bei den Hervorragenden genoß, und einen schneidenden Contrast zu dem bald darauf eintretenden Zeitabschnitt meines Lebens bilden. Sie lauten:

Willst du lebenstreu gestalten
Nimm zum Vorbild die Natur,
Und bis in die kleinsten Falten
Folge eifrig ihrer Spur.

Willst du höher dich erheben,
Fasse sie im Ganzen auf;
Sicher führt solch Kunst-Bestreben
Dich zum Ideal hinauf.

Sie haben, mein beſter Sontag, durch ihre Leiſtungen oft bewieſen, daß Sie der Wahrheit meiner vorſtehenden Verſe ſich bewußt ſind, und haben je nach der Aufgabe bald volle Naturtreue, bald höhere geiſtige Erhebung zur Anſchauung gebracht. So ſchrieb ich denn dieſe Zeilen nicht als einen Rath für Sie, ſondern nur zur Erinnerung an mich, der dies gerade in ihren Leiſtungen erkannte, ſo wie zur Erinnerung an unſere Unterhaltungen über Kunſt und an manche froh mit einander verlebte Stunden.

Schwerin, 31. März 1857. E. Proſch.

„Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.
Tapfer alſo, heilge Gluth!
Hoch hinan zum ewig Schönen!
Flamme kühn, und laß ſie höhnen;
Eins iſt Kunſt, Natur und Muth.
Friedrich Schlegel.

Daß ich mich an den kühnen Flammen einer hoch zum Ewigen, Schönen ſich ſchwingenden Gluth, wie die Ihrige erwärmte, und mein alter morſcher geiſtiger Cadaver ſich noch einmal erfriſchen konnte, das vergeſſe ich Ihnen nie; nur mich bedauernd, der ich ſo ſpät gewahrte*),

*) Der Schreiber hatte, aus irgend welcher Grille, das Theater durch lange Jahre nicht beſucht, aber endlich den Entſchluß gefaßt, mich wenigſtens vor meinem Abgang einige Male ſpielen zu ſehen.

wie voll ein neuer Lebensquell mir hätte ſprudeln können.

Schwerin, 29. März 1859.

Ihr dankbarer
A. J. C. zur Redden.

Heitres Florenz an der Elbe, trauteſtes Mutterhaus,
Nehmt ihn hin den Erwünſchten, der ſich von uns jetzt gewendet!
Hat er des Schönen uns viel in edlen Gebilden geſpendet,
Künd' ich doch Schöneres Euch freudig prophetiſch voraus!

Empfangen Sie, lieber Sontag, zugleich in ſchlichter Proſa die Verſicherung, daß ich nach Kräften mitwirke in dem allgemeinen Chor: „Willſt Du ſchon gehn, — o wär der Tag noch fern!“ welcher hier von Bäſſen und Tenören ſowohl, als auch von liebenswürdigſten Sopraniſtinnen vollſtimmig und aus ganzem vollem Herzen executirt wird. — Möchten Sie ſelbſt aber mitunter ſich meiner freundlichſt erinnern, auch ohne gerade dieſes Buch bei dieſem Blatte aufzuſchlagen!

Schwerin, 29. März 1859.

C. G. E. von Kamptz.

Die Prophezeiung einer noch freundlicheren Zukunft ging nicht in Erfüllung — die folgenden Jahre in Dresden waren die herbſten meiner Carrière.

Ehe ich ganz von Schwerin ſcheide, muß ich noch einer Familie gedenken, die ich dort kennen lernte, in welcher ich während ihres dortigen Aufenthaltes verkehrte,

und der ich viel anregende Stunden zu verdanken hatte: der Familie Roger. Guſtav Roger kam zu kurzem Gaſtſpiel nach Schwerin und ſtellte natürlich durch ſeine himmliſchen Leiſtungen uns Alle auf den Kopf. Er lebte mit Frau und Kind nur in den Zimmern ſeines Hotels, ſah nur eine Theatervorſtellung und erkies ſich mich zum Umgang. Die Galanterie, mit der er ſeine viel ältere Frau behandelte, die ſich ſelbſt den treuen Hund nannte, der den blinden Mann durchs Leben führt, und die Herzlichkeit zu ſeinem Kinde, das, wie ich glaube, ein angenommenes war, mußte für ihn einnehmen, ſelbſt wenn er nicht perſönlich einer der liebenswürdigſten Menſchen geweſen wäre. Etwas Theateranſtrich hatte die Familie, der mich befremdete. Er zog z. B. im letzten Act der Hugenotten, in welchem er auf die Erde zu fallen hatte, einen alten ſchlechteren Anzug — ſein früheres Raoul-Coſtüm — an, um den beſſeren zu ſchonen. In dieſem Anzug fuhr er nach Hauſe, und wir drei Civiliſten ſoupirten mit einem Ritter des ſechzehnten Jahrhunderts. Ein eintretender Fremder hätte uns für verrückt halten müſſen.

Zu der Zeit bekam ich von meiner Mutter ein Handſchriften-Album. Ich erſchrak ob des ſeltſamen Geſchenks und Mutter mußte vergeſſen haben, daß ein Handſchriften-Sammler für mich ein ſchreckliches Inſtitut von jeher geweſen, zumal, wenn er, wie es jetzt Mode iſt, dem Schreiber gleich die ſchmeichelhaften Worte, die er ihm widmen ſoll, zum Zweck der Reclame in den Mund

legt. Ich kenne eine Dame, Fräulein X, welche Jedem, dessen Schrift oder Bild sie erbittet, die Pistole auf die Brust setzt und als Widmung verlangt:

„Der kleinen reizenden X."

Ich hatte nun nicht zu hoffen, daß mir hineingeschrieben würde: „Dem kleinen reizenden Sontag", aber das Album war von ihr, von meiner Mutter, es mußte geehrt werden. Roger bat ich natürlich, es einzuweihen. Ich denke, er wird irgend einen beliebigen Vers hinein schreiben. — Als ich am anderen Tage wieder hinkomme, sitzt er und dichtet im Schweiße seines Angesichts und seine Frau klagt mir, daß er durchaus Selbsterfundenes in das Album eintragen wolle, und daß er sich schon seit gestern fort und fort quäle und abarbeite. Es war also doch wahr, was ein bekannter Schweriner Dichter kurz vorher geäußert hatte: „Dichten ist eine Pferdearbeit!"

Roger ließ sich nicht abhalten, bis er das vierundzwanzigzeilige Gedicht zu eigener Zufriedenheit vollendet und mit zierlicher Handschrift eingetragen hatte.

Im Jahre 1866 traf ich ihn in Dresden wieder. Er sang Edgardo! Kaum war er wieder zu erkennen; er war sehr stark und alt geworden — die Stimme war gleich Null. Wir alten Verehrer — Strantz an der Spitze — quälten nach dem ersten Act dem kleinen Publikum, das sich trotz Kriegsangst eingefunden hatte, einen Hervorruf ab. Da kam der zweite Act. Ohne Stimme,

trotz des falſchen Armes brachte er die Fluchſcene durch ſein dramatiſches Genie zu ſo enormer Wirkung, daß er unſrer Claque zu einem dreimaligen ſtürmiſchen Hervorruf nicht bedurfte.

„Was machen Sie heute Nachmittag?“ fragte er mich am anderen Tage.

„„Ich bin von Jauner nach Blaſewitz eingeladen, fahren Sie mit, Jauner wird glücklich ſein!““

Was war das für ein Nachmittag!!! Roger ſang uns die für ihn geſchriebene Rolle des Fauſt von Gounod vor, die ihm nicht mehr vergönnt war, im Paris zu creiren. Er kam durch unſere Begeiſterung ſo ins Feuer, war ſo glücklich, daß er mehr, mehr, zuletzt den Erlkönig ſang.

Als wir uns bei der Heimfahrt trennten, ſagte er: „Was machen Sie morgen?“

„„Jauner hat mich eben wieder zu morgen eingeladen — fahren Sie wieder mit.““

An dem Nachmittage ſang er uns den Vasco de Gama aus der Afrikanerin. Ihm ſecundirte Tags vorher Frau Jauner als „Gretchen“, heute als „Selica.“ Dazu die Fenſter offen mit dem Blick auf die gegenüberliegenden Berge, mit der Fernſicht auf die Felſen der ſächſiſchen Schweiz. — Wir waren begeiſtert und konnten Beiden nicht genug danken für die erhebenden Stunden. Zu der kleinen Geſellſchaft gehörte nur noch unſere Collegin: Pauline Ulrich.

Die Theaterverhältnisse in Deutschland waren sehr unsicher im Jahre 1866 und nachdem Pauline Ulrich sich während des Nachmittags viel mit Madame Roger unterhalten, kam der Gatte auf der Heimfahrt zu folgendem Vorschlag: „Fräulein Ulrich, besuchen Sie morgen meine Frau, bringen Sie ein französisches Stück mit und lesen Sie mir Scenen daraus vor — ich glaube, Sie thun gut, sich am théatre français engagiren zu lassen.“

Ich begleitete Fräulein Ulrich zu Roger's; sie brachte ein Stück von Delavigne mit und las längere Scenen, in denen Roger die Männerrollen übernahm. Er las vortrefflich. Nach der Vorlesung erklärte er auf sein Ehrenwort, daß Fräulein Ulrich nur drei Monate ernster Studien bedürfe, um in Paris auftreten zu können. Doch das nur nebenbei — ich erzähle dies nur, um mir die Frage zu erlauben: Wo ist in Deutschland ein Tenorist, der in seiner Literatur so zu Hause, um eine Rolle sofort graziös und mit Ausdruck in einem Lustspiel lesen zu können?

Was Rogers damalige Leistungen auf der Bühne betrifft, so unterschreibe ich den Ausspruch eines Leipziger Kritikers: „Der Torso eines Götterbildes, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet!“

Ein wehmüthig treffendes Bild.

Ende März zog ich in Dresden ein. Mein Contract begann am ominösen ersten April. Der Tag hat

seitdem seinen Credit bei mir nicht verloren, — er hat ihn erhöht. Mein Contract in Schwerin war eigentlich am 30. September zu Ende, und ich hatte den Entschluß gefaßt, in Dresden nicht vor dem 1. October einzutreten, um mich in günstiger Jahreszeit, zur Abonnements-Eröffnung beim Publikum einzuführen. Herr von Lüttichau, der es nicht erwarten konnte, diesen Edelstein in seine Krone zu fassen, bat mich, meinen Contract früher zu lösen, worauf ich nicht einging. Er wandte sich nun, ohne mir ein Wort zu sagen, an Herrn von Flotow, der froh war, auf diese Weise die Feriengage zu sparen, und mir eines Tages anzeigte, daß er mich auf Wunsch des Herrn von Lüttichau am letzten März entlasse. Abergläubisch, wie ich war, bin, und leider bleiben werde, trat ich mit großer Betrübniß am 1. April ein.

Meine erste Rolle war Petruchio. Schon auf der Probe zeigten sich Wolken am Horizont. Marie Bayer spielte die Catharina. Unsere Eltern waren vor Jahren, längst vor unserer Geburt, befreundet gewesen. Als Kind hatte ich viel im Bayer'schen Hause gelebt, und die beiden Knaben waren meine Alters- und Spielgenossen.

Als nach Jahren Marie Bayer in's Dresdener Engagement kam, war meine Mutter fast ihr einziger Umgang, zu dem sich dann noch ein anderes Mitglied der Dresdner Bühne, Frau Meyer in freundschaftlicher Vereinigung gesellte. An größeren Gesellschaften fand Marie Bayer kein Vergnügen und dies damals wunder-

bar ſchöne und kluge Mädchen, um das man ſich geriſſen hätte, ſuchte ihre Hauptfreude in ihrer Häuslichkeit, und in dem Vergnügen, jeden Abend ohne Ausnahme mit meiner Mutter, ihrem Bruder und mir Whiſt zu ſpielen, d. h. unter dieſem Namen ein Spiel zu ſpielen, bei dem ſich jeder Engländer die Haare ausgeriſſen hätte. Uns Knaben war der Zwang gräßlich, zumal wir das Spiel nicht capirten, die Gedanken immer wo anders hatten und fortwährend wegen falſch ausgeſpielten Karten Grobheiten bekamen. Da Marie Bayer im Theater viel beſchäftigt war, ſo begannen unſere Whiſtparthien erſt nach dem Abendeſſen, alſo um elf Uhr. Meiner guten Mutter war das oft zu ſpät und wenn Vorſtellungen claſſiſcher Stücke beſonders lange dauerten, ſchickte ſie mich — ich wohnte allein im Nebenhauſe — zu Bett, damit Marie Bayer bei etwaiger Einladung uns nicht mehr finden ſollte. Lag ich dann glücklich in meinen Kiſſen, dann ertönte um elf Uhr auf der Straße die Stimme des Bruders: „Carl, Carl!“ Endlich ſtand ich auf, und öffnete das Fenſter. „Ihr ſollt zum Whiſt kommen!“ „„Es iſt zu ſpät, ich bin im Bett und Mutter ſchon längſt.““

„Deine Mutter zieht ſich ſchon an und kommt; komme Du nur auch. Schnell!“

Da half nichts, und unter Lachen fanden ſich die Eingefangenen wieder zuſammen. Marie Bayer war ein entzückendes Geſchöpf, heiter und witzig, ſarkaſtiſch und

mit einem Mundwerk begabt, wie Wenige. Sie hatte eine sehr böse Zunge — es kam eigentlich Niemand gut weg bei ihr, — aber sie war so komisch und dabei so liebenswürdig, daß man vor Lachen schreien konnte, wenn sie gerade Jemand unter dem Messer hatte. College Koch fragte immer bei den Proben, wer im Conversationszimmer sei, und wurde der Name Bayer genannt, so rief er: „Die Bayer? Dann wird gelästert. Da muß ich dabei sein — sie läster t göttlich!"

Meine Mutter verreiste auf längere Zeit und übergab mich Marie Bayer zur Aufsicht. Da zu gleicher Zeit deren Bruder ebenfalls abwesend war, bezog ich dessen Zimmer. Es war für mich eine glückselige Zeit, stündlich mit ihr zusammen zu sein, zumal die Gefühle der Verehrung, die der Knabe für sie hegte, einer rasenden Schwärmerei Platz gemacht hatte. Ich war verliebt bis über die Ohren, wie nur jemals ein vierzehnjähriger Bengel verliebt gewesen sein kann. Die fortwährende Gegenwart einer Freundin störte mich gar nicht, denn selbstverständlich hätte ich es nie gewagt, meine Gefühle auch nur anzudeuten. Ich glaube, Marie Bayer hat bis heute noch keine Ahnung, daß ich damals nur einen Gedanken hatte „Sie!" daß ich Nachts stundenlang vor einem unähnlichen Gypsmedaillon saß und allen Ernstes an die Möglichkeit einer einstigen Vereinigung dachte. Schade, daß sie es damals nicht erfahren hat; ich wäre zwar vor Scham in die Erde gesunken, aber sie, die so

gern lachte, hätte einen prächtigen Stoff gehabt. Benedix hat seinen Wilhelm im „Vetter“ aus dem Leben genommen! Ich war eifersüchtig wie ein Türke auf Jeden. So wie es klingelte, stürzte ich zur Thür, um den Besuch abzufangen. Sah er nur irgendwie gefährlich aus, so rief ich: „Fräulein Bayer ist nicht zu Hause!“ und drinnen meldete ich mit gleichgültigem Gesicht: „Es fragte Jemand nach der Familie im zweiten Stock.“ Marie Bayer machte viel Landparthien, und verschiedene Anbeter suchten Ort und Zeit aus mir herauszulocken. Die Zeit gab ich richtig an, nie den Ort und wenn wir nach Norden fuhren, saß der Verehrer gewiß nach meiner Anweisung im Süden. „Sie hat sich im letzten Augenblick anders besonnen!“ sagte ich dem Verunglückten am andern Tage.

Ich lüge eigentlich nie! Nicht aus Tugend, sondern aus Hochmuth. Lüge ist meistens Feigheit, nicht die Wahrheit einzugestehen. Ich kenne keinen Menschen auf der Welt, der so hoch über mir stünde, daß ich ihn belügen müßte. Wie oft ich aber wegen Marie Bayer gelogen, würde auch für das ganze Leben eines professionirten Lügners ausreichen.

Vor dieser Zeit war Vater Bayer einmal nach Dresden gekommen, hatte seine Tochter als Beatrice in der Braut von Messina gesehen, ihre Leistung mittelmäßig befunden, und ihr befohlen, von jetzt ab jede Rolle mit meiner Mutter zu studiren. Dies geschah, und der

Unterricht brachte uns noch mehr zuſammen, als bisher. Die glücklichſten Stunden meiner Kinderzeit, die glücklichſten meiner Knabenjahre habe ich in dem Hauſe verlebt. Marie Bayer war unerſchöpflich in dem Beſtreben, meiner Mutter und mir Freude zu machen. Die epochemachendſten Weihnachtsgeſchenke, z. B. den erſten Cylinderhut erhielt ich von ihr. So ſtolz hat mich nie wieder etwas im Leben gemacht, wie dieſe „Männlichkeitserklärung.“ Unterdeſſen war ich zum Bengel herangewachſen, meine Verehrung hatte zwar nicht nachgelaſſen, aber meine Herzensſchwärmerei hatte ſich doch erreichbareren Gegenſtänden zugewendet. Da kam die Zeit, in der ich zum Theater ging. Meine erſte Rolle war natürlich in meinem Hauſe ein Ereigniß. Als ich nach dem Theater zu Bayer's kam, ſaß Alles im Kreiſe mich zu empfangen, und da meine Mutter nur Gutes berichtet hatte, ſchallte mir donnernder Applaus entgegen. Aber Marie Bayer hatte es doch nicht der Mühe werth gehalten, meinem erſten Debut beizuwohnen. Die Liebe zu meiner Mutter fing an nach und nach zu erkalten. Ich ſpielte als Anfänger viele Liebhaber von Marie Bayer, wenn auch verſchmähte, wie Brackenburg, Graf Paris (Romeo und Julie), aber auch reuſſirende, wie Orſino (Was Ihr wollt) und nun gar, wie ich ſchon berichtet, im „Forſthaus“ den Pfarrer. Mit mir Liebhaber zu ſpielen, war ihr ſichtlich unangenehm, und über große Ermunterung des Anfängers von ihrer Seite konnte ich nicht klagen.

Als ich in Wien engagirt war, gastirte sie dort. Ich war glücklich, sie wiederzusehen, täglich mit ihr zusammen sein und mich an ihren Triumphen erfreuen zu können, die sie in Wahrheit feierte. Meine Mutter war glücklich, durch sie von mir und meinem Treiben in Wien zu hören und der Zufall fügte es günstig — ich bekam während des Gastspiels den „Majoratserben" zu spielen. Ich, der Anfänger, eine Rolle Fichtner's am Burgtheater! Marie Bayer hielt es nicht einmal der Mühe werth, die Vorstellung zu besuchen, um der alten Frau Bericht zu erstatten. Ich nahm es nicht übel, aber meine Mutter kränkte diese Gleichgültigkeit sehr. Und sie hatte es nicht um sie verdient. Marie Bayer war ein großes Talent, mit Gaben des Geistes und Körpers ausgerüstet, wie Wenige, sie wäre wohl auch dieselbe Künstlerin geworden ohne den Unterricht meiner Mutter, aber gewiß erst viele Jahre später. Welchen Einfluß der Unterricht meiner Mutter auf sie hatte, beweist ein Ausruf Löwe's, als er Marie Bayer als Prinzessin im Tasso sah. „Die Rolle hat ihr die Sontag einstudirt!" rief er, ohne vorher eine Ahnung von dem Lehrverhältniß zu haben.

Wie werthvoll dieser Unterricht gewesen sein muß, beweist ferner, daß meine Schwester Henriette, als sie zum zweiten Male zur Bühne ging, in keiner Rolle auftrat, ohne den Dialog derselben mit Mutter studirt zu haben. Noch heute bedauere ich, aus Eitelkeit

und Eigenſinn dieſen Unterricht nie genoſſen zu haben — der große Mann wollte Alles ſich ſelbſt verdanken.

Ueber die Erkaltung des Verhältniſſes zwiſchen Marie Bayer und uns habe ich nie eine Aufklärung erhalten. Möglich, daß die Schuld auf unſerer Seite war, ohne daß wir es wußten. Als Dawiſon bei einem Diner mich Herrn von Lüttichau zum Engagement empfahl, war ſie die Einzige, die dagegen ſprach, und es nicht für möglich hielt, daß ich ein guter Schauſpieler geworden ſein konnte. Das war bei unſerm früheren Verhältniß ein Unrecht, da ſie, falls mein Engagement unglücklich ausfiel, nicht die Verantwortung zu tragen hatte, und wußte, daß meine Mutter nur Einen Gedanken hatte, mit mir zuſammen zu leben. Ihre Aeußerung war Schuld, daß ein Antrag, den Herr von Lüttichau mir damals ſchon machen wollte, unterblieb, und ich ihn erſt ſpäter, wie oben erzählt, einem Zufall zu danken hatte.

Jetzt trat ich zum zweiten Male in das Dresdener Engagement und wir trafen auf der Probe zur „Widerſpenſtigen,“ zuſammen. Marie Bayer beabſichtigte damals, in ein anderes Fach überzugehen, mußte aber in Ermangelung einer Liebhaberin die jugendlichen Rollen noch ſpielen. Der Altersunterſchied zwiſchen uns war ihr peinlich. Er war gar nicht ſo enorm, aber als ich ein Knabe, war ſie ein, ihrem Taufſchein vorangeeiltes, ausgebildetes Mädchen. Sie duzte natürlich den dummen Jungen, während dieſer ſie reſpectvoll „ſiezte.“ Das bleibt dann

fürs Leben. Es ist eine verdammte Situation, wenn der mit „Du" tractirte junge Mann auch noch dazu den überlegenen Zähmer im Lustspiel darstellt. Sie vermied die Anrede, wo sie konnte, ging auf alle meine, etwas umständlichen Nüancen mit großem Widerwillen ein, mir nie den Ausruf ersparend: „Es ist ein Unsinn." Ich schluckte es herunter, und spielte unter diesem Druck meine erste Rolle etwas lahm, aber mit ganz gutem Erfolg. Ich bin später selten in die Verlegenheit gekommen, mit Marie Bayer zu wirken, aber stets waren ihr alle meine Wünsche unbequem, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß sie auf alle einging. — Privatverkehr fand zwischen uns gar nicht mehr statt, und ich erfuhr, daß sie über meine Mutter und deren allerdings übertriebene religiöse Ansichten nicht entschuldigend, sondern wiederholt lieblos geurtheilt habe. Am 26. April 1860 starb Vater Bayer. Meine Mutter und ich waren die Einzigen, denen sie außer Dr. Lederer Tod und Begräbniß anzeigte. So schmerzlich mich der Tod des verehrten Mannes berührte, so freute ich mich, daß Marie Bayer uns durch die Anzeige bewies, daß sie wenigstens an unsere Theilnahme und freundschaftliche Gesinnung noch immer glaubte.

Meine zweite Debutrolle war Leopold von Dessau (Anna-Liese), die dritte Iffland in dem gleichnamigen Birch-Pfeiffer'schen Schauspiel, welches als Novität an Ifflands hundertjährigem Geburtstage, am 15. April 1859,

in Scene ging. Iffland erſcheint im erſten Act als junger Predigtamts-Candidat, dann als Regiſſeur in Mannheim, zuletzt als Generaldirector der königlichen Schauſpiele in Berlin. Hiermit waren meine Debuts beendet und ich trat in's Engagement. Die erſten Rollen, welche ich ſpielen ſollte, waren „Bolingbroke" (Glas Waſſer) und „Hamlet." Erſtere war eine Glanzrolle Emil Devrient's, in letzterer kämpften Devrient und Dawiſon abwechſelnd um die Palme, die das Publikum endlich in zwei Hälften brach, da es ſich nicht entſchließen konnte, einer der beiden Auffaſſungen den Vorzug zu geben. Selbſtverſtändlich bat ich, mir die gefährlichen Rollen zu erlaſſen, da ich ſie allenfalls im Laufe des Engagements, nicht aber beim Beginn deſſelben ſpielen möchte.

„Sie haben zwei der ſchönſten Rollen zurückgewieſen!" hieß es.

„Rollen, in denen ich mir den Hals brechen muß, ſind keine ſchöne Rollen!"

Achſelzucken verſchiedenſter Art!

Andere Rollen Devrients kamen, bei denen ich kein Bedenken hatte: Rocheſter, Ein Arzt ꝛc.

Sechs Wochen nach meinem Eintritt begann das Engagement von Pauline Ulrich, welche für das Fach der Bayer von Hannover geholt war. Es war in Dresden von jeher Sitte, daß jeder neue Ankömmling mit guten Rollen überſchüttet wurde, ob die Aufgaben ſeiner Individualität zuſagten oder nicht. Auch wir beiden Neuen wurden

brillant beschäftigt, und spielten in der ersten Zeit fast immer zusammen. Ich konnte mich nicht beklagen. Cesar (Donna Diana), Mercutio, Garrick (Doctor Robin) Reinhold (Badekuren), Alles mit recht anständigem Erfolg. Stücke, wie: „Eine übereilte Ehe" von der in Dresden lebenden russischen Schriftstellerin Caroline von Pawloff, gefielen sogar sehr, ebenso wir in den Hauptrollen. Ueber die erste Aufführung dieses Stückes möchte ich ein kleines Erlebniß einschalten. Zur ersten Vorstellung hatten sich sämmtliche der Verfasserin befreundete Russen mit Bouquets eingefunden. Man hatte die Absicht, nach der Aufführung auf der Freitreppe des Theaters Spalier zu bilden. Die Verfasserin sollte durch eine Allee von mindestens vierzig Bouquets schreiten, die man ihr huldigend entgegen halten und dann in's Haus senden wollte. Im Zwischenact nochmals berathende Sitzung von ganz Rußland. — „Ich glaube, Hinwerfen auf das Theater ist besser!" rieth Einer der Versammlung. „Angenommen!!" Ein Herr sollte das Signal geben, die Andern folgen. Wir auf der Bühne hatten keine Ahnung von dem Vorhaben. Mitten in einer Scene, die ich mit Fräulein Ulrich spielte, flog plötzlich ein mit Riesenkraft geworfenes Riesenbouquet zu meinen Füßen. Bum! Nun gings los! Bum! bum! bum! Alle vierzig, vielleicht noch mehr. Fräulein Ulrich und ich dankten Gott, ohne Körperverletzung davon gekommen zu sein. Das ganze Theater lag voll Blumen, — die Stimmung des Publikums war

gefährdet. In der darauf folgenden Scene, in welcher der Ehemann sich heimlich aus dem Zimmer schleichen will, und von der Frau ertappt wird, gab ich statt der vorgeschriebenen Ausrede an, ich wolle das Mädchen rufen, um mit ihm die Blumen zu entfernen. Großer Jubel, unter welchem wir wirklich das Hinderniß bei Seite schafften. Die Laune des Publikums war wieder hergestellt.

Auf der Bühne erging man sich in Vermuthungen, wem die Blumen gelten könnten. Der Vater von Fräulein Ulrich, Königl. Kammermusikus in Berlin, war an dem Tage angekommen. Ein biederer College konnte uns als „ganz gewiß" berichten, dieser Vater sei ein reicher Schneider, der durch dergleichen Reclamen seine Tochter heben wolle. Anderen Tags stellte sich die Wahrheit heraus und dem Collegen wurde nun Gelegenheit, durch Erfindung anderer Lügen seine Vielseitigkeit zu documentiren.

Nicht lange nachher wurde Don Carlos gegeben. Jauner spielte die Titelrolle. Im zweiten Act in der Scene beim König fliegt plötzlich ein dickes ordinaires Astern-Bouquet zu Jauner's Füßen. Jauner war wüthend, hielt diese seltsame Huldigung für eine Malice, und forschte nach dem Urheber derselben. Sein eigener Stiefelputzer war es! Er hatte die russischen Blumen für eine mir geltende Ovation gehalten. „Herr

Sontag hat neulich Blumen bekommen, das ärgerte mich zu sehr, Sie mußten auch welche haben."

Zum Nachtwächter:

Die vorhin genannten schönen Rollen spielte ich eben im Frühling, in der Zeit, in welcher sich die „Lappigen" *) breit machen durften, fast immer vor leeren Häusern. Nur bei Regenwetter konnte man auf ein gutes Haus rechnen. Im August mit Dawisons Heimkehr begann die eigentliche Saison. Die erste Frage Dawisons auf dem Büreau war: „Wie geht's Sontag, was hat er für Beschäftigung?"

„Wohl nicht nach seinen Wünschen, er will Ihre Rollen spielen!" zischelte ein Biedermann des Büreaus, nachdem ich mit größter Bescheidenheit um Erlaß des Hamlet gebeten. Mercutio und Doctor Robin waren mir einfach zugetheilt — ich hatte sie nicht verlangt.

Die erste Rolle, die mir Dawison in seiner Eigenschaft als Regisseur zutheilte, war die interessante des Edgar in „König Lear". Er freute sich enorm über meine Leistung, zumal auch Dingelstedt, der zufällig anwesend, sie ihm pries. Leicht war es für einen Liebhaber nicht, sich in Dresden eine Stellung zu erringen, denn nie war das Fach an einem Theater reicher besetzt, als damals bei uns. Dresden hatte zu gleicher Zeit mit mir zehn Liebhaber.

---

*) Bezeichnung der Dresdener für zweite und dritte Fächer.

Emil Devrient füllte durch ſein alljährliches Gaſtſpiel eine große Reihe von Abenden aus.

Dawiſon ſpielte eine Unzahl von Liebhabern und Bonvivants, Benedikt (Viel Lärm) Stein (Wenn Frauen weinen) Norden (Plauderſtunden) ꝛc. ꝛc.

Maximilian im Beſitze aller Heldenrollen.

Bürde nahm auch einen Theil der Letzteren in Anſpruch.

Walther: (Fauſt, Leiceſter, Georg Winegg).

Heeſe: Maithal, Liebe im Eckhauſe (Leopold Weiß).

Kramer: Referendar Fels (Werner.) Ludwig Brook (Die Mündel).

Jauner: Muſikdirector Bergheim (Ein Luſtſpiel) Landry (Grille) Aſſeſſor Bitter (Bekenntniſſe) Graziano, eigentlich im Beſitz aller jugendlichen Luſtſpielrollen.

Dettmer in dem der jugendlich ernſten.

Wenn ich meine damalige Beſchäftigung überblicke, ſo habe ich brillante Rollen geſpielt, aber faſt alle nur leihweiſe, nur wenn der eigentliche Beſitzer beurlaubt oder krank war. Einen eiſernen Fond konnte ich mir nicht gründen. Meine ganze Hoffnung ſetzte ich auf Dawiſon — er ließ mich im Stich.

Da alle Rollen in den Repertoirſtücken beſetzt waren, richtete ich mein Augenmerk auf neue Stücke, oder ſolche, welche Jahre lang nicht aufgeführt, um ſo mehr, als der Intendant befahl, ich ſolle mir doch Stücke ausſuchen — er wolle ſie ſofort einſtudiren laſſen.

Jedes von mir vorgeschlagene Stück, welcher Art es auch war, stieß auf Hindernisse.

Ich bitte um die Rolle des Philipp Brook in Iffslands „Mündel.“

Das Stück wird ausgetheilt.

Emil Devrient reist durch, sieht das Repertoir! „Wer spielt Philipp Brook?“ „„Sontag!““ „Ach nein, die Rolle will ich im Winter selbst spielen, das Stück muß für mich liegen bleiben!“ „Suchen Sie sich doch jüngere Rollen aus!“ sagte er zu mir. „„Das Stück heißt „Die Mündel“; jüngere Rollen als unter Vormundschaft stehende Knaben kann ich mir doch wohl nicht aussuchen!!!““ erwiderte ich.

Rrrrr — ein anderes Bild.

Ich bat, mir einen Abend aus drei einactigen Stücken zusammen zu stellen. Eine ernste, eine heitere, und eine komische Rolle wollte ich spielen. Der Abend sollte beginnen mit einem kleinen französischen Drama: „Der Maler“, in welchem ein erblindeter Maler am Schluß des Stückes die Sehkraft erhält. Französisches Machwerk, aber ergreifend; die Rolle sympathisch.

„Wie kann man, ohne mich zu fragen, das Stück in meiner Bearbeitung austheilen wollen?“ herrschte Emil Devrient — „die Rolle bleibe für mich.“

Das Soufflirbuch befindet sich heute noch in der Dresdener Bibliothek. Zwei in das Buch geschriebene Bleistiftzeilen sind die „Bearbeitung,“ die das Stück andern Darstellern verschloß.

„Baron Abendſtern in „Nach Sonnenuntergang.““

„„Hat ſich Herr Dawiſon zugetheilt!““

„Sie haben neulich die Epiſode Carls XII. ſo vortrefflich in Gottſchalls „Mazeppa“ geſpielt, ſuchen Sie ſich doch das Töpferſche Stück heraus: „„Carl XII. auf der Heimkehr,““ rief Gutzkow mir bei einem Diner in Dawiſons Hauſe zu.

„Den ſpiele ich,“ rief Dawiſon von der andern Ecke, und erledigte die Frage.

Zufällig kam die Rede auf Correggio; ich erzählte von Löwe's Declamation. „Wenn das Stück noch geht, würde ich die Rolle ſpielen,“ rieth Dawiſons Frau.

„„Aber Banda, Du weißt, daß ich ſchon lange mit der Idee umgehe, Correggio meinem Gaſtrepertoir einzuverleiben.““

„Er ſpielt alle dieſe Rollen nie,“ flüſterte ſie mir zu.

So war es. Er hat keine von Allen geſpielt, aber er ſaß förmlich auf Allen und vertheidigte ſie.

„Ich habe,
Sprach der Rabe,
Damit ich's habe.“

Dawiſon hatte mir verſprochen, im Urbild des Tartüffe, den ehemaligen Lamoignon, jetzigen La Roquette zu ſpielen. Wir hätten das Stück um ſeiner Leiſtung willen gewiß acht bis zehn Mal geben, und ich mir vor vollen Häuſern, die immer angeregtes Publikum bringen, durch Molière einen Stein ins Bret ſetzen

können. Daß ich nicht den Erfolg Devrients in der Rolle haben konnte, war selbstverständlich — war auch gar nicht nöthig, denn ehrenvolle Behauptung in Devrients Rollen war schon Triumph. Dawison war schließlich zu faul, La Rouquette zu lernen und spielte Molière selbst. Er wurde hart belohnt. Das Publikum wollte ihn in bedeutenden Charakterrollen, nicht aber als Liebhaber sehen, und schon das leere Haus war eine Niederlage.

Ich habe in meiner Dresdener Zeit keinen Abend zu verzeichnen, an dem ich einen sogenannten Triumph erlebt hätte, aber gerade die Abende, die für mich die ehrenvollsten waren, an denen ich in Rollen der beiden Heroen Erfolge errang, waren für mich die schädlichsten. „Stille Wasser sind tief" hatte ich mit wirksameren Actschlüssen versehen und dadurch größeren Beifall geerntet, als Emil Devrient. Die Kritik that Emil sogar die „Schmach an" und verglich uns.

Mit Dawisons Rollen ging es noch schlimmer. Ich spielte in seiner Abwesenheit außer den früher angegebenen noch Norden (Plauderstunden), Stein (Wenn Frauen weinen), Perin (Donna Diana), Regisseur Michonnet (Adrienne Lecouvreur).

„Wenn Frauen weinen" war mit ihm und der Bayer oft gewesen, hatte sehr gefallen und Kasse gemacht. Als Einwurfstück wurde es nun mit Fräulein Ulrich und mir gegeben. Wir waren beide jung und ge-

fielen mehr, als unſere Vorgänger. Mein Gott, das ſcharfe pointirte Spiel Dawiſons als jugendlicher Bonvivant war nicht Jedermanns Sache, zumal wenn die darzuſtellende Figur geiſtige Beſchränktheit zu zeigen hatte. Das geiſtblitzende Geſicht Dawiſons ſtand ja ſchon im Wege. Die Kritik verlangte, daß die neue Beſetzung für immer bleibe. Was hätte ich darum gegeben, wäre das nie geſchrieben worden.

Nach ſeinem Urlaub trat Dawiſon zum erſten Male als Mephiſto wieder auf. Es war nach der unglücklichen Duellgeſchichte mit Heller, in der ihn Marr durch Vorzeigen ſeines ziemlich feigen Briefes blamirt hatte. Auch ein Freundſchaftsſtückchen! Das Publikum hatte kein Recht, ſich in die Privatangelegenheit zu miſchen, aber es ziſchten doch einige vorlaute Burſche bei ſeinem Erſcheinen. Bei den Worten: „Heraus mit Eurem Federwiſch, nur zugeſtoßen, ich parire!“ ein lautes „„Oho!““ im Hauſe.

Wenige Tage darauf iſt die Regie wegen einer Abänderung in Verlegenheit. Man beſchließt drei Stücke mit Dawiſon, darunter: „Wenn Frauen weinen.“ Am Ende dieſes Stückes wird bekanntlich der feige Herr von Stein ein Held und ſchlägt ſich mit Bravour. Dieſe Rolle konnte er nicht ſpielen, ohne ſich dem Aeußerſten auszuſetzen. Er ließ ſagen: „Drei Stücke ſeien ihm zu anſtrengend, „Wenn Frauen weinen“ müſſe ausfallen. Man ließ ihm zurück melden, es ſei gar kein anderes

Stück da, und könne dann ja Sontag die Rolle spielen. „Wenn „Herr“ Sontag die Rolle spielt, betrete ich das Dresdener Hoftheater nie wieder!“ war die letzte Entscheidung meines „Freundes“. Von da ab standen wir uns zwar noch nicht schroff gegenüber, aber die ehemalige Freundschaft war nicht mehr zu kitten.

Es sollte „Macbeth“ zum ersten Male mit Dawison gegeben werden. Macduff hat eigentlich nur eine Scene, und vorher die, in welcher er als „gräßlicher Trompeter die Schläfer des Hauses weckt“. Beide Scenen sind nicht so anstrengend, und meine Mittel denselben gewachsen. Ich bat um die unbesetzte Rolle und fand kein Hinderniß.

Nach den Sitzungen, welche um zwei Uhr endeten, blieb der Intendant gewöhnlich bis vier Uhr allein auf dem Büreau. Der Dramaturg oder Regisseur, der mit seinem Vorschlag in der Sitzung nicht durchgedrungen war, blieb dann zurück und benutzte die Gelegenheit, die gegen seinen Willen gefaßten Entschlüsse rückgängig zu machen. Dies gelang fast immer, und so kam es oft, daß Abends ein ganz anderes Repertoir erschien, ganz andere Besetzungen zum Vorschein kamen, als Mittags berathschlagt waren. Meinen Mittags versprochenen Macduff erhielt Abends: Maximilian.

Einen großen Theil der Rollen, die meiner Individualität zugesagt hätten, besaß Jauner. Jauner ist ein außerordentlich begabter Mensch; seine Darstellungen

sind frisch, voll Leben. Vielseitig ist er auch und war damals noch mit einer hübschen Singstimme begabt, überhaupt sehr musikalisch, Eigenschaften, die er in seinem Fach mit Glück zu verwerthen verstand. Aber zu diesen Eigenschaften war er auch noch Gatte einer Sängerin, der zu Liebe man ihn protegirte und manche Rolle erhielt er aus Angst vor ihren Repertoirstörungen. Dazu besaß Jauner eine Betriebsamkeit, die ihn jeden Tag aufs Büreau führte.

„Warum kommen Sie nicht öfter auf die Expedition?" sagte einst Hofrath Pabst zu mir, „Herr Jauner kommt täglich. Zehn Wünsche werden ihm abgeschlagen, der eilfte gewährt — also alle eilf Tage erreicht er Etwas."

„Jauner zu antichambriren, dazu gehört ein guter Magen, den habe ich nicht."

Mit der Zeit stärkte sich dieser Magen — ich kam auch, aber mir half es nichts. Die Anderen hatten die Regisseure in der Tasche und auch nicht der eilfte Tag erfüllte mir einen Wunsch.

Die Angst vor Frau Jauner, die eine schlechte Beschäftigung ihres Mannes unzufrieden machen konnte, brachte dem Gatten natürlich nicht geringe Vortheile. Durch Frau Jauner nebst Räder waren die Dittersdorff'schen Operchen Repertoir-Kassenopern geworden; sagte sie ab, so empfand die Kasse erhebliche Verluste. Und Frau Jauner sagte nicht selten ab; — man fürchtete dann noch häufigere Störungen. „Ich hab' ka Schneid'

(keine Luſt)!“ pflegte ſie im Dialect zu ſagen, und das genügte der damaligen Dresdener Intendanz völlig, um eine andere Vorſtellung anzuſetzen, die natürlich bedeutenden Schaden brachte.

Durch eine Differenz mit der Intendanz fiel ich in Ungnade. Ein Paragraph meines Contracts lautete: „Herr Sontag erhält in jedem Contract-Jahre zwei Monate Urlaub nach Beſtimmung der Intendanz.“ Das heißt alſo nach Adam Rieſe: In der Zeit vom 1. April 1859 — bis 1. April 1860 muß die Intendanz Herrn Sontag zwei Monat Urlaub geben, ſie hat aber das Recht, dieſe zwei Monat nach Willkür hin- und herzuſchieben, d. h. Januar und Februar, oder Februar und März u. ſ. w. zu geben. Ebenſo in den folgenden Contractjahren vom 1. April 1860 — 1861, 1861 — 1862.

Die Intendanz wollte mir nun in den erſten Jahren gar keinen Urlaub geben, und behauptete, ſie ſei ſogar befugt, mir die ſechs Monate Urlaub im letzten Jahre zuſammen zu geben. Es ſtehe ja da: Nach Beſtimmung der Intendanz.

„Alſo wenn ich zwanzig Jahre Contract hätte, ſo würde die Intendanz berechtigt ſein, mich Tag für Tag anzuſtrengen, und mir die letzten ſechs Jahre und vier Monate, wenn es ihr ſo gefiele, als Urlaub zu geben?“

„Gewiß! Es ſteht „nach Beſtimmung der Intendanz!“

Das war zu toll, das ließ ich mir nicht gefallen. Es widerſtrebte mir, Klage zu erheben, da ich dieſelbe

gegen Se. Majeſtät den König hätte richten müſſen, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, von ſo ungerechtem und zugleich blödſinnigem Treiben den Deckmantel zu ziehen, um ſo mehr, als der Intendant ſeine Machtvollkommenheit auch in mein Privatleben ſpielen laſſen wollte. Er verbot mir allen Ernſtes den Umgang mit einer Collegin und drohte mir im Falle der Fortſetzung deſſelben mit Entziehung aller Rollen. Ich gab eine Klage, welche die mir widerfahrenen Ungerechtigkeiten ſchilderte, bei Sr. Majeſtät ein. Der Intendant wußte ſich nicht zu rechtfertigen und legte meine Briefe vor. Dieſe waren allerdings der Art gereizt, daß ich vom Hausminiſterio einen Verweis erhielt. Ueber meine gerechte Klage erhielt ich keinen Beſcheid. Hätte Herr von Lüttichau mir nicht nachher ſelbſt eingeſtanden, daß ihm der Fall mit mir mehr Unannehmlichkeiten von Seiten des Königs zugezogen, als ſeine ſiebenunddreißig Dienſtjahre zuſammen an Aerger gebracht, ich hätte gar nicht gewußt, daß mir überhaupt eine Genugthuung zu Theil geworden *).

Die Art, wie nun in der letzten Zeit meines Contractes mit mir verfahren wurde, war kleinlich, erbärmlich. Freilich traf die hinterliſtige Weiſe, in der den Künſtlern die Kränkungen beigebracht wurden, nicht mich

*) Ausführlich mit Schriftſtücken behandele ich die Angelegenheit in: Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

allein, ſondern Alle. Eines Tages, als ich noch in Gunſt ſtand, meldete mir Dawiſon, daß ich in acht Tagen den „Fauſt“ liefern müſſe.

„Das kann ich nicht! Wenn ich die Rolle auch möglicher Weiſe in noch kürzerer Friſt erlernen, auch möglicher Weiſe mit Deiner Hülfe und Anderer geiſtig überwältigen könnte, „Fauſt“ wie ich ihn haben will, geht ſchon über meine phyſiſchen Mittel.“

Ich ließ mich nicht bewegen. Walther, der den Fauſt früher geſpielt hatte, blieb im Beſitz der Rolle.

„Leiceſter in Maria Stuart müſſen Sie ſpielen!“ hieß es.

„„Gern, ich bitte mir ihn zuzutheilen.““

Ich hatt Leiceſter oft geſpielt, brauchte kein Rollenexemplar, verlangte daſſelbe aber der Ordnung wegen.

„Ja, Herrn Walther können wir die Rolle nicht abholen — denn wenn er erfährt, daß er ſie hergeben ſoll, ſpielt er am Ende den Fauſt nicht. Wir laſſen ſie nach der Vorſtellung von Fauſt holen!“

Alſo dafür, daß Walther ſich mit dem Fauſt hin und herwerfen, die Rolle bald abnehmen, bald zutheilen ließ, wurde ihm Tags darauf eine Kränkung zu Theil.

Der Erbprinz in „Zopf und Schwert“ wurde mir zugetheilt. Als die Aufführung heranrückt, werde ich auf ein paar Stunden um die Rolle gebeten, weil „einige Striche nachzutragen.“ Arglos gebe ich

ſie her — Tags darauf höre ich, daß ſie einem andern Darſteller zugetheilt worden.

Auf dieſelbe Weiſe verlor ich die Rolle des Leiceſter wieder.

Alles geſchah eben hinterliſtig. Bei dieſer Gehäſſigkeit wußte ich, daß man, trotz einiger guter Erfolge, meinen Contract nicht erneuern würde. Ich gab mir das Wort, jede Kränkung von nun an ohne Murren zu ertragen, aber zum erſten Male in meinem Leben hielt ich mein Wort nicht. Bei Repertoir-Verlegenheiten übernahm ich zwar willig die kleinſten Rollen: ſtatt des Leiceſter den Aubeſpine, ſtatt des Petruchio bei plötzlicher Krankheit Dettmers den Lucentio, aber bei jeder neuen Kränkung bäumte ſich doch mein Inneres und oft hätte ich gewünſcht, das ganze Otterngezücht des Büreau's mit dem Schwerte vernichten zu können. Meine Mutter, ſehr unglücklich, hat, wie ich nachträglich hörte, Schritte in meinem Intereſſe gethan, die ich, wenn ich darum gewußt, nie gebilligt hätte.

Ein kleines Luſtſpiel: „Moritz Schnörche", das viele Wiederholungen erlebte, beſuchte mehrmals der ganze Hof. Herr von Lüttichau, der für die Meinungen des Königs ſehr zugänglich war, hatte, wie ich ſpäter hörte, die ſeinige gegen mich geändert; er wollte nicht nur den Contract erneuern, ſondern mich ſogar mit hervorragender Stellung an der Leitung. betheiligen. Jedenfalls ſollte das eine Ueberraſchung für Alle ſein: ein Blitzſchlag, denn Thatſache iſt, daß er am ſelben Tage,

an welchem er mit dem Hausminister von Zeschau den Entschluß berieth, auf dem Büreau die Signatur einer Rolle mit den Worten verweigerte: „Ich will den Namen Sontag nicht mehr hören.“

Einer von den Regisseuren, dem er den Plan zu früh verrieth, redete ihm denselben aus, und erst viele Jahre später erfuhr ich um die ganze Sache. Damals hätte mich die Erfüllung meines Wunsches glücklich gemacht, heute gedenke ich des Vereitlers meiner Wünsche in Liebe, denn meine nächste Zukunft mit allen Befriedigungen habe ich ja nur ihm zu danken. In Dresden säße ich vielleicht heute noch als „wackeres“ Mitglied mit dem ehrenvollen Bewußtsein, dem Repertoir von Nutzen zu sein, und etwas weiter gingen meine ehrgeizigen Pläne denn doch.

Das Stück „Feenhände“ wurde ausgetheilt. Dawison hatte sich den Stotterer Richard von Kerbriand zugetheilt, lernte ihn aber nicht. Die Sensations-Novität blieb liegen und Dawison ging auf Urlaub. Ich bekam die Rolle, aber Hindernisse raffinirtester Art machten die Aufführung unmöglich. Dawison kehrte zurück und verlangte „sein Eigenthum“ kategorisch. Er paßte gar nicht für Kerbriand, aber ich konnte der Intendanz nicht verdenken, daß sie bei der Wahl zwischen Dawison und Sontag nicht schwankend war, denn Dawisons Name zog. Dawison hatte auf das Rollenbuch ein paar scherzhafte Worte geschrieben; ich knüpfte, ehe ich es abgab, einige andere

daran, und schrieb als Motto darüber: „Laßt mich den Löwen auch spielen," als Charakteristik: „Richard ist ein junger Mann von fünfzig Jahren" ꝛc. ꝛc.

Dawison ärgerte sich und stürzte auf's Büreau: „Ich bin nicht gewohnt, meine Erfolge in dergleichen Rollen zu erringen — das mag „Herr Sontag" thun."

Der Intendanz war diese wetterwendische Quengelei denn doch zu viel. „Sie haben den Kerbriand zurückverlangt, nun spielen Sie ihn auch!" Zu dieser überraschenden Energie wurde die Intendanz durch viele ähnliche Fälle endlich veranlaßt. Einer finde hier Platz. So oft ich Dawison ersuchte, seinen Einfluß geltend zu machen, mir diese oder jene Rolle zuzuwenden und dieselbe vielleicht nicht haarscharf meiner Individualität angemessen war, sagte er kopfschüttelnd: „Was hast Du für einen falschen Appetit," während er mir in den Stücken seiner Regie Rollen aller Fächer zutheilte. Auf seinen besonderen Wunsch mußte ich Cassius im Julius Cäsar spielen, und er war sehr erbittert, als ich mich weigerte den Don Carlos, — für den ich nie geeignet war — noch dazu in vier Tagen zu übernehmen. Monate lang lief er mir nach, um mich zu bestimmen, im „Othello" den Jago zu spielen, und als das „Wintermärchen" ausgetheilt werden sollte, konnte er für den Leontes „keinen Besseren" vorschlagen als mich.

Zu gleicher Zeit hing ein Drama in der Luft: „Blanca von Bourbon." Die Hauptrolle ist ein halb-

wahnsinniger König: Pedro der Grausame. Im letzten Act wird dieser halb wahnsinnige Häring ganz wahnsinnig, rast und tobt auf allen Treppen herum, bis er sich endlich zu Tode gewahnsinnt hat. In der Theatersprache wird diese Gattung bezeichnet: „Intrigin (Intrigant) der schwärzesten Sorte." Die Rolle sollte Dawison spielen, und auch für diese wußte er keinen Besseren, als mich. „Eine von beiden müssen Sie spielen," sagte die Intendanz, „Sie können sich doch nicht um alle Stücke, die Ihnen nicht behagen, herum winden."

„Gut, aber dann natürlich, lieber Sontag, wirst Du begreifen, daß ich meiner Stellung wegen Shakespeare nehmen muß. Ich werde den Leontes spielen.

„„Dafür danke ich Dir,"" sagte ich ohne Ironie, „„denn ich halte die Rolle für furchtbar anstrengend.""

„Hm," schnalzte er und blinzelte schelmisch mit den Augen, „das kann man machen. Mein slavisches Feuer!!! Wie?"

Zur selben Zeit war nämlich in Dresden eine Frau Lilla Bulyovzsky engagirt, eine Ungarin, die sich auf dem Zettel Frau von Bulyovzsky nannte. Sie war eine talentvolle, aber herzlich langweilige Schauspielerin, der deutschen Sprache nicht einmal mächtig. Gedehntes Tempo, singender Ton — alle Viertelstunde einen Eßlöffel von der Rede. Aber mancher Kritiker und Viele aus dem Publikum, welche der Meinung waren, die Ungarn gehören zu den Slaven, fanden in Schrift und Wort, daß

die Dame ſlaviſches Feuer beſitze. Darauf bezog ſich Dawiſons Bemerkung. „Ich bin ein Slave, ich habe ja nicht nöthig, mich anzuſtrengen — an meine Leidenſchaft glaubt man doch.“

Dawiſon entwickelte in den Aufgaben, denen er ſich mit Liebe hingab, geradezu hinreißendes Feuer, aber in Rollen, die ihm nicht genehm, machte er Alles, ſoweit es irgend ging, äußerlich. So geſchehen als Leontes. Die Anfänge der Eiferſucht ſprach er langſam, Wort für Wort, jedes einzeln betonend und rollte dabei die Augen.

„Dies ſlaviſche Feuer!!“ hieß es.

Im letzten Act machte er bei der Verſöhnungsſcene mit Polyxenes ſolche Bewegungen und Sprünge, daß er jedes Mal ſelbſt ins Lachen kam, und ſich die Hände vor's Geſicht ſchlagen mußte, um das Kichern zu verbergen. Er nannte die Scene ſeine Balletſcene und ich geſtehe, daß er auf den, der nichts vom Uebermuth des Schauſpielers ahnte, ergreifend wirkte. Mich ſelbſt hat die Scene mit der einſchmeichelnden Muſik bei der erſten Vorſtellung gepackt. Im „Wintermärchen“ erlaubte er ſich überhaupt jedweden Unſinn. In meiner Ebbezeit der Intendantengunſt übernahm ich einmal am Tage ſelbſt eine unbedeutende Nebenrolle. In dem Augenblick, da ich herausgehen will, ruft ein Theaterarbeiter ſeinen Collegen ſcherzhaft: „Mieze, komm ſchnell her!“

„Der Name iſt ſchön! warum heißt Du Kleo-

menes, und nicht Mieze," sagt Dawison, „ich werde den Fehler des Dichters verbessern." Die Courage, mich „Mieze" zu nennen, hatte er nun doch nicht, aber „Miezus" nannte er mich im ganzen Stück, und alle Augenblicke rief er ganz unmotivirt: „Miezus, komm zu mir." Den Zweck, sämmtliche Mitspieler zum Lachen zu bringen, erreichte er vollkommen.

In solchen Momenten konnte ihm übrigens kein Mensch gram sein, denn er war in seinen kindischen Scherzen fast kindlich — jedenfalls unendlich liebenswürdig.

Ausbrüche des Jähzorns suchte er, wenn es ohne sich zu demüthigen geschehen konnte, auf alle mögliche Weise wieder gut zu machen. Gelegentlich eines Gastspiels beleidigte er einmal auf der Probe von Richard III. einen armen Teufel von Schauspieler, — der nicht nur an Talent, sondern in jeder Beziehung arm war — ganz entsetzlich. Abends hatte er demselben eine Börse zu geben. In die Börse hatte Dawison wirkliche Goldstücke gethan, und als der Schauspieler nach der Scene die Börse zurückgeben will, lehnt Richard III. sie liebenswürdig mit den Worten ab: „Ein König nimmt nie ein Geschenk zurück!"

Alle Wunden lassen sich freilich nicht durch Geld heilen.

„Blanca von Bourbon" wurde also mit mir, als grausamem Peter, wie Laube die Rolle brieflich titulirte,

gegeben, und brachte mir viel Ehre, unter anderen einen Brief des Dichters Heydrich:

„Ich gratulire Ihnen aufrichtig zu Ihrem gestrigen schönen Erfolge. Sie haben ein schönes, kühn aufstrebendes Talent, dem, trotz Neid und Cabale, der Sieg gewiß ist. Es ist mir Herzensbedürfniß, Ihnen das zu sagen. Spielen Sie Richard II., die Rolle wird Sie feststellen. Sie streben mit edlem Ernst einem hohen Ziel entgegen, und Sie werden es erreichen. Schade, daß der gestrigen effectvollen Rolle, wie dem ganzen, recht geschickt gemachten Stück die Hauptsache fehlt: innere Wahrheit, die Seele aller Poesie. Es wird sich trotz der vorzüglichen Darstellung schwerlich halten, was mir besonders Ihretwegen leid thut. Trotzdem haben Sie einen großen Schritt vorwärts gethan. Brechen Sie ganz hindurch — es wird Zeit.*) Auch ich habe ein hohes festes Ziel im Auge. Sie wissen, was kämpfen heißt, und wahrlich, die Dichter müssen noch 'ganz anders sich durchkämpfen. Muthig voran! Sie werden uns einst Devrient ersetzen.**) Daß Sie hie und da fehlgreifen, kann nur Dummköpfe irren, nicht mich. Der Lorbeer winkt, greifen Sie muthig danach. Er kann Ihnen nicht entgehen. Mit herzlichem Gruß

Loschwitz, 2./12, 60.

Der Ihrige Heydrich."

*) War damals auch meine unmaßgebliche Meinung.

**) War nie meine Meinung.

Daß wir jüngeren Schauspieler so viel Rollen zu erbeuten suchten, als möglich, war natürlich und zu billigen, sobald die Mittel nicht unerlaubt. Leider geschah es nicht immer auf legale Weise.*) Daß aber Dawison und Devrient jüngeren Emporkömmlingen nicht fördernd, sondern sogar hindernd in den Weg traten, war mir unbegreiflich, wird mir ewig unbegreiflich bleiben. Sie standen so hoch — so in gar keinem Verhältniß zu uns. Beide hatten, selbst wenn es vorkam, daß dieser oder jener Schauspieler in ihren Rollen mehr lauten Beifall fand, als sie, schon Eins, das sie über Alle stellte: Sie machten volle Häuser. Daß engagirte Schauspieler allein durch ihre Namen in abgedroschenen Stücken die Häuser zu füllen vermochten, war in den Annalen des Schauspiels ja kaum dagewesen. Hier war es so! Jeder Einzelne zog, spielten sie zusammen, schlug man sich um die Billets. Das ganze Interesse in Bezug auf Schauspiel drehte sich um sie. „Spielt Dawison oder Devrient?" hieß es an Schauspieltagen. Hätten Beide in brüderlicher Vereinigung gelebt, sie wären allerdings um einige Grade weniger interessant gewesen. Tasso fand in der Blüthezeit Emil Devrient's stets ein freundliches Mittelhaus, was eine wohlmeinende Presse durch „gewähltes Publikum" auszudrücken beliebt. Jetzt

*) Ueber diese Mittel in: Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

war Taſſo Kaſſeſtück. Die Beiden ſich zanken zu ſehen, war für das Publikum Hochgenuß.

Was an Geringſchätzung in die Worte zu legen iſt:

„Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.“

legte Dawiſon hinein. Mit gehobenen Nüſtern und Stentorſtimme warf ihm Devrient entgegen:

„Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sei erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden,
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen!

Einmal ſetzte ſich die Scene hinter den Couliſſen nach Schluß des Stückes fort, weil Antonio im letzten Auftritt die Hand auf Taſſo's Schultern gelegt hatte, und dieſer empört einen Schritt zurückgewichen war. Der Streit nahm den heftigſten Charakter an, und ich war ſehr verlegen, unwillkürlicher Zeuge zu ſein. Hunderte hätten das zehnfache Entrée bezahlt für die Erlaubniß, dem Auftritte beizuwohnen.

Von Devrient hat mich übrigens die wenig liebenswürdige Art, dem neuen Collegen zu begegnen, ebenfalls ſehr wehmüthig berührt, da wir uns bei Gelegenheit ſeiner Schweriner Gaſtſpiele näher getreten, und ich ihn ſehr lieb gewonnen hatte. Devrient war in größeren Kreiſen erſt in den letzteren Jahren ein zugänglicher Geſellſchafter — unter vier Augen war er ſtets ein inter-

essanter Mensch, dem man, wenn er aus seiner Vergangenheit erzählte, stundenlang zuhören konnte. Wie ich als Knabe in ihn verliebt war, habe ich geschildert. Bei meinem Eintritt in die Bühnenlaufbahn war er dem Anfänger freundlich entgegengekommen und hatte ihn glücklich gemacht durch seine Theilnahme. War er doch einmal im Winter nach einer anstrengenden Probe denselben Weg wieder umgekehrt, um mir meine Scene auf der Bühne vorzuspielen.

Wir Alle sahen zu ihm hinauf!

Der Nimbus, den dieser Mann unter seinen Collegen zu verbreiten wußte, der Respect, den wir vor ihm hatten, hat nicht seines Gleichen. Ich gestehe, daß es mich später, als ich ihn im Alter und Stellung näher gerückt war, einen förmlichen Entschluß kostete, auf seinen Wunsch das „Herr" vor seinem Namen wegzulassen, und ihn einfach „Devrient" zu nennen.

In Schwerin wohnte er in „Neudeckers Hotel," an dessen Table d'hôte ich speiste. Unser Tisch bestand aus lauter alten, meist vornehmen Herren. Unter diesen zerstreut, saßen sechs junge. Diese sechs beschlossen eines Tages, sich an eine besondere Ecke zusammen zu setzen. Herr von Kamptz, Kammerherr von Pritzbuer, Capellmeister Alois Schmitt, Advokat Schröder, Graf Reventlow und ich waren der Jugendextract der Tafel.

„Wissen Sie, wie Sie von uns genannt werden?"

flüſterte uns am zweiten Tag Major von Behr auf Lützow zu, „das junge Deutſchland!“

„„Grüßen Sie die Herren drüben, Herr Major, wir nennen ſie: „das alte Schweden!“

Natürlich ſetzte ſich Devrient zu mir, zum jungen Deutſchland. An Tagen, an denen er beſchäftigt war, wickelte er ſich in Baumwolle, ſprach wenig und aß auf dem Zimmer. Es gefiel ihm bald ſo bei uns, daß er auch an den Tagen unten ſpeiſte, an denen er Abends aufzutreten hatte. Den ganzen Tag war ich mit ihm zuſammen, hauptſächlich nach dem Theater bis in die Nacht hinein. Er erzählte ununterbrochen; ſeine intimſten Verhältniſſe, die ganze Scheidungsgeſchichte mit ſeiner Frau theilte er mit, und zwar in ſo offener Weiſe, daß ich darin einen Beweis großen Vertrauens und herzlicher Annäherung ſah, und ihn wirklich lieb gewann. Als er das zweite Mal wieder kam, freute ich mich auf die Stunden unſeres Zuſammenſeins, wenngleich es mir ſehr unangenehm als Schauſpieler war, mir abermals von dem berühmten Gaſt meine ſchönſten Rollen wegſpielen zu ſehen. Ein unangenehmer Zwiſchenfall brachte eine kleine Erkältung. Man hatte mich in feinſter Form gebeten, dem Gaſt, Herrn Devrient, die Rolle des Egmont „für einen Abend abzutreten“ und die des Oranien zu übernehmen. Die erſte Bitte war höchſt komiſch, denn wenn ich „Nein“ geſagt hätte, wäre das Stück doch gegeben worden. Die zweite Bitte erfüllte ich gern. Ohne

alle Form ſchickte man mir nach einigen Tagen die Rolle des Eduard in „Lorbeerbaum und Bettelſtab.“ Devrient hatte in allen Darſtellungen außerordentlich gefallen, aber man ließ mich auch gelten und ehrte mich aufs Höchſte, indem man ſogar Vergleiche anſtellte. Jetzt ſollte ich mich in einer undankbaren Rolle neben einen Gaſt ſtellen, der die dankbare meines Faches hatte, und der noch dazu kein Geringerer war, als Emil Devrient! Ich wies die Rolle zurück. Man wollte mich zur Darſtellung zwingen. Es war eine Perfidie der Leitung, die um jeden Preis einen Skandal mit mir hervorrufen wollte, denn den Schauſpieler, dem die Rolle eigentlich zukam, hatte man in Vorausſicht meiner Weigerung im Stück freigelaſſen. Der Großherzog ließ mir den Wunſch ausdrücken, ich möchte die Rolle ſpielen. Es war mir furchtbar, den Wunſch des hochverehrten Fürſten nicht erfüllen zu können, aber ich mußte nun dabei bleiben. Eben ſo blieb die Direction bei ihrem Entſchluß, die Rolle nicht anders zu beſetzen.

„Bei der Bruſt packen kann man einen Schauſpieler, Herr von Flotow und Herr Steiner, in's Theater ſchleppen, ankleiden und mit Gewalt ſchminken kann man ihn auch, ebenſo auf's Stichwort auf die Bühne ſtoßen, — zum Sprechen kann ihn kein Teufel zwingen!“

Das ſah man ein und theilte die Rolle meinem Collegen Bethge zu.

Der Großherzog hatte Emil Devrient gefragt, ob

die Direction im Recht, oder ich, und ob es denn wirklich keine „erste“ Rolle.

„Es ist die Rolle des ersten Liebhabers“ hatte Emil Devrient, Oel ins Feuer gießend, geantwortet, „die meinige ist die Charakterrolle.“

Die Sache wurde Stadtklatsch und man beeilte sich zu verbreiten: ich lege Devrients Gastspiel Hindernisse in den Weg. Jetzt kam Egmont. Wiederum wurde verbreitet, meine Freunde und Verehrer wollten mich beim Auftreten demonstrativ mit Blumen und Kränzen empfangen. Das wäre allerdings unangenehm gewesen und hätte in den Augen des Publikums „gemacht“ erscheinen können. Aber das hatte ich nicht zu fürchten. Blumige Gedanken stiegen meinen guten Schwerinern nur in den seltensten Fällen auf. Und vor einem Empfang brauchte ich mich nicht zu ängstigen. Der war ja bei einem „beliebten“ Mitgliede in dem Falle natürlich. Warum sollte ein Publikum nicht zeigen, daß ihm der einheimische Vertreter des Faches auch lieb und werth.

Aber jede Demonstration müsse man aus Achtung vor Devrient sofort unterdrücken, hatten einige Böswillige, an deren Spitze ein mir befeindeter Advokat und Abonnent des ersten Ranges, verbreitet.

Ich trat auf, Todtenstille, plötzlich unterbrochen von drei starken Zischern. Auf diese Flegelei hätte nun ein donnernder Applaus von Seiten des ganzen Publikums

gehört — auch nicht Einer fand sich im ganzen Hause, mir Genugthuung zu geben.

Diese unmotivirte Theilnahme an meiner Person durch Zischen beantwortete ich durch eine tiefe Verbeugung und durch starke Betonung der ersten Worte Oraniens, die ich verdrehte: „Was sagt ihr zu dem heutigen Empfang" — (Murmeln im Publikum) — „bei der Regentin?" In fieberhafter Wuth spielte ich die Scene zu Ende. Donnernder Hervorruf, bei offener Scene, während Devrient auf der Bühne stand. Ich kam, ohne mich zu verbeugen, und ließ mich leider hinreißen, beim Abgang jede Thür einzeln mit dem Fuß zuzustoßen.

Ich hatte nicht daran gedacht, daß der Hof zugegen, und in Seiner enormen Gutmüthigkeit hatte der Großherzog gesagt: „Wenn er dem Publikum etwas anthun wollte, hätte er auch warten können, bis ich nicht drin bin."

Als ich dem hohen Herrn nach den Ferien in Doberan zum ersten Male wieder begegnete, rief Er mir entgegen: „Wir sind noch lange keine guten Freunde!" aber wie Er gestand, hatte er sich in „Lorbeerbaum und Bettelstab" doch überzeugt, daß die Rolle des Eduard nicht die des ersten Helden und Liebhabers, und daß der Ausspruch Devrients partheiisch war. Ich hatte es Devrient nicht nachgetragen — woraus er sich auch wohl nichts gemacht hätte, — meiner Verehrung für ihn

als Künſtler that es keinen Eintrag, aber eine Verſtimmung blieb doch eine Zeit lang.

So angenehm Devrient im perſönlichen Verkehr ſein konnte, ſo ſchlug ſeine Stimmung im Moment um, wenn Jemand eine tadelnde Bemerkung machte. Ich hätte eine ſolche nie gewagt, aber wenn zufällig einer Zeitung erwähnt wurde, die ihn getadelt hatte, war es mit dem unbefangenen Verkehr eine Zeit lang aus, bis die Ergüſſe auf den „Unverſchämten“ vorüber. Doctor Falk, Theaterarzt in Breslau, ein alter Freund Devrients, der ſich acht Tage in Schwerin aufhielt, und jeden Abend in unſerem Bunde der Dritte war, verbrannte ſich einmal fürchterlich den Mund. An dem Abend war Scribe's: „Glas Waſſer.“ Es iſt ein hergebrachter Scherz — von wem erfunden, wußte ich bis dahin nicht — daß nach der Gefangennehmung Masham's, während der Hof abgeht, Bolingbrocke dem jungen Fähnrich ſeinen Degen zurückgiebt.

Devrient hatte Furore gemacht, war in heiterſter Stimmung, als der, einen Hühnerflügel bearbeitende Doctor kauend zu ihm in ſchleſiſcher Mundart ſagt: „Sagn Se, Emil, wegen eener Nüance möchte ich Sie doch emmal fragen. Au!“ Dies „Au“ hatte ein warnender Fußtritt von mir unter dem Tiſch verurſacht, aber Falk ließ ſich nicht warnen.

„Wie kommen Se uf die närrſche Idee, dem Fähnrich in Gegenwart des ganzen Hofes den Degen zurückzugeben.“

Devrient sprang auf, alle Bande der Freundschaft waren gelöst, aus dem „alten Freunde“ Falk war ein wildangeschnobener „Herr“ Falk geworden. „Herr! zehn Jahre habe ich darüber nachgedacht, den Actschluß wirksam zu gestalten, und nachdem es mir gelungen, wagen Sie — übrigens hat sich der Hof entfernt, wenn ich ihm den Degen gebe, verstehen Sie! O diese Menschen! O dieses Publikum!“

Falk, der vor Schreck sein Huhn fallen ließ, sagte beruhigend: „Nu, Herr Jeses, mei guter Emil, wenn Se zehn Jahre über die Nüance nachgedacht haben, da wird se ja wohl ooch gutt sein!“

Es brauchte lange, ehe sich Devrient über die „Undankbarkeit des Publikums“ beruhigte.

Selbst den Tadel eines Costüms durfte man sich gegen Emil Devrient nicht gestatten. Die Kritik hat über die unpassenden, oft aus dem Rahmen heraustretenden Costüme nie ein Wort gewagt, und was Devrient sich in dieser Beziehung erlaubte, ging über alle Begriffe. „Molière im Urbild des Tartüffe,“ einen Schauspieler und Tapezierer, spielte er in einem goldgestickten Kleide — im Schnitt der Zeit sechzig Jahre voraus, mit weißen Tricots und Atlasschuhen. Weiße Tricots und weiße Atlasschuhe hat außer hohen und höchsten Personen, und auch nur bei Hofe, kein Mensch und zu keiner Zeit getragen. Und das im selben Theater, vor welchem die Figur Molières in Stein ge-

hauen, hiſtoriſch treu, den Eingang bewachte. Im vierten Act ſchreibt Gutzkow irrthümlich vor: „Im Coſtüm eines vornehmen Sicilianers.“ Devrient zog ſich, ſtatt den Fehler des Dichters, der vergaß, daß man Coſtüme damals nicht kannte, wirklich einen mittelalterlichen Anzug an; als Molière, und in einer Zeit, wo man die hiſtoriſchen Perſonen des Alterthums in der Allongenperrücke gab.

Beaumarchais im „Clavigo“ ſpielte er in Officiers-Uniform.

Wenn der Officier damals auch nicht die Stellung hatte, die er heute einnimmt, der Art war ſie doch zu keinen Zeiten, um die Worte Carlos' zu rechtfertigen: „Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen. Sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unſeres Gleichen achten.“

Als ich mit Devrient über dies und tauſend Anderes in ein längeres Geſpräch gerathen, mich beſonders gegen Molière ausſprach, gab er mir zum erſten Male unbedingt Recht, fügte jedoch hinzu: „Wenn ich das wagen wollte, müßte ich vor der Aufführung durch die Zeitungen in ellenlangen Artikeln auf die Richtigkeit aufmerkſam machen laſſen, ſonſt würde das befremdete Publikum glauben, ich mache Fehler.“

Das iſt nicht wahr! Emil Devrient hatte einen ſolchen Credit, daß man von Haus aus Alles für richtig hielt, was er that und wir Jüngeren haben ihn in der

ersten Zeit — ich wenigstens habe mich erst spät emancipirt — alle Fehler nachgemacht und nachgebetet. Ein Theater, das als Bildungsschule gelten will, muß, meiner Ansicht nach, auf die historische Treue großen Werth legen. „So ist's im Theater" muß der Gymnasiast sagen können „und also ist's richtig!" Das hat der Herzog von Meiningen mit seinen historischen Vorstellungen erreicht, und sehr richtig sagt Napoleon I.: „Unrichtige Costüme bringen der Jugend unrichtige Begriffe von der Geschichte bei."

Es existiren tausende von Anecdoten über Emil Devrient von solchen und ähnlichen Fällen, wie der mit Falk erwähnte. Tausende von geflügelten Worten gehen durch die Theaterwelt, und man hat sie benutzt, einen lächerlichen Schimmer auf seine Person zu werfen. Es war auch sehr Vieles komisch, was er sagte, aber nur durch die Art, wie er es brachte. Man übersetze alle seine Aussprüche in einen einfachen, natürlichen Ton, und es findet sich Nichts, was nicht jeder gescheite Mensch in derselben Situation gesagt hätte.

Nur die Feierlichkeit, der Aufwand des Organs, der besondere Druck, den er jedem Worte gab, die bei der geringsten Erregung hoch gezogenen Nüstern, machten den Eindruck, als ob er den unwichtigsten Sachen einen lächerlich wichtigen Anstrich geben wollte.

Was Emil Devrient als Künstler leistete in einer bestimmten Grenze, die Eduard Devrient in seinem Buche

richtig bezeichnet, weiß ganz Deutſchland. Aber verſtanden hat er es, ſeine Vorzüge ins rechte Licht zu ſetzen, dafür zu ſorgen, daß dieſe Vorzüge auch denen bekannt wurden, die ſich nicht von denſelben durch eigene Anſchauung überzeugen konnten. Die Preſſe verſtand er in ſeltener Weiſe zu behandeln, und keine Dachkammer eines vierſtöckigen Hauſes verſchmähte er zu beſuchen, wenn der Beſitzer der Manſarde zugleich der Beſitzer einer Feder war. Wer will es ihm vorwerfen! Alle haben's ihm nachgemacht. Arme Schächer, die verdammt wenig berufen, noch weniger auserwählt, haben durch Reclame, und durch Nichts als Reclame, dem Publikum Sand in die Augen und ſich Gold in den Beutel geſtreut.

Soll man den Stab brechen, daß wirklich Auserwählte, wie Dawiſon und Devrient, ihr Pfund wuchern ließen, wo ſie konnten. Wer thuts denn nicht, wenn er es kann, wenn nur die Mittel nicht verdammlich ſind. Ich möchte um Gotteswillen nicht mißverſtanden ſein, und mich nicht mit den Beiden in gleicher Zeile nennen, aber wenn heute Einer käme und mir die Wege ebnete zu ſolcher Laufbahn — ich griffe zu. Leider fehlt es mir außer der eminenten Begabung auch an Talent für dergleichen. Ich finde die Wege nicht, und wenn man ſie mir andeutet, bin ich zu bequem, allerdings auch oft zu ſtolz, ſie zu gehen. So bin ich über das Ausſchneiden der Recenſionen aus Localblättern und Einſendungen in Theaterzeitungen nicht hinaus gekommen.

„Du haſt vorgeſtern in: „Einer muß heirathen“ zum erſten Mal den älteren Profeſſor geſpielt; warum iſt heute keine Recenſion in der Conſtitutionellen Zeitung erſchienen?“ fragte mich einſt Dawiſon.

„„Wahrſcheinlich war Robert Gieſecke nicht im Theater.““

„Menſch, Du biſt unverbeſſerlich; Du wohnſt mit Gieſecke in Einem Hauſe und forderſt ihn nicht auf, bei einer neuen Rolle in's Theater zu gehen. Ich thue es immer!“

Den künſtleriſchen Weg Emils und Bogumils kann freilich nicht Jeder gehen — das Holz, aus dem dieſe Beiden geſchnitzt, wächſt nicht an allen Bäumen, aber mit manchem Anderen könnte man doch Schritt halten. Vielleicht findet ſich noch einmal Jemand, der die Mühe und Arbeit übernimmt, und Einem nur die ſüße Pflicht überläßt, den Ruhm einzuſtreichen.

Aber freilich, ganz rein ſind die Wege der Koryphäen auch nicht immer; über manche Demüthigung mußten ſie verſtehen gelaſſen hinwegzugehen und billig war der Ruhm auch nicht immer, wenngleich das Darlehn hohe Procente gab — ſich gewaltig verzinnſte.

An Emil Devrients Namen knüpft ſich ein großer Theil des Ruhmes, den das Dresdener Hoftheater mit Recht in der Geſchichte der Schauſpielkunſt behauptet. Aber eben ſo viel Schaden hat er dem Inſtitut in an-

derer Beziehung gebracht. Darüber mich ausführlich auszusprechen ist hier nicht der Platz — an anderer Stelle habe ich es gethan *).

Es ist eine eigenthümliche Sache um die Biographien, die von bedeutenden Schauspielern nach ihrem Tode geschmiert werden. Man lese alle Nekrologe seit Jahren: einer so langweilig wie der andere, lauter gute Menschen edelster Verklärung. Eigentlich nach den Beschreibungen lauter langweilige Leute. Nun gut, einem bedeutenden Menschen bei der Beerdigung seine Fehler ins Grab nachzurufen, ist nicht würdig. Aber wenn nach Jahren eine Lebensbeschreibung nichts als Weihrauch darbringt und jeden, auch den kleinsten Fehler zu umgehen sucht, dann bliebe eine solche Biographie besser ungeschrieben; sie entwirft vom Verstorbenen ein falsches Bild. So kenne ich Leute, die am Lebenden kein gutes Haar, ihm als Künstler nie Gerechtigkeit widerfahren ließen, ängstlich auf seinen Rollen-Nachlaß warteten und nach dem Tode als Klageweib auftraten. Pfui Teufel über solche Heuchelei!

Und wann tritt denn die Erlaubniß ein, über einen Verstorbenen offen und rückhaltslos zu sprechen? Nach zwei, zehn, hundert oder tausend Jahren?

„Ach, lieber Herr Kaulbach, Sie malen da ein Bild von Nero, das den Mann in seiner Lasterhaftigkeit dar-

*) Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

stellt. Der Mann ist nun todt — gedenken wir doch seiner Schwächen nicht mehr!“ — Oder ist Nero schon lange genug todt, um nun offen über ihn sprechen zu können?

Sans comparaison natürlich.

An Emil Devrients Künstlerruhm wird Niemand zweifeln, es wird ihm auch Niemand streitig machen, daß er seinen Kindern ein liebevoller, zärtlicher Vater war, aber ihn als bescheidenes Mitglied, als guten Collegen auf den Altar zu stellen, ist ein Unsinn.

Wer hat in Dresden nicht in früheren Jahren im Liebhaberfach auf Engagement gastirt? Bei den Talentvollen fanden sich immer Hindernisse — die Talentlosen hatten sichere Aussicht. Gefährliche Leute wie Hendrichs — damals in der Jugendblüthe — wurden nicht engagirt; ungefährliche wie Härting und andere von Emil Devrient selbst als seine Nachfolger empfohlen. Gelang es in früherer Zeit talentvollen Künstlern ins Engagement zu kommen, so wurden sie, von Heckscher und Baison an, bis zu Liedcke und vielen Anderen in Rollen beschäftigt, die ihnen am wenigsten zusagten. Der bildhübsche Heese, sehr beliebt im Lustspiel, mußte ernste Rollen übernehmen. „Die Fräuleins von St. Cyr“ wurden ausgetheilt. Nie gab es zwei Schauspieler, wie Emil Devrient und Heese für den vornehmen ernsten Vicomte und den komischen Hercule Dubouboy. Das Stück wurde umgekehrt besetzt! Als Publikum wie Kritik geharnischt gegen den Mord des Stückes durch falsche Be-

ſetzung zu Felde zogen, ließ Emil Devrient den Paragraphen ſeines Contractes abdrucken, nach welchem ihm nicht die Rolle des erſten Liebhabers, ſondern die erſte Rolle des Stückes — gleichviel in welchem Fach — zuſtünde.

Heeſe verließ mißmuthig das Engagement und durfte erſt als älterer dicker Mann wiederkehren und die erſte Auftrittsrolle dieſes ſeitdem organlos gewordenen Luſtſpielſchauſpielers war „Egmont!“

Wie wurde das Repertoir dadurch gehemmt, daß neue Stücke während des langen Urlaubs von Devrient liegen bleiben mußten, wie litten die Stücke oft unter der von ihm vorgeſchlagenen Beſetzung, die ſich nach ſeiner Perſönlichkeit richten mußte.

Sein ganzes Streben war nur darauf gerichtet, ſich zur Geltung zu bringen, von ſeinen Mitſpielern abzuſtechen, ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Der Fall, daß Devrient auf die Intentionen eines Anderen eingegangen wäre, iſt wohl kaum zu verzeichnen.

Dawiſon war viel coulanter, zumal in neuen Rollen, die noch nicht feſt bei ihm ſtanden, aber im Ganzen verlangte er doch auch, daß Alles ſich nach ihm richte. Die anderen Mitſpieler kamen gar nicht zur Selbſtſtändigkeit. Am ſchlimmſten war es in ſolchen Stücken, in denen Beide abwechſelnd ſpielten. Künſtlerinnen wie Marie Bayer, Pauline Ulrich, Künſtler wie Quanter, Porth ꝛc. ꝛc., hatten genug zu thun, die vorgeſchriebenen Stellungen im Gedächt-

niß zu behalten. „Bei Devrient ſtehſt Du rechts, bei Dawiſon links.“ In der Angſt, den Matadoren etwas zu verderben, verdarben ſie ſich die eigene Sammlung und Stimmung am Abend.

Wenn die Rolle auch noch ſo herzlich familiären Verkehr bedingte, Emil geſtattete ihn nur der Liebhaberin; der intimſte Freund im Stück durfte ihn weder auf die Achſel klopfen, noch unter den Arm nehmen.

Wenn Emil erſchien, mußte Alles ſtill ſtehen. „Ruhe, bringt ſie auseinander“ ruft Egmont, und da Eduard Devrient nach Göthe's Vorſchrift noch einige Krakehler ſich weiter zanken ließ, verwarf er das Arrangement. Es mußte vollkommene Ruhe ſein, wenn er auftrat und das „bringt ſie auseinander“ wurde unmotivirt in die Luft geſprochen. Es war, ſo viel ich weiß, der erſte Schritt zu ſpäterem Zerwürfniß zwiſchen den Brüdern.

Daß Eduard Devrient durch ſeine vortreffliche Inſceneſetzung Stücke, in denen Emil nicht beſchäftigt, zu Caſſaſtücken machte, konnte er ihm nicht verzeihen. Ich habe mit meinen eigenen Augen und Ohren geſehen und gehört, daß nach Eduard's Zeit Emil aufs Büreau kam und ſich erkundigte, welche Summe geſtern in der Vorſtellung eingegangen. Man nannte ihm eine große Ziffer und eine Stunde ſpäter ſagte er „Richard's Wanderleben“ ab, weil er ſich ſagen mußte, daß ein ſo volles Haus, wie Tags zuvor, heute bei ihm nicht zu erwarten ſei.

Emil ging so weit, daß er nachtheilige Aeußerungen, welche andere Personen im Stück in Bezug auf den von ihm darzustellenden Charakter zu machen hatten, einfach wegstreichen ließ. „Mensch, dann bist Du nicht nur unglücklich, sondern auch verächtlich," hat Doris Quinault im Narciß zu sagen. Den Nachsatz strich er, und ließ nur sagen: „Mensch, dann bist Du sehr unglücklich!" Unglücklich durfte Emil Devrient auf der Bühne sein, aber nicht verächtlich; das hätte bei den Damen schaden können! Sein älterer Bruder: Carl Devrient, gegen den ich mich einmal über dergleichen aussprach, sagte: „Emil hat früher überhaupt nie eine Rolle gespielt, der nicht die Tugend fingerdick auf beiden Backen lag."

Weil ihn die Poudreperrücke nicht kleidete, mußten früher Stücke, wie „Kabale und Liebe" ꝛc. ꝛc. modern gegeben werden, und wenn das Costüm der Dichtung auch noch so sehr ins Gesicht schlug.

Auch den Beifall verstand er in Scene zu setzen. Er verlangte ihn bei Gastspielen nicht selten vom Director. Als er nach langer Pause wieder einmal in Magdeburg spielte und bei seinem ersten Erscheinen nicht empfangen ward, schnob er den Director an: „Herr, wenn Sie nicht wissen, was sich schickt, lassen Sie nicht Gäste meines Ranges kommen. Wenn ich beim zweiten Auftreten nicht empfangen werde, breche ich mein Gastspiel ab."

Wie er sich die Presse zum größten Theil dienstbar

zu machen wußte, wird auch kaum wieder Einer verstehen. Reichten seine Mittel für eine anstrengende Harnisch-Helden-Rolle nicht aus, dann pries man die „weise Mäßigung," überschrie er sich einmal, und wurde heiser, so hieß es: „Er setzt sein Herzblut an seine Kunst."

Wunderbar war, daß seine Mittel, statt mit der Zeit sich zu schwächen, stets zunahmen. In der Blüthe seiner Jahre wurde er fast jeden Abend bei anstrengenden Rollen im vierten Act heiser, und man sah das Ende seiner Laufbahn in Bälde voraus. In späteren Jahren wüßte ich mich keines Abends zu erinnern, an dem ihn ein solcher Unfall getroffen, an dem seine Kraft erlahmt wäre.

Ich habe mich lange bei Emil Devrient aufgehalten — der interessante Gegenstand wird es entschuldigen. Ehe ich ihn verlasse, halte ich es für Pflicht, noch sein Privatleben zu berühren. Emil Devrient galt für geizig. Das war er nicht — im Gegentheil! Ich kann mich nicht näher darüber auslassen, da ich die Nennung von Namen in diesem delicaten Fall vermeiden muß, aber abgesehen von den unzähligen Wohlthätigkeitsvorstellungen, in denen er wirkte, könnte ich — durch Zufall eingeweiht, — viele Fälle verzeichnen, in denen er, ohne daß es an die große Glocke gehängt werden konnte, Beispiele von großer Generosität gab. Ein Fall wie der, daß er nach dem Tode eines ehemaligen Collegen der bedrängten Wittwe, die sich über die Art, wie sie sich der Schuld ihres Mannes entledigen könne, mit

Devrient in Verbindung ſetzen wollte, einfach die Schuldſcheine zerriſſen zurückſandte, ſtand durchaus nicht vereinzelt da.

Sparſam war er — er warf kein Geld unnöthig aus dem Fenſter, ſparſam ſogar aus klugen Motiven. Als unſere Schweriner Tafelrunde ihn einſtens fragte, warum er in Dresden kein eigenes Haus habe, erwiderte er: „Man könnte glauben, ich wollte in Dresden bleiben; dem Publikum gegenüber, muß man immer den Fuß im Steigbügel haben.“ Auf die Frage, warum er ſich nicht Equipagen halte, erwiderte er: „Das Dresdener Publikum verzeiht dem Schauſpieler nicht einmal die hohe Gage, eine Equipage aber gar nicht.“

Ob er darin Recht hatte, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Das freundliche Verhältniß, welches zwiſchen Emil Devrient und mir ſeit Schwerin beſtand, hatte durch ſein wenig collegialiſches Benehmen gegen Pauline Ulrich eine Erkältung erfahren. Pauline Ulrich war mit ihrer Mutter und zwei Schweſtern nach Dresden gekommen und hatte ihr Engagement am 20. Mai 1859 mit der Rolle der Donna Diana angetreten. Sie war der Rolle keineswegs gewachſen, wie auch ſpäter vielen anderen nicht, die ſie von Maria Bayer übernehmen mußte, aber in allen Leiſtungen zeigte ſich ſo offenbares Talent, daß ſie die Aufmerkſamkeit Dawiſons in hohem Maße auf ſich zog, und er in ſpäterer Zeit ausnehmend

gern mit ihr spielte. Er war es, der ihrem Talent bei der ewig wetterwendischen Intendanz die Stange hielt. Dawison hatte schon lange die Absicht, den Wallenstein zu spielen und bei der Austheilung bestimmte er die Gräfin Terzky für Marie Bayer, die Thecla für Pauline Ulrich.

„Fräulein Ulrich! die an und für sich kleine Rolle der Thecla ist eine besonders schwere, zudem soll Frau Bayer vorzüglich in derselben gewesen sein. Haben Sie Niemand, mit dem Sie die Rolle studiren könnten?“ fragte Dawison.

„Leider nein!“

„Hier lebt Frau Sontag, die Mutter unsers gemeinschaftlichen Collegen Sontag; sie ist, wie ich oft in Wien hörte, eine vortreffliche Künstlerin gewesen. Bitten Sie die Dame, mit Ihnen die Thecla durchzugehen. Der Sohn wird die Bekanntschaft gewiß gern vermitteln.“

So kam Pauline Ulrich in unser Haus. Der große Erfolg der Thecla steigerte das Vertrauen zu den Rathschlägen meiner Mutter und Pauline Ulrich spielte eine Zeit lang keine wichtige Rolle, ohne sie vorher mit meiner Mutter studirt zu haben. Bei der Auffassungsgabe und dem enormen Fleiß der Schülerin ward meiner Mutter die für ihr Alter anstrengende Aufgabe zur großen Freude, um so mehr, als sie die Erfolge der jungen Künstlerin von Tag zu Tag wachsen sah. Der größte Gewinn war auf Seite meiner Mutter, die in

Pauline Ulrich eine Tochter gewann, durch die sie der Allmächtige gewiß für den Verlust meiner Schwester Henriette entschädigen wollte. Ich kann sagen: sie gewann drei Töchter, denn auch die Schwestern von Pauline Ulrich trugen sie auf Händen; in Frau Ulrich gewann sie eine Freundin, und so blieb ein freundschaftliches Verhältniß, das im Laufe der Zeit nur der Tod zerreißen konnte.

Pauline Ulrich hatte als Künstlerin einen schweren Stand. Sie kam für Marie Bayer. Freilich hatten schon Andere einen Theil dieser Rollen gespielt, aber das Publikum hatte diese Damen nicht für voll genommen, zumal Marie Bayer im Besitz der meisten Parthien geblieben war. Jetzt ging diese aber in ein anderes Fach über, und die Neuengagirte mußte für das verlassene voll eintreten. Das war keine kleine Aufgabe, denn Marie Bayer war eine Künstlerin ersten Ranges. Ich bin überzeugt, wenn geistiges Leiden ihren ersten Gatten nicht von ihr getrennt hätten, er würde das Phlegma seiner Frau überwunden und sie zu alljährlichen Gastspielen gezwungen haben. Dann wäre Marie Bayer eine berühmte Künstlerin geworden, wenn ihr auch allerdings auf dem Felde des Lustspiels keine großen Lorbeern geblüht hätten. „Wer in einem Genre ein großer Künstler ist, ist ein großer Künstler," sagt Eduard Devrient. So hoch übrigens Marie Bayer in Künstlerkreisen verehrt wird, ihr Namen hat nicht den Klang,

den er verdient. Erstaunt bin ich, daß Eduard Devrient ihr in seiner Geschichte der Schauspielkunst keinen höheren Platz anweist, und ihre Grenze schon bei Recha, Elmire, Emilia Galotti findet, ja ihr auch das Eindringen in die Tiefen eines Charakters gänzlich abspricht. Meiner unmaßgeblichen Meinung waren ihr allerdings schon ihres weichen, schönen, aber großer Kraft entbehrenden Organs wegen Rollen wie Medea, Phädra, Isabella verschlossen, aber bis zu Maria Stuart ging ihre Begabung sicher, und Rollen wie Leonore von Este in Tasso waren wahrhaft schön. Selbst jetzt im sogenannten alten Fach bietet sie noch bedeutende Leistungen, und Margarethe von Parma ist, so idealisirt sie auch dies podagristische Mannweib spielt, ein Cabinetsstück der Charakterisirung. In modernen Mütterrollen gefällt sie den Dresdenern ebenfalls. — Der Fremde ist mit Recht erstaunt über die Pietät, die diesen farb- und humorlosen Leistungen entgegengebracht wird, deren Erfolg, schon des mangelhaften Gedächtnisses wegen, an mancher Provinzbühne dritten Ranges zweifelhaft sein würde.

Pauline Ulrich kam nach Dresden mit der vollen Begeisterung eines jungen Mädchens, in der sicheren Voraussicht, alle Versprechungen, welche ihr die Intendanz gemacht, erfüllt zu sehen. Man hatte ihr das ganze Fach zugesagt, aber Marie Bayer war noch im Besitze sehr vieler Rollen. Man geht nicht an einem

Tage in ein anderes Fach über, das neue Repertoir muß langſam, Rolle für Rolle, gebildet werden.

Pauline Ulrich war unglücklich und wollte Dresden wieder verlaſſen. Da ſah ſie in „Othello“ die Bayer als Desdemona.

„Was hat man mir denn vorgeſpiegelt? Die Bayer ſei zu alt und unmöglich für jugendliche Rollen. Das iſt ja Alles nicht wahr. Das Publikum wäre thöricht, wenn es ſolche Rollen nicht lieber von ihr, als von mir ſehen wollte. Die Bayer kann ich noch lange nicht erſetzen, und ſo will ich mich ergeben und mir die Stellung langſam zu erobern ſuchen.“

Dieſe beſcheidene Ergebenheit war ein großes Opfer, denn Pauline Ulrich war ſpielwüthig. Man hat ihr oft einen Vorwurf daraus gemacht. Ich ſage: Hol' der Teufel die jungen Schauſpieler, die's nicht ſind. Ich kenne nichts Gräßlicheres, als blaſirte Anfänger; heut zu Tage greift die Sorte um ſich. Kleine Rollen ſehen ſie über die Achſel an. Pauline Ulrich iſt mit Leib und Seele beim Theater — ſie geht in ihrer Kunſt auf. Doctor Lederer ſagte einmal: „Künſtlernaturen giebt es nicht mehr. Die Hälfte der großen Mimen jetziger Zeit würden Holz hacken, wenn es noch einmal ſo viel einbrächte, wie Comödienſpielen.“

Drei ſind mir in meinem Leben vorgekommen, von denen ich die Ueberzeugung habe: Wenn das Holzhacken ſechs Mal ſo viel einbrächte, und das Comödienſpiel

gar nichts, sie spielten doch Comödie: Pauline Ulrich, Theodor Döring und Friedrich Porth, der kürzlich in Dresden verstorbene Veteran. Im Ganzen hat Lederer nicht Unrecht — der Schacher hat sich unglaublich ausgedehnt beim Theater.

Pauline Ulrich erhielt schöne Rollen und war auf dem besten Wege, schon damals die Stellung zu erringen, die sie später einnahm, und noch einnimmt. Aber mit welchen Widerwärtigkeiten hatte sie zu kämpfen. Ohne jeglichen Grund engagirte man plötzlich oben genannte Frau Bulyovzsky für dasselbe Fach, und da die Dresdener Intendanz ihre Gunst stets dem Neuen zuwendete, die Dame außerdem sehr gewandt im Erkennen der Verhältnisse und in der Benutzung derselben war, so bekam sie bald Alles, was zur Leitung gehörte, in die Tasche. Der deutschen Sprache nicht mächtig, brauchte sie zum Einstudiren neuer Rollen längere Zeit, und so mußte sie, um ihr Engagement nicht ganz als blödsinnig erscheinen zu lassen, in den Parthien verwendet werden, welche sie studirt hatte, und die dann Frau Bayer oder Fräulein Ulrich abgenommen werden mußten. Die erstere wehrte sich mit Erfolg — die andere ohne denselben. In der hergebrachten Manier ging wieder Alles „hinterrücks," und Fräulein Ulrich erfuhr z. B. am Tage vorher von einer Garderobière, mit der sie die Costüme zum morgigen Stück besprach, daß sie dies Mal ihre Rolle darin gar nicht spielen würde. Dasselbe hatte

die begeisterte Kunstjüngerin mit später engagirten Collegiunen durchzumachen. Die berühmte Tragödin Fanny Janauschek, welche mit ihrer Elisabeth, Medea, Isabella ꝛc. dem Dresdener Kunstinstitut ein Juwel sein konnte, spielte nicht nur Maria Stuart, haarsträubender weise auch Damenkrieg (Frauenkampf), nein, sie hemmte die Bahn aufstrebender junger Talente noch dadurch, daß sie ihnen die allerjugendlichsten Rollen im Lustspiel wegspielte. So ging es fort, und jede neue Erscheinung brachte Pauline Ulrich eine neue Kette von Kränkungen. Dazu kam, daß sie sich in einem Recontre mit Emil Devrient, das zu zart, um detaillirt wiedergegeben zu werden, den Allmächtigen zum Feinde machte. Wo es irgend ging, vermied er von dieser Zeit ab, mit ihr zu spielen, und manches Stück kam bei ihm erst wieder in Aufnahme, nachdem Fräulein Ulrich ihre Rolle auf Wunsch des Intendanten an eine Collegin abgetreten hatte.

Zu all dem kam, daß sich Pauline Ulrich nie das eigentliche Wohlwollen der Dresdener Presse zu erringen vermochte. In späterer Zeit kehrte sie oft, geschmückt mit so und so viel Kränzen die ihr Publikum und Kritik ersten Ranges gewunden, von ihren Gastspielen heim, um in Dresden in einer abfertigenden Zeile zu lesen, daß sie nicht auf der Stufe der Kunst stände, die ihre Colleginnen einnehmen. Diese berühmten Colleginnen gingen nun auch hinaus in die Welt, aber sie lehrten keine Völ-

ker, denn die Völker blieben aus, und es kam vor, daß diese gefeierten Colleginnen bei Gastspielen über den „Cyclus“ einer einzigen Rolle nicht hinaus kamen.

„Der Künstler gleicht einem wandernden Gemälde, das durch die Ausstellung an verschiedenen Orten seinen Werth er- und behält“, sagte einst Ochsenheimer. Dann hat Pauline Ulrich ihren Werth bewiesen, denn fast überall ist sie mit Begeisterung aufgenommen worden, und wenn, wie ein Schauspieler einst richtig sagte, die Einnahme ein integrirender Theil der Ehre, dann ist sie in jeder Beziehung geehrt worden, da sie nicht selten in einem Monat Summen verdiente, welche ihre Dresdener Jahresgage überstiegen.

Ungemein drollig ist, daß man zu den Fehlern, die man ihr, theilweise mit Recht, vorwirft, Mangel an Innerlichkeit zählt, und ihre „zu große Berechnung“ tadelt. Das ist wirklich komisch! Eine Schauspielerin, die beim Einstudiren ihrer Rollen fast jedes Mal mitten im Studium schließen muß, weil sie von der Situation so ergriffen ist, daß der Thränenstrom das Organ versagen läßt, und die eine rührende Rolle erst vier bis sechs Mal im Hause probiren muß, ehe sie über der Situation steht, kann man wahrlich nicht Mangel an Innerlichkeit vorwerfen.

Nie ist Pauline Ulrich mit Artigkeit von der Presse behandelt worden; nie ist z. B. auf diese oder jene Rolle von vornherein aufmerksam gemacht, während bei An-

deren, um dem Publikum den Genuß nicht entgehen zu lassen, eine neu einzustudirende Rolle dieser oder jener Künstlerin wochenlang vorher als exquisiter Genuß in Aussicht gestellt wird.

Aber die Kritiken waren stets in würdigem Ton gehalten; nicht die Angriffe, welche aus den Inseraten-Winkeln der Dresdener Blätter jahrelang von anonymen Kröten gespritzt wurden, die sich oft wiederholten, oft geradezu schandbar gemein waren, und nicht wenig dazu beigetragen haben, Pauline Ulrich in den Ruf einer mißgünstigen Collegin zu bringen. Dergleichen hämische Angriffe haben freilich fast alle in Dresden engagirten Mitglieder zu dulden gehabt, aber in der Weise wie Pauline Ulrich beworfen wurde, ist's noch Niemand geschehen. Auffallend und zum Nachdenken reizend ist der Umstand, daß sich die Angreifer gerade immer der „Dresdener Nachrichten" bedient haben, und nie des doch eben so oder mehr gelesenen „Anzeigers".

Einen großen Theil trägt die Leitung der Bühne, welche früher, wie jetzt, Rivalität mit Colleginnen künstlich herbeizuführen suchte.

Kurz, nachdem Pauline Ulrich einen neuen Contract abgeschlossen und sich verpflichtet hatte, in das Fach der sogenannten Anstandsdamen überzugehen, wird in der Leipziger Schauspielerin Anna Haverland ein bedeutendes junges Talent gewonnen, von dem Pauline Ulrich die Abnahme der ihr noch verbliebenen ganz jugendlichen

Rollen hofft. Die Intendanz beschäftigt Fräulein Haverland aber in gesetzteren Rollen, läßt Pauline Ulrich Clärchen im Egmont und ähnliche Rollen spielen und geht in ihren Zumuthungen so weit, daß sie kategorisch verlangt, die von ihr bisher gespielte Rolle der Lady Milford in „Kabale und Liebe" abzugeben und dafür neben einer jungen Dame wie Fräulein Haverland die sechszehnjährige Louise zu spielen. Natürlich weigerte sich die einsichtige Künstlerin, wieder in das ganz jugendliche Fach zurückzukehren, und die vorübergehende Differenz mit der Direction benutzten Böswillige, das Gegentheil zu verbreiten und Fräulein Ulrich wieder in anonymen Angriffen zu begeifern.

Emil Bürde hat einst Dresden „die Stadt der anonymen Briefe" getauft, — Niemand aber, glaube ich, hat so viele davon aufzuweisen, wie Pauline Ulrich.

Daß sie bei dergleichen ewigen Nörgeleien nicht schon längst die Lust verloren, und ihr Engagement verlassen, ist unbegreiflich. Die Liebe und Anhänglichkeit an Dresden, die gerechte Anerkennung ihrer Leistungen von Seiten des Hofes und des ihr wohlwollenden größeren Theils des Publikums hielten sie. Pauline Ulrich ist neben einer Zierde des Dresdner Hoftheaters auch noch eine große Nützlichkeit.

Ein Hinderniß, Krankheit ausgenommen, kennt sie in Ausübung ihres Berufes nicht. Diese Pflichttreue hat hauptsächlich die Anerkennung der Direction gefunden,

und ihr einen, in Dresden bei einer Schauſpielerin noch nie dageweſenen, Contract geſichert.

Die neuerdings fortwährend ſich wiederholenden Angriffe haben ſie endlich veranlaßt, an eine Löſung dieſes eben auf zehn Jahre abgeſchloſſenen Vertrags zu denken und die Anerbietungen anderer Bühnen in Erwägung zu ziehen.

Originell war die letzte Begegnung zwiſchen Devrient und Pauline Ulrich. Ich traf Emil in Prag auf der Straße — er wollte mich beſuchen und zum gemeinſchaftlichen Speiſen mit meinem Bruder abholen. „Ich wußte gar nicht, daß Sie in Prag ſind," ſagte ich zu ihm „und habe mich ſchon mit Ulrich's verabredet; „die Begegnung wird Ihnen nicht angenehm ſein." Zwiſchen Devrient und Fräulein Ulrich beſtand, wie ſchon bemerkt, von früherer Zeit eine Differenz, und ſeine wenig freundlichen Geſinnungen hatte er zu verſchiedenen Malen an den Tag gelegt. Hier wollte er nichts davon wiſſen; Familie Ulrich und wir drei Herren ſpeiſten zuſammen und der kleine Kreis war ſehr, ſehr heiter, Emil vor Allen. Fräulein Ulrich vergaß faſt, daß ſie die anſtrengende Rolle der Jungfrau von Orleans noch am Abend zu bewältigen hatte.

Emil und ich ſaßen in Einer Loge. Während des Vorſpiels und der erſten vier Acte rührte er ſich nicht vom Platz, die Scenen der Johanna mit großer Aufmerkſamkeit verfolgend. Er, der behauptet hatte, dieſes Fach

sei nicht das ihr zusagende, und diese Meinung zu Ungunsten der Künstlerin verbreitet hatte, murmelte ein über das andere Mal eine Beifallszustimmung. Zum Beginn des fünften Actes gingen wir auf die Bühne, und sahen die Kettenscene der Johanna aus der Coulisse an. Als Fräulein Ulrich nach der Scene abgeht, stürzt Emil auf sie zu, packt sie bei beiden Händen, ruft drei Mal: „Bravo, bravo, bravo!“ und eilt hinweg. Fräulein Ulrich und ich sehen uns erfreut lächelnd an, und mit der Präcision eines gut einstudirten Chors sagen wir unwillkührlich Beide: „Nun stirbt er bald!“

Zwei Monate später, am 3. August, traf uns die erschütternde wie überraschende Kunde seines Todes.

Doch zurück zum Nachtwächter!

Mein Contract in Dresden war am 1. April 1862 beendet und da man mir im letzten Jahre fortwährend den Urlaub vorenthalten hatte, mußte man mir die letzten beiden Monate als solchen geben. Ich schied also schon am 1. Februar aus den Reihen der Mitglieder. Meine gute Mutter war bei dem Gedanken der Trennung so unglücklich, daß ich mich entschloß, bei ihr in Dresden wohnen zu bleiben. Mein Vermögen war damals gering, aber mit vernünftigen Einschränkungen und kleinen Zuschüssen durch Gastspiele konnten wir ein recht behagliches Leben führen. Jedes Gastspiel, das sich mir bot, nahm ich an, selbst wenn mir die Zeit desselben keine besonders

wünſchenswerthe war. Ich konnte ja nicht mit Gewißheit vorausſehen, ob ſich Gelegenheit bieten würde, im Winter den ausgeſchlagenen Vortheil wieder nachzuholen.

Mit Neuſtrelitz fing ich an. Ich fand ſehr günſtige Aufnahme beim Hof und deſſen Kreiſen, wie auch beim Publikum, und werde gelegentlich ſpäter von den dort verlebten Tagen plaudern. Von da fuhr ich nach Greifswald, wo ſich ein auf drei Rollen contrahirtes Gaſtſpiel auf zwölf Abende ausdehnte. Im Sommer boten ſich beſonders viel Anträge in den kleineren Städten um Dresden herum, von denen ich Bautzen ſeines liebenswürdigen Publikums wegen am meiſten frequentirte.

Verſchiedene kleine Vorfälle ſind mir in der Erinnerung geblieben. Als ich kurz nach Ueberſiedelung der Geſellſchaft mein Gaſtſpiel in Bautzen ſchloß — ich war nach jeder einzelnen Rolle ſtets nach Dresden zurückgefahren — wurde ich von einer Dame erſucht, in ihrem Benefiz zu ſpielen. Im Benefiz zu ſpielen iſt ſtets eine mißliche Sache. Iſt das Theater gefüllt, ſo ſchenkt man die Summe des Antheils doch eigentlich aus ſeiner Taſche; doch das mag hingehen, der Zweck iſt ja, einem Anderen Vortheil zu bringen. Beim leeren Hauſe aber hat man noch ſtatt des Dankes die üble Nachrede des enttäuſchten Benefizianten zu gewärtigen. Ich war oft in Bautzen geweſen und ſprach den Zweifel an ein nochmaliges volles Haus gegen einige Herren aus, die mich zur Bahn begleiteten. „Wenn Sie das

beunruhigt, der Angſt kann ich abhelfen!“ fiel mir ein junger Kaufmann in's Wort, ich werde den erſten Rang nehmen.“ Geſagt, gethan, er kaufte den erſten Rang. Er und der Director haben ſich nicht wenig Feinde dadurch gemacht, da natürlich der Käufer die beſten Plätze ſeinen Bekannten zukommen ließ. Sehr liebenswürdig benahm ſich das Officiercorps. „Bei Herrn Grützner um Billets zu antichambriren“ ſagte der Commandeur, Herr von Lenz, „iſt nicht mein Geſchmack, aber daß Herr Sontag und die Benefizantin uns entbehren ſoll, wir aber die Vorſtellung, iſt ebenfalls nicht nöthig — wir werden mit unſeren Familien ins Parquet gehen.“ Leider hat ſich in meiner Carrière nie wieder Jemand gefunden, der mich bei meinem Gaſtſpiele ſchon vier Tage vor der Vorſtellung durch Aufkauf des erſten Ranges über die Einnahme beruhigte.

Der Chef des Bautzener Kunſtinſtituts, dem die Regierung die Conceſſion ertheilte, zur Verbreitung der Bildung in Sachſen beizutragen, war ein Herr Kunzendorff, der frühere Zettelträger ſeines Vorgängers. Goldene Berge hatte ihm ſeine Leitung noch nicht eingebracht, denn die Scenen, in welchen er als dramatiſcher Künſtler wirkte, mußten auf der Probe oft überſchlagen werden, weil dieſer Künſtler, Wechſelſchulden halber, hinter dicken Mauern ſaß. Eines Tages ſagte er mir: „Hären Se, Herr Sunntag, Sie haben ja bei meinen Collegen Bequiguolles in Görlitz in Don Carlos geſpielt, warum ſpielen Se

denn nich bei mir ooch emal in eenen Schillerſchen Sticke?"

„„Wie wollen Sie denn mit Ihrem Perſonal ein ſolches zur Aufführung bringen? „Kabale und Liebe" wäre allenfalls das einzig mögliche, aber den Ferdinand ſpiele ich nicht.""

„Nu e anderes."

„„Nun alſo: Don Carlos!""

„Nu nee, davon habe ich kee Buch un keene Rollen."

„„Fiesko??""

„Davon ooch nich."

„„Wallenſtein.""

„Davon nu gerade ooch nich."

Ich nannte nun alle Schiller'ſchen Stücke der Reihe nach — immer dieſelbe Antwort. „In welchem Schillerſchen Stück ſoll ich denn ſpielen, wenn Sie nicht ein einziges haben?"

„Nu, das laſſe ich mir nich ſagen", ſchrie er und ſtürzte auf ſeine Bibliothek, „wo habe ich nur, — hier is es, hier!" Und mir das aus dem fünften Bande von Schillers Werken herausgeriſſene franzöſiſche Luſtſpiel: „Der Paraſit" entgegen haltend, rief er triumphirend: „Hier habe ich wohl e Schiller'ſches Stück: Der Parraffitt!"

Solche Fälle ſind mir bei kleinen Bühnen unzählig oft paſſirt. Iſt es doch vor einigen Wochen vorgekommen,

daß ein Director, der im Tell den Rudenz spielte, die Verwandlung bei Attighausen im zweiten Act aus dem Grunde ganz wegließ, weil er, der den Rudenz selbst spielte, um diese Zeit noch an der Casse sitzen müsse.

Und in solche Hände legen die Regierungen die Leitung des Theaters. Und wenn sich das Publikum von den jammervollen Vorstellungen abwendet, nur bei Gästen das Haus besucht, dann klagt der Director, daß „ooch gar kee Kunstsinn in dem Neste is."

Schade, daß diese Zustände zum Weinen sind, sie wären sonst zum Lachen.

Mitleidig blickte ein Theil meiner ehemaligen Dresdener Collegen auf meine Gastspiele an kleinen Bühnen und der königl. sächsische Hofschauspieler Jauner beehrte mich mit dem Spitznamen: „Dorfschauspieler."

Zu den amüsantesten Gastspielen dieser ersten Monate gehörte das, welches ich im Verein mit Räder, seiner Tochter Marie, dem ehemaligen Hannoverschen Hofschauspieler Sternwaldt und einer jungen Dame: Fräulein Wiesemann unternahm. Zu je vier Vorstellungen zog dieses Ensemble in kleine sächsische Städte, und das Amüsement, das ich durch die muntere Laune der „kleinen Räder" und die ewigen Zänkereien zwischen Vater Räder und Sternwald hatte, war unbeschreiblich. Fünf Mal mindestens wollte Räder jeden Tag abreisen und uns im Stich lassen, fünf Mal versöhnte ihn seine Tochter wieder,

und brachte ihn selbst über seinen eigenen Jähzorn zum Lachen.

Ein einmaliges Gastspiel, das wir einige Zeit vorher in Freiberg zum Benefiz Sternwalds unternahmen, und das zu den heitersten Vereinigungen gehörte, die ich erlebt, hatte leider einen traurigen Ausgang. Ich spielte mit Frl. Ulrich die Scene der Eboli und des Carlos, dann mit Frl. Guinand das kleine Holbein'sche Stück: „Der Vorsatz", dann gaben wir „Der Präsident" mit Frl. Ulrich, Räder, Sternwald und mir. Frl. Ulrich hatte im letzten Stück die Bertha schnell übernommen, um die Kosten für eine Person zu sparen. Zum Schluß: „Moritz Schnörche" mit Räder, Frl. Guinand und mir in den Hauptrollen. In den Zwischenacten sang Degele. Ein ehemaliger Hannoverscher College Sternwaldts, Herr Stötzel, der sich zur Zeit in Dresden aufhielt, ließ es sich nicht nehmen, die Vorstellung zu unterstützen und übernahm die Rolle des „Weber" im „Präsidenten". Bei der Abreise nach Freiberg fehlte er. Die Hoffnung, er sei vorausgereist, oder werde nachkommen, bestätigte sich nicht. Entsetzliche Verlegenheit. Herr Perenz, der zum Souffliren mitgereist war, übernahm die Rolle und Sternwaldt sollte souffliren. Er behauptete, das nicht zu können. Großer Scandal zwischen ihm und Räder, der damit endete, daß Sternwaldt endlich ausrief: „Nun, zum Teufel, so will ich souffliren!" Diese Worte begleitete er mit einer wüthenden Geste, verwickelte sich dabei in die Schnur

seines Lorgnons, diese riß, das Glas fiel zur Erde und zersplitterte. „Nun kann ich nicht souffliren.“ Frl. Conradi, die Kammerjungfer aus Moritz Schnörche mußte nun daran glauben. Sie that es! O Gott, ja — sie that es! Der „Präsident“ war in Dresden mehrmals gewesen, aber Keiner von uns war „fest.“ Wir blieben nun zwar nicht stecken, aber wir sprangen über diese und jene Rede und verloren den Faden. In der Angst warfen wir dann doch einmal den Blick in den Souffleurkasten. Da saß das arme Wesen, das uns nicht folgen konnte, und blätterte von hinten nach vorn und von vorn wieder nach hinten und rief in ihrer Todesangst unter strömenden Thränen fortwährend: „O Gott, o Gott, o Gott! wo is es denn? Wo is es denn?“ In den Scenen mit Frl. Ulrich brachte diese, welche ganz neu im Stück war, uns gediente Soldaten wieder in Reihe und Glied.

Am Abend nach der Vorstellung kam Stölzel an. Er entschuldigte sich damit, die „Erdgeister“ hätten ihn nicht fortgelassen, war sehr beleidigt, daß Niemand seinen Champagner trinken wollte, den er seit sechs Uhr Morgens für die Damen in der Tasche getragen und schwatzte allerhand komisches Zeug.

Das Haus war so voll gewesen, daß sämmtliche Logenthüren offen stehen mußten, weil das abgewiesene Publikum darauf gedrungen hatte, wenigstens für den Corridor Plätze kaufen zu können. Am anderen Tage wiederholten wir auf Verlangen die Vorstellung, ohne daß, ganz nach Dresdener Sitte, auch nur ein einziges

Mitglied daran gedacht hätte, ſich für den Tag Urlaub zu erbitten.

Vormittags war Profeſſor Breithaupt ſo freundlich, uns die Bergakademie mit ihren Schätzen zu zeigen, und an den ungebildeten frechen Bemerkungen, die ſich Stölzel, der ſonſt ſo tactvolle Mann dem hervorragenden Gelehrten gegenüber erlaubte, fingen wir an zu merken, daß hier eine Geiſtesſtörung eingetreten.

Ein Jahr ſpäter ſuchte der Unglückliche ſeine Heilung in Sachſens berühmter Irrenanſtalt, leider ohne ſie zu finden, denn er ſtarb, wie ich glaube, noch im ſelben Jahre.

Zurückgreifend will ich noch eines kleinen Gaſtſpiels in Teplitz erwähnen, das mir unter vielen intereſſanten Bekanntſchaften auch die der Prinzeſſin Amalie verſchaffte. Nach dem Tode der Prinzeſſin ſchrieb ich einen kleinen Nekrolog für die „Allgemeine Modezeitung," der zu meiner Freude ſo günſtig beurtheilt wurde, daß die „Dresdener Conſtitutionelle Zeitung" das „Hannoverſche Tageblatt" und noch manches andere Journal ihm die Ehre des Abdrucks erwies. Ich ſchalte ihn hier mit einigen kleinen Veränderungen ein.

Marie Amalie Friederike Auguſte,
Herzogin von Sachſen,
geb. am 10. Auguſt 1794, geſt. am 18. September 1870.

In einer Zeit, die an weltgeſchichtlichen Ereigniſſen ſo überreich, daß der bedächtige Zeitungsleſer, der ſich

sonst gewöhnlich durch sein Localblatt vom ersten bis zum letzten Buchstaben, ja selbst durch die Ankündigungen öffentlicher Locale, die er nie besucht, durcharbeitet, in einer Zeit, in welcher dieser bedächtige Leser kaum die Geduld hat, detaillirte Berichte vom Kriegsschauplatze zu lesen, sondern verdrießlich die Zeitung hinwirft, wenn kein neues Telegramm den Fall irgend einer Festung meldet, in solcher Zeit ists begreiflich, wenn politische Blätter nicht ganze Spalten dem Tode einer dramatischen Schriftstellerin widmen, die sich bereits seit längerer Zeit der Bühne fern gehalten, und deren Wirken einer früheren Epoche angehört. Zudem hat der Tod so furchtbar in der blühenden Jugend gewüthet, mit seiner Sense so unbarmherzigen Mißbrauch getrieben, daß er sich um den populären Namen: Freund Hein, den er als Erlöser von drückenden Sorgen, langsam mordenden Krankheiten und hinsiechendem Alter im Volksmunde errungen, längst gebracht hat, und man in ewig aufregender Spannung den neuen Opfern Feind Heins entgegenfürchtet. Wenn er dann einmal wieder nach einem Leben greift, das ihm nach den Gesetzen der Natur verfallen, so darf man nicht allzu sehr mit ihm rechten, um so weniger, als er vielleicht in einer Anwandlung von Erbarmen dies Wesen gerade jetzt der Welt entführt hat, um dem warmen, jeden Kummer mitfühlenden Herzen den Schmerz und die Trauer über den Verlust so vieler Landeskinder zu ersparen.

Aber die Art, in welcher die Presse — selbst in

belletriſtiſchen Blättern — ſich begnügt, aus dem Gothaſchen Kalender das Geburtsjahr, aus Brockhaus die Zahl der Stücke abzuſchreiben, um dieſer ſtatiſtiſchen Notiz eine Zeile des Bedauerns folgen zu laſſen, iſt denn doch für den ſchönen, ſegensreichen Lebenslauf eines der edelſten Weſen gar zu dürftig. Ich gehöre nicht zu denen, die ſchon auf der Treppe eines fürſtlichen Palais equilibriſtiſche Verrenkungen zu Bücklingen beginnen, ich greife ebenſowenig wie Gaudy,

„zur Leyer,
„So oft zur fürſtlichen Geburtstagsfeier
Erſchoſſen wird des Bürgers Morgenſchlaf."

Und vielleicht hat mir gerade dies die Huld ſo vieler wahrhaft fürſtlicher Perſonen und den perſönlichen Verkehr mit denſelben zugezogen, daß ich nicht die Zahl der ſie Langweilenden, im rechten Winkel ſchweigſam Erſterbenden vermehrt habe. Wenn ich, außerdem ein nichts weniger als zum Schriftſteller Berufener, es unternehme, die Aufmerkſamkeit des Leſers auf eine fürſtliche Perſönlichkeit zu lenken, ſo iſt dies der Drang des Herzens, iſt es gewiſſermaßen die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Dahingeſchiedene, die mich dazu veranlaßt.

Prinzeſſin Amalie war die Tochter des Herzogs Maximilian zu Sachſen, welcher 1830 zu Gunſten ſeines Sohnes Friedrich Auguſt auf die ſächſiſche Königskrone verzichtete und 183⁸ in Dresden ſtarb. Er hinterließ zwei Töchter: die Prinzeſſinnen Amalie und Marie (Großherzogin von Toscana), und zwei Söhne: König Fried-

rich August und den jetzt regierenden König Johann. Seine anderen Kinder waren, so viel ich weiß, vor ihm ins Grab gegangen. Ich habe vom Herzog Maximilian, den der Volksmund „Prinz Max“ nannte, nur noch die Erinnerung meiner früheſten Kinderjahre, aber ſein Bild ſteht lebhaft vor mir. Prinz Max war allgemein beliebt. Ich entſinne mich noch der Ehrfurcht und Liebe, mit welcher das Publikum ſtehen blieb, wenn er auf unſerer Straße, die nach ſeinem Palais führte, von weitem ſichtbar wurde. Wir Kinder liefen dann, ihn beläſtigend, nebenher, bis die Thüre des Palais hinter ihm zuſchlug. Er ſah es wohl kaum als Beläſtigung an, denn er ſchaute immer ſehr freundlich drein und ſprach uns nicht ſelten an. Es war viel Trauer, als er bald darauf ſtarb. Er trug ſich ſehr altmodiſch, — wenn ich nicht irre, puderte er ſein Haar, und ſeinen Hut trug er auf der Straße, wenigſtens ſo oft, als ich ihn ſah, unter dem Arme. Prinz Max hatte ſeinen Kindern eine ſo ausgezeichnete Erziehung gegeben, daß ſie faſt ſprüchwörtlich war. König Friedrich Auguſt hatte Ruf als Botaniker, König Johann hatte ihn als Juriſt und Schriftſteller. Prinzeſſin Amalie erhöhte die feine Bildung, welche ſie ihrer Erziehung verdankte, auf Reiſen, die ſie in Begleitung ihres Vaters und ihres Oheims, des nachmaligen Königs Anton, nach Spanien, Italien und Frankreich unternahm. War ihre geiſtige Bildung eine ſeltene, ſo ward dieſelbe von der Ausbildung ihres Herzens noch überboten.

Prinzeß Amalie war nicht ein durch einzelne hervorragende Tugenden ausgezeichnetes Weſen; in ihr vereinigten ſich alle Tugenden, welche nur irgend ein Frauenbild ſchmücken können, in höchſter Vollkommenheit. Der Adel ihrer Seele, die Tiefe des Gemüths, ihre Herzensgüte, ihre warme Fürſprache für Alle, denen Gelegenheit fehlte, ihr Talent, ihre Begabung zur Geltung zu bringen, die Milde in der Beurtheilung nicht gänzlich vorwurfsfreier Handlungen (bei eigener höchſter Sittenreinheit), ihr Wohlthätigkeitsſinn, ihre ächte, aller Bigotterie bare Frömmigkeit machte die Prinzeſſin zu einem Vorbild, das um ſo erfolgreicher wirkte, weil es durch die hohe Lebensſtellung überall ſichtbar war.

Ich habe die Prinzeſſin ein einziges Mal geſprochen, aber ich kann kaum beſchreiben, welchen Eindruck mir dieſe Begegnung hinterlaſſen hat. Im Jahre 1860 war ich Mitglied des Dresdener Hoftheaters und wurde von Teplitz aus aufgefordert, dort in zwei Wohlthätigkeitsvorſtellungen mitzuwirken. Wir gaben ein kleines Luſtſpiel, welchem die Oper Lucrezia Borgia folgte.

Frau (damals Fräulein) Lucca aus Prag ſang die Lucrezia, die zu früh dahingeſchiedene Adelheid Günther aus Breslau den Orſino. Tenoriſt Rudolph aus Dresden und Fecter aus Prag abwechſelnd den Genaro. Wenige Tage nach der Vorſtellung fand die Zuſammenkunft des Kaiſers von Oeſterreich mit dem Prinz-Regenten von Preußen (jetzigem Kaiſer Wilhelm) ſtatt. Ich

wurde aus meinem Hotel hinausgeworfen, denn alle Zimmer waren für dieſe Tage vorherbeſtellt.

Die Fürſtin Colloredo-Mannsfeld, welche die Wohlthätigkeits-Vorſtellung arrangirt hatte, hatte in ihrer unbegränzten Aufopferung für Verwundete denſelben die zweite Etage ihres Palais eingeräumt. Ein einziges Zimmer war noch frei, und als mir dies von der Fürſtin angeboten wurde, nahm ich es natürlich mit Dank an. Vom Kaiſer ab machten faſt alle Fremden von Diſtinction meiner gütigen Wirthin ihren Beſuch, und ich hatte Gelegenheit, eine Reihe intereſſanter Perſönlichkeiten zu ſehen — ihnen vorgeſtellt zu werden. Als ein Bekannter gegen mich ſeinen Neid hierüber äußerte, erwiderte ich: „Gewiß iſts intereſſant, aber gerade eine Perſönlichkeit, die ich ſo ſehr hoch verehre, iſt für mich unzugänglich: Prinzeſſin Amalie. Zum erſten Male bedauere ich, kein Graf zu ſein, ich könnte mich dann melden laſſen, ohne zudringlich zu ſein.“ Am anderen Tage kam der Betreffende, deſſen Gattin bei der Prinzeſſin angeſtellt war, mir mit den Worten entgegen: „Die Prinzeſſin freut ſich, Sie kennen zu lernen, und erwartet Sie heute Mittag.“ Teplitz mit ſeinen Schönheiten, ſeinen intereſſanten Perſönlichkeiten und meinen kleinen Erlebniſſen wird mir ſtets eine liebe Erinnerung, die Viertelſtunde bei der Prinzeſſin unvergeßlich bleiben. Natürlich war eine genaue Bekanntſchaft oder vielmehr Vorkenntniß des Charakters, und der ſeltenen Eigen-

ſchaften der hohen Frau erforderlich, um den Zauber, den ſie auf mich übte, zu begreifen. Die kleine hagere Geſtalt, das eingefallene Geſicht, die kranken Augen, geſchützt durch eine entſtellende blaue Brille*), das rauhe Organ waren weder geeignet, zu imponiren, noch beſonders einzunehmen. Aber nach wenigen Minuten war man ſo ganz von dem Weſen der Prinzeſſin beſtrickt, daß man ſich die äußere Erſcheinung zu demſelben gar nicht mehr anders wünſchte. Der einfache Ton, der ſo warm vom Herzen kam, ging zum Herzen, die Art, wie ſie der Beſuche der beiden hohen Häupter — des Kaiſers und des Prinz-Regenten gedachte, war von ihr, die ſelbſt Fürſtin, ſo beſcheiden, jedes ihrer Worte athmete ſo viel, — ſo viel — ich finde kein anderes Wort, — ſo viel Güte, daß man unwillkürlich gefangen war. Etikettmäßig hätte ich ſchreiben müſſen „Gnade," aber das Wort Gnade paßte auf die Prinzeſſin und ihr ganzes Weſen nicht. „Gnädig" wollte ſie nicht ſein. Als ſie ſich bei mir für die „Aufmerkſamkeit," die ich ihr durch meinen Beſuch erwieſen, in den herzlichſten Worten bedankte, ſind mir faſt die Thränen in die Augen getreten und beim Heimweg konnte ich das Be-

*) Ein ernſtes Augenübel, welches gänzliches Erblinden fürchten ließ, wurde durch glückliche Operation des Prof. Coccius, bei welchem die Prinzeſſin ſich längere Zeit in Leipzig aufhielt, für immer gehoben — machte jedoch die größtmöglichſte Schonung der Sehwerkzeuge zur Pflicht.

dauern nicht unterdrücken, daß die verschiedenen Lebensstellungen einen öfteren Verkehr unmöglich machten.

Prinzeß Amalie hat ein albernes Vorurtheil zu Schanden gemacht, hat durch ihr Leben eine Lanze für einen ganzen Stand gebrochen, hat diesen Stand geadelt, für den die liebloſe Welt die höhnende Bezeichnung „alte Jungfer" erfunden, und den der ſonſt ſo frivole Kotzebue mit dem weit poetiſcheren Namen „Stand der Unvermählten" bezeichnet hat.

Aber auch als dramatiſche Schriftſtellerin darf ſie nicht unterſchätzt, ihr die allerehrenvollſte Erwähnung nicht verſagt werden. Die Schaubühne, welche die Aufgabe hat, die Werke ihrer Claſſiker in höchſter Vollendung zur Anſchauung zu bringen, hat auch die Aufgabe, ſie keineswegs zur Alltagsſpeiſe, ſondern zum Feſtgenuß zu machen. Die Bühne braucht deshalb Abwechslung, ſie braucht Stücke für den Hausbedarf, und ſolche Koſt boten die Stücke der Prinzeſſin im alleredelſten Sinne, ja die Dichterin hat redlich dazu beigetragen, die Würde der Bühne, welche letztere nach Schiller eine moraliſche Anſtalt ſein ſoll, zu erhöhen. Ihr erſter Verſuch war „Der Krönungstag", welcher im Jahre 1829 erſchien und zum erſten Male auf dem Gartentheater in Pillnitz aufgeführt wurde. Dann folgte 1830 ein morgenländiſch-phantaſtiſches Vers-Spiel: „Metru", bis das 1833 erſchienene vieractige Schauſpiel „Lüge und Wahrheit" die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf ſich zog und

man den neuen Erzeugnissen des „Verfassers von Lüge und Wahrheit" von nun an mit Freuden entgegensah. Auf dieses überall mit großem Beifall aufgenommene Schauspiel folgten: „Die Braut aus der Residenz," „Der Oheim," „Die Fürstenbraut", „Der Landwirth," „Der Verlobungsring," „Der Zögling," „Vetter Heinrich," „Der Unentschlossene," „Der Majoratserbe," „Der Pflegevater," „Das Fräulein vom Lande," „Die Unbelesene," „Die Stieftochter," „Pflicht und Liebe," „Capitän Firnewald," „Die Heimkehr des Sohnes," „Die Folgen einer Gartenbeleuchtung," „Der Siegelring," „Der alte Herr," „Regine," „Ottfeld's Erben."

Auch Opern componirte die Prinzessin, zu welchen sie den Text selbst verfaßte. Weder diese Opern noch andere Compositionen, zu denen mehrere Kirchenstücke zu rechnen, sind über den Kreis der königlichen Familie hinausgedrungen, und nur eine einzige Operette: „Die Siegesfahne" ist in den dreißiger Jahren auf dem Dresdener Hoftheater gegeben worden. Dagegen kamen die meisten ihrer Bühnenstücke mit großem Beifall zur Aufführung; mehrere derselben: „Der Landwirth", „Der Oheim," „Der Majoratserbe," „Die Braut aus der Residenz," „Die Fürstenbraut" haben sich bis auf den heutigen Tag als Repertoirestücke erhalten. Keineswegs sind diese Dramen protectionsmäßig aufgedrängt worden. Die Prinzessin schrieb ihre beiden ersten Stücke unter dem — wie die freie Presse sagt: „kindlich

trivialen" Namen „Amalie Heiter" und sandte „Lüge und Wahrheit" dem Berliner Hoftheater anonym ein. Erst nach dem günstigen Erfolg erfuhr man, daß eine Prinzessin die Verfasserin. Stücke, die in Dresden nicht dauernd gefielen, sind gar nicht versandt worden, und wie leicht wäre es der Dichterin, oder vielmehr der „Prinzessin" geworden, die Aufführung an allen Hoftheatern zu erlangen, Scenen aus denselben in alle möglichen illustrirten Blätter zu bringen und den größten Lob-Qualm um dieselben räuchern zu lassen. Emil Devrient hat viel dazu beigetragen, die Stücke durch seine unvergleichlichen Leistungen in Deutschland populär zu machen; viele derselben haben aber überall und fast in jeder Darstellungsweise gefallen, weil die Verfasserin mit seltener Kunst verstand, die Hauptrollen so interessant und dankbar zu schreiben, daß sie Lieblingsrollen bedeutender und unbedeutender Schauspieler wurden. Ich habe die Stücke so oft gesehen, — „umgebracht", wie es in der Theatersprache heißt, hat sie Niemand. Ich sah den Landwirth, den frischen gemüthreichen Oekonomen wie einen Großknecht spielen, den Majoratserben, den vornehmen, edlen, nur etwas linkischen Cavalier als tölpelhaften Flegel — applaudirt wurden sie doch. Ich selbst habe davon in der Zeit meiner Anfängerschaft profitirt. Ich habe während meiner Carrière nur an vier Theatern Engagement gehabt, — zwei davon hat mir der Landwirth erobert, indem er,

über die Stümperhaftigkeit der Anfängerschaft täuschend, mir das Engagement sicherte, in welchem ich später Gelegenheit suchte, durch andere Leistungen den übereilten Schritt des Intendanten wieder gut zu machen. Dies hat mir ein Gefühl der Dankbarkeit für die Verfasserin eingeflößt, das nie in mir erlöschen wird. Der ganze Charakter der Prinzessin zeigt sich übrigens in ihren Stücken. In ihnen tritt das Talent der dünkelhaften Unfähigkeit, die reine, unverdorbene Natur der Verbildung und Ueberhebung entgegen und der Sieg ist stets auf Seite der Unterdrückten. Neben der sinnigen Anlage, der feinen Ausarbeitung ist's aber der sittliche Kern, die Tendenz, welche diese Stücke vierzig Jahre lebensfähig erhalten haben und ferner erhalten werden. Die Verfasserin hat nicht wenig dazu beigetragen, der Fluth jammervoller Uebersetzungen, welche schon damals anfingen, den Grund zu der heutigen Demi-Monde-Comödie zu legen, einen Damm entgegenzusetzen, und dies Verdienst ist kein kleines. Ihre Stücke sind durch und durch deutsch und keine Literatur-Geschichte sollte der bescheidenen Dichterin einen ehrenvollen Platz verweigern.

Wie bescheiden diese Dichterin, mag daraus hervorgehen, daß selbst in Dresden, wo es doch nur eines einzigen Wortes bedurfte, sich bevorzugen zu lassen, von Seite der Prinzessin niemals etwas für ihre Stücke geschehen ist — im Gegentheil, sie ist als Dichterin rücksichtslos, fast ungezogen von der Leitung behandelt wor-

den, obgleich das Publikum sich an ihren Dramen gern erfreute. Emil Devrient vermehrte bei seinem langsamen Uebergang in ein älteres Fach sein Repertoire um eine Glanzrolle durch den „Oheim“ und zu einer Festvorstellung hatte der vorige Intendant „Die Fürstenbraut“ mit Pauline Ulrich aufführen lassen, welche in der Titelrolle eine ihrer feinsten Leistungen im Gebiete distinguirter Damen gab. Diesen beiden Stücken ward die Bevorzugung zu Theil, für besondere Feierlichkeiten neu einstudirt zu werden — alle übrigen wurden seit Jahren mit größter Rücksichtslosigkeit als Lückenbüßer behandelt und nur dann gegeben, wenn Gäste darin aufzutreten wünschten oder wenn die Regie in der Verzweiflung nach dem ersten Besten griff.

Wenn man — um noch ein Wort über das Privatleben hinzuzufügen — von den Wohlthaten, welche Prinzessin Amalie Dürftigen zu Theil werden ließ, auf ihre Besitzthümer schließen wollte, müßte sie reich gewesen sein; dem ist nicht so. Nur durch ihre einfache Lebensweise, den Verzicht auf jeden Prunk war es ihr möglich, so viele Wohlthaten auszuüben, so viel Elend zu lindern. Noch kurz vor ihrem Tode bethätigte sie ihre Herzensgüte durch eine so reiche Gabe für die Verwundeten, daß sie zu denen Anderer in gar keinem Verhältniß stand. Die Thränen, die sie im Leben getrocknet, fließen nun an ihrem Grabe. Wäre ich berechtigt, Lorbeerkränze zu vertheilen, den schönsten hätte ich dieser Fürstin geweiht

— ſo aber darf ich mir nur geſtatten, dieſe Worte der Erinnerung als beſcheidene Blumen an den Stufen ihres Sarges niederzulegen.

Hannover, October 1870.

Karl Sontag.

Im Auguſt 1862 verbreitete ſich das Gerücht, der erſte Held des Hannoverſchen Hoftheaters: Herr Liebe ſei durchgangen. Ich ſchrieb nach Hannover und bot mich als Gaſt bis zur Beſetzung der Stelle an. Abſchlägliche Antwort! Man wiſſe nichts von einem Abgang Liebe's. Zwei Tage darauf erhielt ich das gewünſchte Gaſtſpiel durch Theateragent Entſch.

Wunderbarer Geſchäftsgang!

Ich kam alſo am 12. September 1862 zum erſten Male nach Hannover, wenigſtens ſo gut, wie zum erſten Male. 1849 hatte mir der Director Perglaß in einer Zechgeſellſchaft in Dresden Engagement angeboten. Der Tag meines Auftretens wurde beſtimmt und zur feſtgeſetzten Stunde kam ich zur Probe in Hannover an.

„Ach, Sie kommen jetzt ſchon?" fragte der Intendant.

„„Wie Sie gewünſcht!""

„Ja — ja — von den Stücken, in denen Sie ſpielen wollten: Forſthaus oder Wallenſtein kann Morgen keins ſein. In der Woche wird überhaupt kein Tag zu Proben übrig bleiben, wir geben die Oper „Kabale und

Liebe“ (Luise Miller) von Verdi — ja — ja diese Woche nicht — holen Sie sich doch in acht Tagen Bescheid!“

„„Euer —! (ich weiß nicht mehr, wie der Herr titulirt wurde) Euer — wissen ja, daß ich nur zwei Tage Urlaub habe.““

Intendant und Perglaß zuckten die Achseln.

„Spielen Sie doch heute“ meinte der Intendant, „Wir geben heute das Fest der Handwerker; spielen Sie doch eine Rolle darin.“

Empört erwiderte ich in scheinbar bescheidenem Tone: „„Der alte Maurerpolier Kluck gehört allerdings auch in das Fach der Max Piccolomini's, aber ich habe ihn noch nie gespielt und außer dem Maurerpolier ist kein anderes Frauenzimmer im Stück.““

Perglaß biß sich auf die Lippen und der Intendant meinte: „Schade.“

Perglaß hatte offenbar vergessen mich zu benachrichtigen, daß die Zeit zum Gastspiel nicht gelegen. Es war ihm unangenehm, denn er war mir Dank schuldig. Stets hatte ich ihn in Dresden, wo er seine Ferien zubrachte, Abends, wenn er süßen Weines voll, mit meinen Collegen nach Hause geleitet und ihn vom tiefen Fall bewahrt — und das war keine kleine Arbeit, denn er war dort immer des süßen Weines voll.

Es war Perglaß auch sehr unangenehm, daß ich zufällig mit dem Intendanten zuerst gesprochen, den er

als gar nicht auf der Welt betrachtete. Hofcapellmeister Fiſcher erzählte mir ſpäter, daß oft auf dem Büreau die größte Aufregung wegen plötzlicher Abänderung herrſchte und in dem Moment der Intendant im Vorbeigehen an's Fenſter klopfte: „Liegt Etwas vor?“

„„Nicht das Geringſte!““ lächelte Perglaß und ließ ihn weiter ziehen.

Wüthend verließ ich das Büreau, verzichtete auf die Ehre, einem Inſtitut anzugehören, an dem ein ſolcher Geſchäftsgang, und beſchloß Abends wieder abzureiſen, um ſo mehr, als mein Vorgänger: Herr Landvogt mir auf der Treppe begegnet war; ein geradezu bildſchöner Menſch, mit geringelten Locken, als käme er friſch aus dem Friſeurladen. Alſo das directe Gegentheil von mir und ſchwer, ihn zu erſetzen. Abends ſaß ich auf der Bahn, und fuhr nach Dresden zurück, unterwegs bei jedem Groſchen und jedem Wagenſtoß der beiden Herren in Liebe gedenkend, denen ich das unnütz vergeudete Reiſegeld und die beläſtigende Durchſchüttlung meiner Glieder zu danken hatte.

Ich kam alſo eigentlich am 12. September 1862 zum erſten Male nach Hannover, nach einem Orte, von dem ich, nach den mir gemachten Schilderungen, niemals geglaubt hätte, daß ich ihn einſt lieben und mich in ihm heimiſch finden würde.

Die Stadt war bei meinem Einzuge ſo freundlich, ſich von ihrer ſchönſten Seite zu zeigen. Wer von

Paris nach Berlin fährt und die halbe Stunde Aufenthalt in Hannover benutzt, die nächste Umgebung des Bahnhofs zu betrachten und von dieser auf die ganze Stadt schließt, muß Hannover für eine der schönsten Städte halten. Der große Bahnhofsplatz mit seinen in Fächerform auslaufenden Straßen, die schönen stattlichen Häuser, meist Hôtels, die prächtige Ernst-August-Statue, deren Sockel nur zu klein, um vollständig zu imponiren, die grünen Rasenplätze mit den darin geschmackvoll arrangirten Blumenbeeten, die Springbrunnen — Alles zusammen bietet einen herrlichen Anblick. Dieser Anblick wurde noch erhöht durch einen heiteren Himmel, der an dem Tage nicht nur über Griechenland, sondern auch über Hannover recht herzlich und warm lachte. Es war Sonntag, die Wasser in Function, auf dem Bahnhof großes Leben und Treiben. Die Freitreppe voll glänzend uniformirter Herren. Der König verreiste, die Großwürdenträger und Generäle verabschiedeten sich von ihm. Die schönen Equipagen, die herrlichen Pferde des berühmten Marstalls, die blendenden Livrée'n, kurz, der Glanz imponirte mir nicht wenig. Nachmittag Fahrt nach Herrenhausen. Auch die berühmte große Fontaine sprang gleichfalls als sie mich sah. Die erste Vorstellung im Theater war: „Postillon von Lonjumeau." Von Spielopern hatte man in Dresden wenig Begriff. Frau Jauner-Krall war eigentlich die Einzige, die sie repräsentirt, denn die brillante Leistung von

Jenny Bürde-Ney als Frau Fluth ſtand ſehr vereinzelt in deren Repertoir.

Daß bei einer Spieloper in Deutſchland, ſo gut verhältnißmäßig auch in ihr geſpielt werden mag, der Dialog immer den Eindruck eines internationalen Congreſſes macht, iſt nun einmal bei unſeren verſchiedenen Dialecten, welche die Sänger am häufigſten aus Oeſterreich mitbringen, nicht zu vermeiden. Aber die Vorſtellung ſtand hoch über ähnlichen in Dresden und war in vieler Beziehung tadellos. Mit Dank erinnere ich mich an die Namen Derjenigen, denen ich den erſten Kunſtgenuß in der neuen Stadt zu danken hatte.

Asminde Ubrich — Madelaine,
Gunz — Poſtillon,
Haas — Marquis,
Düffke — Biju.

Gleichen Erfolg hatte bei mir eine zweite Vorſtellung „Flick und Flock“ mit Berend als Flick. In dieſer ſah ich nach Jahren Antonie Held wieder, die von dieſen Jahren eben ſo wenig Notiz genommen, wie die Jahre von ihr. Sie war unverändert dieſelbe. Als dritte Vorſtellung ſah ich drei kleine Sachen, von denen Göthe's „Geſchwiſter“ von den beiden Hauptrollen mangelhaft und anfängermäßig, das Luſtſpiel „Günſtige Vorzeichen“ von Fräulein Preßburg, den Herren Müller und Marcks vortrefflich, tadellos geſpielt wurde. Mit der kleinen Poſſe „Hermann und Dorothea,“ in ausgezeichneter

Weise durch Frau Gned und Fräulein Held, durch die Herren Berend, Marcks und Danielsonn besetzt, schloß der Abend in ergötzlichster Weise.

Dazu kam ein Publikum, ähnlich dem Wiens, das jeden Liebling empfing, jede Pointe aufnahm, jede Scene mit Beifall begleitete, kurz so südlich lebendig war, daß man mit fortgerissen wurde.

Sonderbar! In diesem Augenblick, da ich diese Erinnerungen aufzeichne, werde ich unterbrochen durch ein Schreiben, in welchem als Einlage ein Brief Carl Frenzel's. Eine Stelle des Briefes paßt hierher:

„Wie wenig läßt sich von der anziehendsten Lectüre auf eine Bühnenwirkung schließen. Wir lesen eben allein behaglich in unserem Zimmer. Im Theater sind wir ein Theil der Masse, den unberechenbarsten Einwirkungen ausgesetzt."

Unendlich wahr! Mit einem kalten Publikum erkaltet man in guter Vorstellung, mit einem begeisterten erhebt man sich. Das Hannoversche Publikum war damals im Stande, den Kältesten mit fortzureißen.

Meine erste Rolle war Havelin in „Der Fabrikant", dazu Zollinspector Spürlein in „Immer zu Hause." Ich gefiel im ersten Stück, wurde mit Marie Niemann-Seebach und Carl Devrient nach dem zweiten Act zweimal, am Schluß dreimal gerufen. Eben so guten Erfolg in „Immer zu Hause." Letzteres Stückchen gab mir Gelegenheit einen kleinen, wenig erfreulichen Einblick in das

Getriebe der Bühne zu thun. Man hatte mir geſchrieben, daß mein Wunſch, in dem kleinen Stückchen aufzutreten, nicht zu erfüllen ſei, da Frau von Bärndorff ſich weigere, die Rolle der Frau Strömer zu ſpielen. Ich begriff nicht, wie man eine Dame ihrer Stellung mit der Nebenrolle beläſtigen konnte. Ich machte der Direction begreiflich, daß mir eine nett ausſehende Dame, die im Beſitz eines anſtändigen Kleides, genügend ſei. Als ich ankam, entſchuldigte ſich Frau von Bärndorff, daß ſie meinen Wunſch, die Rolle zu ſpielen, nicht habe erfüllen können, aber die Rolle der Eugenie im Fabrikanten ſei auch die ihrige und die habe man Frau Seebach gegeben.

Meinen Wunſch!?!

Alſo auch dies Theater arbeitet in kleinen Lügen! Dann wirſt Du Dir mit Deinem Mundwerk wohl bald den Hals brechen!

Meine zweite Rolle war Poſa mit anſtändigem Erfolg. Vernünftiger Weiſe bemißt man ſeine Erfolge nach denen der Anderen, und bringt ſtets die Geſammtſtimmung des Publikums am Abend in Rechnung. Wenn Alles um mich herum bejubelt wird und ich allein gehe leer aus, ſo iſt's ein Fiasco; aber wenn am Abend keiner der bewährten Lieblinge mehr ausgezeichnet wird, als der Gaſt, ſo iſt's ein anſtändiger Erfolg. Dies war der Fall. Ich wurde nach meinen Hauptſcenen nur einmal, aber die Familie Philipp mit ihrer Hofdame auch nicht

öfter gerufen. Der König von Hannover wohnte der Vorstellung bei, rührte bei meinen Scenen keine Hand, was mir sehr unangenehm war, aber mich glücklicher Weise nicht entmuthigte, sondern anspornte.

Mein dritter Abend war: „Bürgerlich und romantisch“ (Baron Ringelstern) mein vierter „Das letzte Mittel“ (Gluthen), in welcher Vorstellung ich ganz außerordentlich gefiel. Nach der dritten Rolle begannen Unterhandlungen. Man fragte mich, ob ich nicht geneigt sei, ins Engagement zu treten.

„Das kann ich nicht wegen meiner Mutter, die ich nicht verlassen will. Aber ich fülle Ihnen die Lücke von Woche zu Woche aus, bis Sie einen Helden gefunden haben.“

Wie in den Jahren meiner Kindheit so schrieb ich auch als Erwachsener, wenn ich von meiner Mutter getrennt war, alle Erlebnisse tagebuchartig nieder und unterrichtete sie denn auch von dem Antrag, den ich „zu ihrer Beruhigung“ nicht angenommen habe. Umgehend kam die dringende Bitte, ihn nicht auszuschlagen. Der „Dorfschauspieler“ hatte sie ganz entsetzlich verletzt, und sie war glücklich, daß mir, Denen gegenüber, die nach ihrer Meinung mich von Dresden fortgebissen, solch eine Genugthuung zu Theil wurde. Als man zum zweiten Male bei mir anfragte, ging ich auf die Unterhandlungen ein.

Am Hoftheater zu Hannover gab es damals für die

Neuengagirten keine Jahrescontracte, sondern wie an den kleinsten Stadttheaterchen: Saisoncontracte. Man sagte z. B. einem armen Teufel von Schauspieler: „Wir engagiren Dich von jetzt ab, also vom 1. September ab mit monatlich 50 Thaler.“ Natürlich meinte er, das mache im Jahre 600 Thaler. O nein! Der Contract ging dann nicht vom 1. September bis zum 1. September, sondern bis 1. Juni, bis zum Beginn der Ferien. Wurde dann der Contract erneuert, so begann derselbe am 1. Juni und wurde auf ein oder mehrere Jahre abgeschlossen. Ein solcher Contract wurde mir auch vorgelegt, mit für damalige Zeit ganz guter Gage, in der ich mich gegen Dresden sogar noch verbesserte, wenn sie auf zwölf Monate gelautet hätte. Aber ich sollte auf die üblichen neun Monate abschließen. Intendanturrath Uentze bemühte sich nun in stundenlanger, scherz- und ernsthafter Unterredung auseinander zu setzen, daß die drei fehlenden Monate nichts zu bedeuten hätten, indem der Contract bei Verlängerung am 1. Juni anfinge und demnach keine Lücke entstände.

„Und wenn er auf zwanzig Jahre erneuert wird, einmal kommt das Ende doch und dann fehlen die drei Monate. Mich brauchen Sie jetzt wie das liebe Brot, und ich, Herr Uentze, räche die armen Teufel, die sich in der Noth das bieten lassen mußten.“

Die zauberhafte Ueberredungskunst Uentze's prallte ab an meiner „bocklebernen Seele“, und da mir das

bisherige Verfahren als „Princip“ bezeichnet wurde, von dem nicht abgegangen werden könne, so machte ich den Vorschlag, den Jahresgehalt, den ich verlangte, einfach in die Monate der Saison zu vertheilen, und sich das Recht vorzubehalten, mich jeden Monat kündigen zu können, ohne mir das gleiche Recht einzuräumen.

Ich trat ein.

Der Intendant, Graf Platen, begrüßte mich am Abend meiner vierten Gastrolle mit der Anrede: „Mein theurer Sontag!“ Der Erfolg dieses vierten Abends war ein brillanter, und so waren Intendant, Director und Publikum mit der Acquisition zufrieden. Am 1. October sollte ich eintreten, vorher fand noch eine Wiederholung meines ersten Gastabends statt, welcher der König beiwohnte, und mächtig applaudirte. Repertoirveränderung machte außerdem noch eine Aufführung des „Kaufmann von Venedig“ wünschenswerth, und man fragte mich, ob ich gegen ein Spielhonorar geneigt sei, mein Engagement mit dem Bassanio anzutreten. „Mehr als zehn Thaler ist mir Bassanio nicht werth“ schacherte Graf Platen. „Meiner gewiß nicht!“ antwortete ich, und schlug ein.

Meine folgende Rolle war Advokat Weiß in dem kleinen Lustspiele „Dir wie mir.“ Bei meinem Auftreten wurde ich empfangen von einem Einzigen, der zwar sitzen blieb, dem Niemand folgte, der mir aber durch seinen „einstimmigen“ Beifall zeigte, daß ihm mein

Engagement willkommen, der mich trotz Sitzenbleibens nicht compromittirte, da er nicht in den Verdacht der Bestechlichkeit kommen konnte, und der mir als Claqueur treu blieb bis zur letzten Rolle, welche ich das Glück hatte, vor ihm spielen zu dürfen.

Dieser Claqueur war **Georg V., König von Hannover!**

Ich war für das Fach des ersten Helden im Trauerspiel und das des ersten Liebhabers und Bonvivants im Lustspiel eingetreten. Ersteres Fach übernahm ich nur bedingungsweise, mit der Bitte, alle großen anstrengenden Parthien zu vermeiden, in dieser Weise durch die Saison hindurch zu laviren, und mich hauptsächlich im Lustspiel zu beschäftigen. Schon damals hatte ich die Absicht, mich dem heiteren Fach vorzugsweise zu widmen. „Faust" und „Carl Moor" waren die Rollen, auf welche die Intendanz von vornherein verzichten mußte, aber Orest (Iphigenie), Andrei Druschkim (Marfa), Leicester (Maria Stuart), Dunois (Jungfrau von Orleans), Beaumarchais (Clavigo), Heinrich Perßy (Heinrich IV.), Marquis Posa, Tempelherr (Nathan) ꝛc. ꝛc. spielte ich und zwar mit dem üblichen Erfolge, die diese Rollen mit sich bringen, in zwei Trauerspiel-Novitäten: „Die deutschen Comödianten" von Mosenthal und „Der Wilderer" von Gerstäcker mit ganz außerordentlichem Beifall. Im Lustspiel hatte ich im ersten Jahre ebenfalls viele freundliche Abende zu verzeichnen, da eine Reihe von Novitäten es mir erleich-

terte, in der Gunst des Publikums Fortschritte zu machen. „Der Gesandtschafts-Attaché“ nimmt unter diesen die erste Stelle ein.

So verging das erste Jahr höchst angenehm. Ich befestigte mich in der Gunst des Publikums, da Graf Platen, Director Rottmeyer und Regisseur Marcks mir in jeder Weise liebenswürdig entgegenkamen, und mich in Bezug auf Rollen — in ihrem eigenen Interesse, wie in dem meinigen — so gut als möglich zu stellen suchten.

Besonders freundlich stellte sich Graf Platen zu mir, in dem ich eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernte — mir unendlich sympathisch, da Ironie ein Hauptzug seines Wesens und der Graf für jeden Scherz empfänglich war. Zu Scherzen auf der Bühne forderte er selbst heraus, und wenn der Theaterdiener bei mir anklopfte, um eine Abänderung der Vorstellung anzusagen, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß der nächste Klopfer mein Intendant war, der mich ersuchte, auf die Unsicherheit des Repertoirs einen beißenden Scherz zu machen. „Wenn sie lachen, schimpfen sie nicht“ dachte er, und hatte Recht.

Oft bat er auch, Privatscherze, die sich auf irgend einen Freund, oder auf ein Glied seiner Familie bezogen, anzubringen, und es war manchmal eine schwierige Aufgabe, die Anspielung zugleich in eine Form zu bringen, die auch dem Publikum eine Pointe bot.

Unterdeſſen hatte Herr Porth gaſtirt, war engagirt worden und meine Miſſion als Lückenbüßer war zu Ende. Aber man wünſchte mich auch ferner zu feſſeln; mit Freuden blieb ich, da mir Hannover gefiel und ich, ſchon im erſten Jahre in die verſchiedenſten Kreiſe eingeführt, Anregung aller Art im Privatleben fand.

Kammerherr von Wickede, Stallmeiſter des Großherzogs von Mecklenburg, welcher auf zwei Jahre nach Hannover geſandt war, um an der Reitſchule, die unter General Meyer und Major Schwebbe Weltruf genoß, ſeine Studien zu vollenden, wohnte in Britiſh Hôtel, und rieth mir, mich ebenfalls dort in Penſion zu geben. Ich befolgte ſeinen Rath und wurde ſein Wandnachbar. Die Table d'hôte beſtand, wie in Schwerin, in Gruppen. Die beiden Enden der langen Tafel waren von Hannoverſchen Stammgäſten beſetzt, die Mitte derſelben für Fremde frei gehalten. An der Ecke, an welcher die Geſellſchaft des Herrn von Wickede ſpeiſte, präſidirte Landdroſt Nieper den Stammgäſten; Geheimer Finanzrath Brüel, Geheimrath von Alten, Vice-Intendant Obriſt Meyer, Obergerichtsrath Gropp und Major Gropp. Fremde von Diſtinction, meiſtens Bekannte der Stammgäſte nahmen an dieſer Ecke Platz. In der Zeit fand ein Miniſterwechſel ſtatt, und die neu ernannten Miniſter, die Excellenzen Erxleben, Windthorſt, Bacmeiſter ſpeiſten längere Zeit dort, bis ſie ihre

Familien aus ihrem ehemaligen Wohnorte nach Hannover führen konnten.

In diesen Kreis wurde ich freundlich aufgenommen, und die Stunden von vier bis sechs Uhr — um vier Uhr begann die Table d'hôte und vor sechs durfte sich Niemand entfernen — gehörten zu den anregendsten des ganzen Tages.

Das Ministerium wechselte damals oft, und eines Tages kam Minister Windthorst zu Tisch und erzählte eine eben erlebte niedliche Begebenheit. Sie — ich meine die Excellenz — hatte eine Wohnung gemiethet, und als sie mit der Vermietherin einig, ihren Namen genannt. „Dann bitte ich um Entschuldigung, wenn Sie ein Herr Minister sind, kann ich Ihnen die Wohnung nicht vermiethen; ich kann nicht alle Jahre in meinem Hause mit den Partheien wechseln!"

Ich blieb also in Hannover! Ich blieb gern, denn ich war in dem einen Jahre bereits heimisch geworden.

Daß ich, trotz abermaliger schmerzlicher Trennung von meiner Mutter mich in der neuen Stadt heimisch fühlte, dazu haben zwei Familien wesentlich beigetragen. In erster Reihe steht die Familie Heine, deren Chef, zugleich Chef der Firma Joh. Christian Heine, ich mit seiner Gattin in Carlsbad kennen lernte, und die mir bei meiner Ankunft in Hannover ihr Haus in freund-

schaftlichster Weise öffneten. Das Haus Heine hat mit dem früher berührten des Geheimen Raths Prosch in Schwerin eine so große Aehnlichkeit, daß ich eigentlich nur auf jenes hinzuweisen brauchte. So oft auch in dem gastfreien Hause im Laufe der Woche kleinere oder größere freundschaftliche Vereinigungen stattfinden, jeden Sonntag Nachmittag treffen sich alle Bekannten des Hauses, näher oder ferner stehende, und nicht selten kommt es vor, daß die weiten Räume des Hauses uns kaum zu fassen vermögen und es für Wirth und Wirthin eine Aufgabe ist, mit jedem der Ankommenden wenigstens in kurze Berührung zu kommen; eine Aufgabe, die von dem liebenswürdigen Paar in glücklichster Weise gelöst wird.

Nach dem Theater versammelt sich dann wieder ein kleiner Kreis, wie denn jedem im Hause Befreundeten nicht nur zu bestimmten Stunden, sondern zu jeder und aller Zeit das gastfreie Haus offen steht.

Die zweite Familie war die meiner Collegin Caggiati, welche sich den Sonnabend, — den glücklichen schönen Tag, an welchem zu damaliger Zeit keine Theatervorstellung stattfand — zum jour fixe erkoren hatte. Caggiati und seine Gattin versammelten einen Kreis von Collegen um sich, die einen gewissen Stamm der Sonnabends-Abende bildeten, zu denen sich aber auch von Zeit Fernstehendere gesellten, dem bekannten Kreise neue Anregung bringend.

Lustig gings in demselben zu, schon dadurch, daß das Naturel der einzelnen Stammfreunde ein ganz verschiedenes, und demnach die nicht selten eintretende Meinungsverschiedenheit, die sich selbstverständlich in freundlichst humoristischen Gränzen hielt, eine stete Lebhaftigkeit der Unterhaltung aufrecht erhielt. Die Whisttische, um welche je vier Personen mit Karten in der Hand saßen, existirten nur scheinbar, denn die Spielenden wurden stets durch die lebhafte Unterhaltung von uns Anderen abgelenkt, und der Hausherr (der Einzige, der gern spielte), dankte manche verlorene Parthie der interessanten Unterhaltung seiner anderen Gäste.

Doris Caggiati trat im Frühjahr 1872, noch in der Fülle der Kraft, von der Bühne zurück und lebt auf ihrer Villa in Schandau in der sächsischen Schweiz — nachdem sie siebzehn Jahre der Hannoverschen Bühne angehört und eine lange Zeit hindurch die Oper ganz allein auf ihren Schultern getragen hat, bis durch Engagement von Fräulein Garthe die Intendanz „Theilung der Arbeit" vornahm. Doris Caggiati war, abgesehen von der glanzvollen Höhe, auch in Bezug auf die Dauerhaftigkeit ihrer Stimme ein Phänomen. Rebecca in Marschner's „Templer und Jüdin" ist ein Rolle, welcher alle Sopranistinnen, wenn nur irgend möglich, aus dem Wege gehen, und sie nur dann singen, wenn sie „brillant disponirt." Das machte die Caggiati zum Schatz für die Leitung, daß sie immer disponirt war und es klingt fast wie eine

Anecdote, wenn ich erzähle, daß eines Feiertags noch am Nachmittag „Templer und Jüdin“ eingeworfen wurde und die Caggiati die Vorstellung ruhig annahm, obgleich sie den Tag über die Nüsse ihres Weihnachtsbaumes nicht geschont hatte.

Für ihre Thätigkeit genießt sie nun aber auch ihre Pension!!! — Die „übliche“ Pension, wie sie früher in Hannover gezahlt, und nach 1866 beibehalten wurde, beträgt 400 Thlr.!! — Wohl der ehemaligen Collegin, daß sie aus eigner Villa die schönen Gegenden der sächsischen Schweiz betrachten kann, denn mit 400 Thlr. Pension kann man nicht einmal eines ruhigen Hungertodes sterben, da die Lebensmittel, welche man sich durch 400 Thlr. immer wieder verschaffen kann, den Pensionisten, wie ein geistreicher Beobachter einst sagte: „im Verhungern stören.“

Doch ich bin überzeugt, auch diese Verhältnisse ändern sich mit der Zeit und es treten die Pensionen des Hannoverschen Theaters mit denen von Berlin, die stets glänzend waren, in richtiges Verhältniß. Herr von Hülsen ist ja für seine Schauspieler stets in der fürsorglichsten Weise bei allen Gelegenheiten eingetreten und hat billigen Wünschen und Anforderungen niemals Gehör und Erfüllung versagt.

Ich blieb also, wie schon erwähnt, am Hoftheater und eine Stellung im Conversationsfach wurde mir

zugesichert; ich behielt nur die Verpflichtung, in den Trauerspielen, in denen zwei bedeutende Rollen, eine derselben zu übernehmen. Porth spielte Carlos, — ich Posa, im „Götz von Berlichingen" er Franz, — ich Weislingen, er Mortimer, — ich Leicester, er Max Piccolomini, — ich Schwedischen Hauptmann. Außerdem behielt er sein volles Fach der Helden, ich das meinige als Lustspielliebhaber. Aber plötzlich bestand er auf der Rolle des Posa und sie wurde ihm zugesagt. Sämmtliche Rollen wurden am Schluß jeder Saison eingefordert, aber man erhielt dieselben beim Beginn der Saison gewöhnlich wieder. Mir geschah die besondere Artigkeit, daß ich eines Tages, ohne daß man mich eines Wortes gewürdigt hätte, Herrn Porth als Posa auf dem Theaterzettel las. Es war eine pöbelhafte Rücksichtslosigkeit gegen mich, da ich noch gesprächsweise vor den Ferien dem Intendanten mitgetheilt, daß ich mir auf meine Kosten einen neuen Anzug zu Posa machen ließe. Aber bei dieser Rücksichtslosigkeit fand eine kleine Verrechnung statt. Es war meinem Collegen Porth nur darum zu thun, mir einige dankbare Rollen zu entreißen, die ich in dem Fach besaß, aber durchaus nicht seine Absicht, die Mortimers, Franz (im Götz) abzugeben. Selbstverständlich nahm ich bei neuer Austheilung die Leicester's und Weislingen's nicht mehr an, und der Darsteller des Posa erkaufte sich mit dieser dankbaren Rolle eine Reihe von undankbaren, die ich sonst ruhig weiter gespielt hätte. Dem Inten-

danken war das Zurückweisen von Parthien wie Leicester nicht angenehm, zumal einige Tage vorher Gräfin Platen geäußert, man könne „nichts Schöneres sehen," als die Scene zwischen Mortimer und Leicester von Porth und mir.

Mit der Abgabe dieser Rollen stieg ich ein für alle Mal aus dem Trauerspiel. Director Rottmayer war außer sich, denn er hatte mich kurze Zeit vor Abnahme des Posa breit geschlagen, in allen Trauerspielen mitzuspielen und ich hatte mich bereden lassen, diesen Reigen mit dem Herzog von Burgund in der Jungfrau von Orleans zu beginnen. Unter diesen Umständen gab er mir Recht, als ich ihm die Darstellung dieses „gepreßten Charakters" verweigerte.

Was mich der Entschluß, dem Fach zu entsagen, gekostet, ist kaum zu schildern. Der Beruf eines Lustspielschauspielers ist, dem Publikum gegenüber, ein reizender, schon deshalb, weil er den Beifall des Publikums doppelt einheimst. Wenn sich im Lustspiel am ganzen Abend keine Hand rührt, aber das Publikum fortwährend in der heitersten Stimmung bleibt, so ist der Schauspieler vollständig befriedigt. Am Burgtheater kommt das sehr oft vor. Gesellt sich nun noch der klatschende Beifall dazu, so empfängt er doppelt. Das ist der Abend des Lustspielschauspielers.

Aber beim ernsten Schauspieler ist der Morgen schon Hochgenuß. Sein Beruf verpflichtet ihn zu einer Beschäftigung, die sich der von der Last des Tages er-

müdete Laie als Erholung ersehnt. Er widmet seine Zeit dem Studium der größten Dichter aller Nationen. In Shakespeare, Schiller, Göthe, Lessing, Sophocles, Racine ꝛc. darf er sich vertiefen und wenn er gezwungen ist, sein sprödes Gedächtniß zu fortwährenden Wiederholungen zu zwingen, so erschließt sich ihm immer Neues und er steigt immer mehr in die Tiefen des Dichters hinab.

Und der Lustspielschauspieler? O Gott! Die Freytag's, Gutzkow's, Laube's, Bauernfeld's sind selten. Die Waare, die der Markt bringt, ist oft mörderlich flach und abgeschmackt, und selbst die so verdienstvollen Stücke von Benedix haben einen Dialog, den sich zwanzig bis dreißig Mal vorzukauen, Tortur ist. Die Gedanken wollen dann nach einiger Zeit nicht mehr beim Gegenstand bleiben, man zwingt sie, endlich geht es nicht mehr, man wirft wüthend die Rolle an die Wand, stürzt zum Bücherschrank, holt sich ein Buch, streckt sich auf dem Sopha und schwelgt in den Werken, die der Trauerspiel-Schauspieler berechtigt ist, als Berufsarbeit zu genießen. Beim Studium der Lustspielrollen muß man eben immer nur die Wirkung des Abends vor Augen haben, und an das Wort Göthe's denken, das er einem berühmten Darsteller humoristischer Rollen, der ihm vorgestellt wurde, entgegenrief: „Beneidenswerthes Loos, seinen Mitmenschen nur heitere Stunden zu bereiten!"

In meinem Talent ist ein Bruch. Meine Neigung, noch mehr mein Naturell weisen mich auf das Trauer-

ſpiel, mein Talent und Organ auf das Luſtſpiel. Die Rollen, die in der Mitte liegen, ſind meine beſten. So wie mir hochtragiſche Rollen nicht gelingen, ſo ſind mir ſprudelnd luſtige verſchloſſen. Rollen wie der Landwirth von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, der im erſten Act naiv erheitern, in den letzten rühren muß, ſpielt kein mir bekannter Schauſpieler, das kann ich mit einigem Selbſtbewußtſein ſagen, beſſer. Hauptſächlich trieb mich mein Organ aus dem Fach, ein Organ auf das ich bei großer phyſiſcher Anſtrengung nie ſicher bauen konnte. Und wer nicht unbedingt und unbehindert in allen ſchwungvollen Rollen „in's Geſchirr gehen kann," der ſoll davon laſſen. Sonderbar, die ſchönſten Abende meiner Carrière, die glänzendſten an Beifall habe ich dem Trauerſpiel zu danken. Hamlet, Taſſo und Uriel Acoſta galten in Schwerin, — allerdings im akuſtiſch kleinen Hauſe — für meine beſten Rollen. Ein Hervorruf am ganzen Abend war damals in Schwerin eine Auszeichnung. Uriel Acoſta brachte mir dieſelbe nicht nur nach jedem Act, nach dem vierten ſogar doppelt; ſeit Exiſtenz des Theaters noch nie bei einem engagirten Mitgliede dageweſen. Auch in Hannover habe ich niemals in einer Luſtſpielrolle auch nur annähernd den Beifall gefunden, den mir im erſten Jahre die zwei Trauerſpiele: „Wilderer" und „Deutſche Comödianten" im Verein mit Marie Niemann-Seebach brachten. Aber da ich nie wußte, ob das, niemals gebildete, Organ Klang und Ausdauer

haben würde, so saß ich an den Tagen großer Rollen auf meinem Zimmer, probirte ängstlich wie ein erster Tenorist fortwährend meine Töne, rief alle Minuten abwechselnd bald tief bald hoch: „Piep!“ und stand Abends eine Angst aus, die mir das Herz hörbar klopfen ließ. Meines Publikums doch schon sicher, stand ich eines Abends in Don Carlos neben Carl Devrient, der mich fragte, was mein Wesen plötzlich so veränderc?

„Angst!“

Er lachte hell auf: „Sie?!!“

Ich ließ ihn an's Herz fühlen.

„Das hätte ich,“ rief er, „nie geglaubt; lassen Sie, um Gotteswillen, das nie merken! Ob Sie im Lustspiel, ob im Trauerspiel spielen, Sie machen den Eindruck enormer Sicherheit, die sich dem Publikum als Behaglichkeit mittheilt. Dem kann nichts passiren, denkt man. Lassen Sie das Gegentheil Niemand merken.“

Aber ich mußte das Fach endlich aufgeben, weil ich es nicht ganz auszufüllen vermochte.

Als Gast habe ich manche der Rollen noch auf dem Repertoir, und bin ganz glücklich, da mir die Helden versagt sind, im anderen Fach mich mit Glück wieder in das höhere Drama hinein geschmuggelt zu haben. Nach Carl Devrient's Tode sind die Rollen des Carlos (Clavigo), Antonio (Tasso), Oranien (Egmont) in meine Hände

gekommen und gastirend habe ich mich als „Nathan“ mit Glück versucht.

Das zweite Jahr, oder vielmehr die zweite Saison in Hannover bestand in einer fortlaufenden Kette von Annehmlichkeiten, im Leben wie im Beruf, da namentlich im zweiten Jahre verschiedene Stücke, die für Hannover Novität waren, Lieblingsstücke wurden.

Fräul. Liebich, jetzt Frau Winkelmann, trat ihren, nach sehr beifälligem Gastspiel ratificirten Contract mit dem Lustspiel „die Frau im Hause“ an. „Feenhände“ waren neu mit Frau von Bärndorff und Frau Niemann-Seebach. Auf mein Ersuchen wurden „Plauderstunden,“ „Moderner Barbar“ und „Wartesalon“ dem Repertoir einverleibt. Warum sich gegen letzteres Lustspiel von Hugo Müller im Anfang die Bühnen so entsetzlich gesträubt haben, ist mir nie recht klar geworden. Mit Ausnahme von Dresden gab es kein Theater, und im vorigen Jahre bekam ich noch einen Brief von Bloch in Berlin, worin er sich bedankt für den Weg, den ich dem Stückchen gebahnt. Bei einem Gesammt-Gastspiel, das aus den Dresdener Mitgliedern Frl. Ulrich, Frl. Wolf, den Herren Dettmer, Winger und mir bestand, kam es zuerst durch Frl. Ulrich und mich in Hamburg zur Aufführung. Dann gaben wir es zum ersten Male in Berlin auf dem Victoriatheater, und auf Einladung Wallners spielten wir das Stückchen dann

auch noch zwei Mal im Wallnertheater. Ebenso führte ich es in Hannover und noch mancher anderen Stadt ein. Die Hoftheater von Wien und Berlin blieben ihm verschlossen, wenngleich meiner Ansicht nach mit einigen Milderungen des Dialogs die Aufführung möglich gewesen wäre.

Eine große Annehmlichkeit für uns Schauspieler war, daß die Regie flache Stücke, welche der Markt brachte und die bei der Aufführung zwar gefielen, aber keine nachhaltige Wirkung hoffen ließen, sofort vom Repertoir strich und uns niemals damit quälte, diese Stücke in Wiederholungen vor leerem Hause abzuspielen, oder etwa nach Jahren das Gedächtniß aufs Neue damit zu belästigen.

Eintagsfliegen wie: „Ein großer Redner," „Die Compromittirten", „Ein schlechter Mensch" stiegen nach zwei- bis dreimaliger Aufführung, die den Darstellern alle Ehren und dem Publikum flüchtiges Amüsement gebracht, in den Orkus hinab. Stücke wie: „Dem Schwiegersohn zur Last," „Man muß Rücksicht nehmen," „Mylord Cartouche", die einen succès d'estime errangen, erblickten das Licht der Lampen nicht zum zweiten Male.

In diesem Jahre wurden Ifflands „Mündel" neu einstudirt gegeben, und zwar mit gutem Erfolg, den wir hauptsächlich Director Rottmeyer zu danken hatten. Ich war früher in Dresden unter seiner Regie thätig gewesen, die, was Intentionen betrifft, vortrefflich, für die Mit-

glieder aber oft zu großer Pein wurde, da er am anderen Tage nie wußte, was er am vorigen arrangirt hatte, dann erſt lange ſtritt, um, wenn man ſeiner neuen Idee ſich gefügt, am dritten Tage aus ſeinem Buche zu erſehen, daß er im Unrecht, und nun wieder zum erſten Arrangement zurückzukehren. Er war damals in Dresden auch als Schauſpieler engagirt und als ſolcher in ſeinen Darſtellungen von einer ſeltenen Langweiligkeit geweſen. Hier in Hannover kam ich beim Einſtudiren der „Mündel“ und des „Wilderer“ zu der Ueberzeugung, daß er in jungen Jahren ein guter Schauſpieler geweſen ſein muß. Die fortwährenden Winke, die er gab, die hundertmaligen Unterbrechungen, zwar ſehr läſtig im Augenblick, waren belehrend, und ich danke den beſonderen Erfolg des Wilderer wie den in der kleinen Rolle des Philipp Brook hauptſächlich ihm. Ob Alles aus ihm ſelbſt kam, ob er das Stück in früherer Zeit von bedeutenden alten Meiſtern geſehen, weiß ich nicht, aber wenn in früheren Zeiten dergleichen Stücke ſo geſpielt wurden, wie er uns andeutete, dann begreife ich den Erfolg, und behaupte: Iffland würde heute noch, wenn auch nicht mit demſelben Beifall wie damals aber mit weit größerem als jetzt gegeben werden, denn von der Ausarbeitung und Vertiefung in die Rollen haben wir Jüngeren keinen Begriff. Man ſage, was man will — ich behaupte: *man hat früher beſſer geſpielt*. Man konnte es auch, weil damals noch nicht das tägliche Spielen eine verderbliche

Ueberlaſtung herbeigeführt hatte. Die Künſtler, die ich aus der ſogenannten „alten Zeit“ noch hier und da an kleineren Bühnen getroffen habe, überragen viele der vornehmen Herrn erſterer Bühnen. Einen Schauſpieler, wie den kürzlich verſtorbenen Berninger, der in Oldenburg mit mir Piepenbrink und Brömſer ſpielte, ſoll man unter der jüngeren Generation vergebens ſuchen, wenn er auch, als ich ihn kennen lernte, ſchon ziemlich ſtumpf war. Komiſch liebenswürdige Gravität iſt z. B. auf der jetzigen Bühne faſt gar nicht mehr zu finden. Ich kenne kein Theater in Deutſchland — Wien mit La Roche ausgenommen — das einem Bürgermeiſter Staar für die „Deutſchen Kleinſtädter“ von Kotzebue aufzuweiſen hätte, einen Kaiſer Altoum in „Turandot“. Eben ſo ſind die alten Chevaliers total ausgeſtorben. Wo iſt ein Schauſpieler, der den Grafen Balken in der „Schachmaſchine“ ſo ſpielt, daß man an die Möglichkeit dieſes vornehmen Schafskopfs glauben könnte? Wie ich ihn ſpielen ſah, würde eine ſolche Carricatur nicht über die Straße gehen können, ohne von den Straßenjungen verfolgt zu werden.

Emil Bürde iſt zu meinem Erſtaunen vielfach der entgegengeſetzten Meinung. Als ich vor ungefähr drei Wochen zum Schluß dieſes Buches gelangt war, wurde ich abermals zweifelhaft, ob ich damit hervortreten ſolle, oder nicht. Ich ſandte es an Bürde und bat um ſeine offene Meinung, deren ich mich von dieſem ehr-

lichen Freunde versichert halten konnte. Hätte er mir abgerathen, so wäre das Manuscript einfach in den Ofen gewandert. Das schmeichelhafte Urtheil Bürde's ermuthigte mich — und statt in den Ofen wanderte es, nachdem ich kleinem Tadel Gehör gegeben und Verschiedenes gestrichen hatte, zum Buchhändler.

Dem einzigen Vorwurf, den das Buch erfahren hat, kann ich aber nicht beistimmen. Ich darf aus verschiedenen Gründen den ganzen höchst interessanten Brief Bürde's nicht einschalten, aber die Stelle, welche sich auf meine vorher ausgesprochene Ansicht bezieht, möge hier Platz finden:

„Einen Widerspruch kann ich nicht umhin hervorzuheben. Auch Du klagst über den Verfall der deutschen Schauspielkunst. Zu meiner großen Freude strafen Dich aber Deine eigenen Aufzeichnungen Lügen. Nicht nur, daß Du selbst ein Beispiel von dem Gegentheil bietest, man erfährt auch aus Deinen Blättern von der Existenz einer außergewöhnlich großen Zahl vortrefflicher Schauspieler und Schauspielerinnen. Nach meiner festen Ueberzeugung bewegt sich für den, der das Wesentliche der germanischen Schauspielkunst ins Auge faßt, dieselbe seit ungefähr fünfzehn Jahren wieder in aufsteigender Linie. So wie die Masse der Schauspieler wieder anfängt, das zu befolgen, was Dir Eduard Devrient in Dresden so dringend empfahl: Dich zunächst aufs Lustspiel zu werfen und darin im Anfang nur Du selbst

ſein zu wollen, ſo hat die Schauſpielkunſt wieder einen feſten Boden unter ſich, und legt das Fundament, auf dem ſich dann auch ein edlerer Bau ſicher und dauerhaft erheben kann. Von der Mitte der dreißiger Jahre bis 1848 ſcheint mir die Periode des tiefſten Verfalls unſerer Schauſpielkunſt, die Zeit, in welcher z. B., mit Ausnahme Fichtner's, kein Liebhaber im Luſtſpiel natürlich ſprechen konnte, alle von dem declamatoriſchen Tone der ſogenannten idealen Schule angekränkelt waren, wo ich z. B. als neunzehnjähriger Menſch an erſten Theatern in großen Rollen außerordentlichen Beifall erringen konnte.

Tieck hat immer behauptet, nur die Bretterbude könne der deutſchen Schauſpielkunſt wieder auf die Beine helfen. Er hat auch darin Recht gehabt: ſo viel Schmutz die 1848 entſtandenen Sommer- und Vorſtadt-Theater auch gebracht haben, ſie zwangen zum natürlichen Grundton zurück, und die gemeine Natürlichkeit beginnt jetzt auf den beſſeren Theatern ſchon einer edleren Platz zu machen. Das Luſtſpiel iſt die Schule der Schauſpielkunſt, es muß die Grundlage des Repertoirs bilden, es zwingt auch den Tragödienſpieler zum Maßhalten, zur natürlichen Sprache.

Deine Natürlichkeit, die der Seebach, der Raabe, der Goßmann, der fein nüancirte Dialog Haaſes, der feine Luſtſpieldialog der Ulrich, die fließende Sprache Müllers, die Komik Helmerding's hätte man in den

vierziger Jahren an den großen Hoftheatern und Stadttheatern Norddeutschlands gar nicht zu würdigen gewußt. In den vierziger Jahren gesellte sich nun noch zu dem declamatorischen Ausgangspunkt das Hinausschleudern der politischen Phrase ins Parterre und verdarb vollends Alles."

Ich bleibe doch bei meiner Ansicht! Daß sich das Wesentliche der Schauspielkunst seit fünfzehn Jahren in aufsteigender Linie bewegt, bestreite ich nicht, als ich behaupte, daß unsere Theater-Ahnen vor fünfzig Jahren immer noch besser spielten, als wir heutigen. Was die Unnatur der Liebhaber damaliger Zeit betrifft, so unterschreibe ich Bürde's Ausspruch, aber auch nur für Norddeutschland."

Ludwig Löwe war doch der natürlichste Schauspieler, der zu denken war, und der gehörte der damaligen Zeit an. Seine wunderbare Natürlichkeit hat ja sogar zu einer unsterblichen Anecdote Anlaß gegeben, die heute noch erzählt wird. Ich habe den berühmten Berliner Schauspieler Krüger nie gesehen, aber alle, deren Urtheil mir Autorität, bezeichneten seine Leistungen als geschraubt und unwahr und behaupten, seine Beliebtheit habe er nebst den vielen guten Rollen, die er creiren durfte und in denen der Vergleich wegfiel, — der ganze Raupach wurde durch ihn eingeführt — seinem liebenswürdigen Auftreten im Privatleben zu danken.

Als nun Ludwig Löwe in Berlin gastirte, hatte er

in seinen Glanzrollen nur einen sogenannten Achtungserfolg. Seine Wahrheit und Natürlichkeit war in der Tragödie befremdend.

„Mein Jott!“ sagte eine Dame beim Verlassen des Theaters, „wenn der wieder spielt, jehe ich nich hin. Der kann mir auf Kriejern nich jefallen. Der spricht ja jrade wie die Menschen! Dazu brauche ich nich in's Theater zu jehen.“

Das spricht allerdings für Bürde, aber nur in Bezug auf Norddeutschland und seine Liebhaberspieler. Den Damen kann man den Vorwurf nicht machen, und ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß die rigorosesten Kritiker die bezaubernde Natürlichkeit von Caroline Bauer, die frappante Lebenswahrheit von Charlotte von Hagen gepriesen haben.

Schlechte Schauspieler hat's neben den Meistern immer gegeben, und neben den natürlichen Schauspielern der Jetztzeit gehen doch auch heute verdammt Viele auf Stelzen.

Daß Bürde seine Erfolge, die er als neunzehnjähriger Anfänger errang, als Beweis für die Schlechtigkeit der damaligen Theater anführt, ist mehr bescheiden, als wahr. Bürde war ein großes Talent, das man, ehe es auf Abwege gerieth, mit Freuden begrüßen mußte. Wäre Bürde auf irgend einer Insel vom Fürsten derselben als Hofsoloschauspieler engagirt worden, für solche

Stücke, in denen nur eine einzige Perſon auftritt, er wäre ein vorzüglicher Künſtler geworden. Ein Menſch von ſeinem Geiſt und ſeiner Beobachtungsgabe, hätte ſich einer ſcharfen Kritik unterworfen und ſeine Leiſtungen zum Beſten gefördert. Leider aber ſteckte ein Copirteufel und eine Beſcheidenheit in ihm, die Alles vernichteten. Alles, was er ſchön fand, machte er nach, (meiſtens ohne es ſelbſt zu wiſſen), weil ihm an Anderen Alles beſſer gefiel, als an ſich. Er copirte die Sprechweiſe Emil Devrients — ſpäter die Dawiſons; natürlich brachte er dieſe Sprechweiſe carricirt. Es iſt ein Jammer, daß er ſich nicht entſchließen konnte, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachſen war. Ich bin überzeugt, er ſelbſt hat keine Ahnung davon, aber es gab eine Zeit, wo er auf der Straße ſelbſt den wippend elaſtiſchen Gang Emil Devrients unwillkürlich copirte. Es flog ihm förmlich an. Mit Devrient hatte Bürde, wenn er auch lange nicht ſo ſchön war, in den Umriſſen des Geſichts, wie Körpers Aehnlichkeit. Zu dieſer jugendlichen Figur kam nun ein Organ, das, Tenorlage, neben dem friſcheſten Metallton eine koloſſale Ausdauer hatte. Dazu geſellten ſich Leidenſchaft und recht jugendliches Feuer. Was Wunder, daß er als neunzehnjähriger junger Mann in Rollen, in welchen dieſe Eigenſchaften domiren, Erfolge erzielte.

Nein, mein lieber Bürde, dieſe Erfolge haſt Du Deinen Mitteln, Deinem damals auf gerader Straße wandelnden Talente, nicht aber der ſchlechten Comödie

zu danken, die man Deiner Meinung nach um Dich herum spielte.

Ich habe Dich in verschiedenen Rollen gesehen, unter anderen als Beaumarchais im „Clavigo“. Es wird Dich wohl heute nicht beleidigen, da die Carrière hinter Dir liegt, aber ich kann wohl sagen, es hat mir selten Etwas so mißfallen wie der zweite Act von Dir. Der gequetschte Ton, fortwährend, nach irgend einem Vorbilde, die Zunge nach oben gedrückt, das Organ vom Anfang bis Ende der Erzählung in monotoner Höhe haltend, konnte geradezu nervös machen.

Aber der vierte Act!

In der leidenschaftlichen Scene vergaßest Du die neu angenommene Art zu sprechen, ließest Dich gehen und rissest durch Dein Feuer und Deine nie versagenden Mittel das Publikum und mich zu stürmischem Jubel hin. Du gingst, was in der Scene gerechtfertigt, aus Rand und Band und wenn man glaubte, nun müsse das Organ versiegen, kam noch eine überraschende Steigerung.

Dieser Act von Dir gehört zum hinreißendsten, was mir von der Bühne entgegen getreten ist.

Daß man doch keinen Gedanken unterdrücken kann! Statt mich in meiner Erzählung über Hannover vorwärts zu bewegen, correspondire ich munter mit Dir, mein lieber Bürde, über andere Dinge.

Diesmal warst Du also der türkische Kaiser; entschuldige, wenn ich mich zum Nachtwächter begebe.

Das Hannoverſche Hoftheater ſtand 1865 auf einer Höhe, von der man auswärts, trotz ſeines guten Rufes, doch keine Ahnung hatte, da verſchiedene hervorragende Mitglieder ſich nie in Gaſtſpielen verſucht haben. Aber einige der Sterne kannte die Welt.

Marie Niemann-Seebach ſtand im Zenith ihres Ruhmes.

Carl Devrient, trotz vorgerückter Jahre noch immer rüſtig. Komiker

Herr von Lehmann, längere Jahre von der Bühne fern, war wegen Mangels an landesüblicher Münze und auf Wunſch der königlichen Familie wieder eingetreten. Bei ſeinem Wiedereintritt nannte er ſich von Leman, und wies ſeine Abſtammung, glaube ich, vom lac leman nach.

Porth war ein vortrefflicher Heldenſpieler, der den Mangel an Genialität durch enormen Fleiß, durch ſchöne Erſcheinung, kräftig ausdauerndes Organ, klar auseinanderſetzende Sprechweiſe und Feuer erſetzte. Im Converſationsſtück war er unliebenswürdig, und wirkte um ſo abſtoßender, je mehr er das Beſtreben zeigte, liebenswürdig ſein zu wollen.

„Die Grazien ſind leider ausgeblieben."

Das ſchließt ihn jetzt in Dresden neben Dettmer, der bei allen Ausſchreitungen im Luſtſpiel Liebenswürdigkeit nicht vermiſſen läßt, von allen Rollen dieſes Genre's aus. Dettmers höhere Begabung, die Porth auch die Heldenrollen verrammt, hat ihn in das Fach der Väter getrieben,

in das er, bei dem Mangel an erſten Helden, meiner Anſicht nach, viel zu früh übergeht.

Im Leben mag er ein liebenswürdiger Menſch ſein — ich bedauere, ihn nicht von der Seite kennen gelernt zu haben. Ohne jeglichen Grund, denn wir kannten uns von unſerer Kindheit an, und ohne daß ich ihm je Etwas in den Weg gelegt, fing er an, ſich an mir zu reiben, und trug ſeine Gehäſſigkeit in unſer künſtleriſches Wirken hinein. Schimpfnamen, die er in ſcherzhafter Weiſe auf der Bühne an mich zu richten hatte, betonte er jedes Mal auffallend.

Ich mache mit meinen Feinden im Allgemeinen kurzen Proceß. Ich kann jede Grobheit, jede augenblickliche Gehäſſigkeit verzeihen, und freue mich, wenn Leute, die mir lieb und werth, auch die unüberlegten Heftigkeiten, die ich mir zu Schulden kommen laſſe, vergeſſen. Ja ich kann die pöbelhafteſte Rohheit vergeſſen, aber nie Seelengemeinheit. Die deren fähig ſind, löſche ich von der Tafel der Erinnerung. Ich gehe dann gleich zum Aeußerſten und ſtelle mich mit ihnen nicht einmal mehr auf den Grüßfuß, da Grüßen immer eine Bezeugung der Achtung iſt. Ich weiß gar nicht mehr, daß dieſe Leute da ſind, und bemerke nicht einmal, daß ſie ſich, wie z. B. Herr Porth mit mir ganz allein in Einer Garderobe ankleiden. Sie ſind eben Luft für mich. Aber als ich den Reibereien, trotz meiner Zurückhaltung, nicht entgehen konnte, Herr Porth mir ſogar in einer

Vorſtellung des „Doctor Wespe“ gefliſſentlich mein Spiel verdarb, machte ich in der Sache den kürzeſten Proceß. Ich ſchrieb die Angelegenheit meinem älteſten Bruder, der in Prag das Reſerve-Regiment Benedeck commandirte, und da dieſer den vorgehabten Entſchluß billigte, ſo ſchickte ich Herrn Porth als Cartelträger einen ehemaligen hannoverſchen Officier, d. h. einen Herrn mit dem Range eines Officiers: den Stabsarzt von Bülow und ließ ihn fordern. Leider wurde die Sache, ſonſt würde ich ſie hier nicht erwähnen, durch die Schuld des Geforderten bekannt, ſogar Stadtgeſpräch und nach einigen Verhandlungen mit ſeinem Cartelträger brachte mir letzterer eine ſchriftliche Erklärung des Herrn Porth, die dahin lautete, daß der Schreiber nie die Abſicht gehabt habe, mich zu beleidigen. Mit einem Blick gen Himmel und den ſcherzhaften Worten: „Laſſen Sie ihn laufen, Ehre iſt dabei nicht zu holen!“ übergab mir der Vermittler die Schrift. Ich befolgte den Rath des liebenswürdigen Cavaliers, der mir ſtets ein freundlicher Gönner war und hatte bis zum Abgange des Herrn Porth vollſtändig Ruhe.

Er war beliebt als Schauſpieler und das Theater hat viel an ihm verloren, aber er hätte gar zu gern die Rolle Niemann's geſpielt, und wäre für ſein Leben gern über alle Häupter weggeſchritten. Dazu mußte man aus anderem Holze geſchnitten, dazu mußte man eben Niemann ſein. Porth litt an verſetztem Ruhm und wird dies Leiden in Dresden neben Dettmer ſchwerlich losge-

worden sein, denn trotz mannigfach schöner Beschäftigung, die er im älteren Fach findet, sind Rollen wie Vater Tannenhof in Benedix: „Mathilde“ doch nicht als eine Begnadigung des Himmels anzusehen.

Freilich hat er im neuen Fach noch eine lange, lange Laufbahn vor sich, und wenn Riesenaufgaben, wie Shakespeare's „Lear“ schon jetzt in lobenswerther Weise gelöst werden, so können, bei dem enormen Fleiß Porth's dergleichen Rollen mit der Zeit vortrefflich von ihm werden, so weit es eben die Grenze seines Talentes zuläßt. Otto Banck, der den Leistungen Porth's stets die größte Aufmerksamkeit schenkt, und sie oft eingehender als die der Mitspieler bespricht, charakterisirt die Grenze von Porth's Talent und zugleich den Fleiß des Künstlers in äußerst treffender Weise, indem er wiederholt und besonders bei König Lear gern bestätigte, daß nicht nur dem Genie, sondern auch dem Mann „von tüchtiger, wenn auch einfacherer Begabung möglich ist, bedeutende Resultate zu erringen.“

Meiner Ansicht nach kann sich Dresden zu dem Uebergang des jungen Schauspielers, von dem es sicher noch im neuen Fach lange Jahre hindurch Nutzen ziehen wird, gratuliren — die Anschütze und Devrients giebts ja doch nicht mehr.

Frau Nina Gned war eine geniale Künstlerin im Fache der komischen Alten, die nicht nur Creszenz (Sonnwendhof), die alte Lotte (alte Schachtel), Gertrud

(Rose und Röschen) Madame Freude (die Unglücklichen) zu ergötzlichster wie rührendster Wirkung brachte, sondern auch kleinere Rollen, wie die Großmutter in „Hans Lange" das alte Weib im „Verschwender" meisterhaft spielte. Sie war früher Coloratursängerin von Bedeutung gewesen, und da sie ihre Stimme, die in den unteren Registern fast ganz verschwunden, in den höheren auffallend conservirt hatte, so waren durch ihre Kunstfertigkeit in Coloraturen und Trillern Rollen wie Marzelline in „Figaro's Hochzeit", die Tante in „Alle fürchten sich" wahre Cabinetsstücke. Ein Unglück war, daß Nina Gned keinen Applaus vertragen konnte; so wie ihr solcher massenhaft zu Theil wurde, ging sie aus Rand und Band und da er ihr fast immer überschwenglich zu Theil wurde, ging sie oft aus Rand und Band. Aber gram konnte man ihr nicht sein. Jeder Scherz war ihr erlaubt, jeder stand ihr aber auch. Es ist in Hannover verboten, dem Hervorruf bei offener Scene zu folgen und wird Uebertretung mit Geldstrafe geahndet. Nach der Arie in Figaro's Hochzeit wollte der Jubel nie ein Ende nehmen — da öffnet sich die Thür, man glaubt sie werde erscheinen, aber nur eine Spalte macht die Thür, man sieht den Arm von Nina Gned und eine Bewegung der Hand, die mit nicht zu verkennender Deutlichkeit sogar im Dialect die Worte „Is nich" andeutet. Natürlich war der Jubel nun um so größer.

Ein unheilbares Leiden riß diese Zierde unserer

Bühne im Jahre 1874 von unserer Seite. Ersetzt wird sie nie werden. Sehr wahr schrieb mir Laube einmal in meinen jüngeren Jahren in mein Album:

„Ein guter Schauspieler kann nie ersetzt werden, auch nicht durch einen, der eben so gut ist. Zwischen einem guten Schauspieler und dem Publikum besteht ein Liebesverhältniß. Die Liebe fragt nicht nach dem absoluten Werthe, sondern nach zusagenden Eigenschaften. Wenn der geliebte Gegenstand blond gewesen ist, so wird ihn zunächst ein brauner nicht ersetzen, auch wenn dieser braune schöner wäre, als der blonde gewesen ist.

Dies eine Bemerkung, welche die Ungeduld junger Schauspieler zügeln könnte, wenn dies überhaupt möglich ist.

Dresden, den 6. Juli 1858.

Laube."

Unser Regisseur Hermann Müller hat bei Gelegenheit des Jubiläums von Nina Gned einen kurzen Lebensabriß, wie bei ihrem Tod einen pietätvollen Nekrolog dem „Hannoverschen Tageblatt" übergeben, welcher die künstlerischen Eigenschaften der hochbegabten Frau in treffender Weise schildert.

Eine ganz besondere Freude machte mir das Zusammenwirken mit

Marie Niemann-Seebach,

das ſich in den letzten Jahren allerdings faſt nur auf Luſtſpiel bezog. Die kleinen einactigen Stücke: „Plauderſtunden," „Warteſalon" wurden Lieblingsſtücke. Wir ließen uns nicht an den üblichen drei Theaterproben genügen, ſondern machten fünf bis ſechs Vorproben im Hauſe, ſchon ſicher und feſt die Bühne betretend. Daß Marie Seebach eine der allerhervorragendſten Künſtlerinnen war, weiß die Welt, aber ſie war auch eine der beſcheidenſten, die von Jedem, der ihr vernünftigen Rath ertheilte, annahm, und ſich z. B. auf der Probe des „Wilderer" geduldig zwanzig Mal von Regiſſeur Rottmeyer unterbrechen und auf Dies und Jenes aufmerkſam machen ließ. Ich hatte die Stücke, welche hier als Novitäten gegeben wurden, oft geſpielt, und es war mir daher wünſchenswerth, ſie ganz in gewohnter Weiſe zur Aufführung zu bringen. Mit der größten Liebenswürdigkeit ging Frau Niemann auf meine Wünſche ein, brachte auch pikantes Neues, aber allerdings auch hin und wieder Nüancen, welche nicht ganz in das Stück paßten und die ihr nur mit großer Mühe und Noth auszureden waren. Aber dies gelang mir ſelbſt in ſolchen Stücken, in denen ich durch die neue Erfindung nicht zu leiden hatte.

Ich erinnere mich eines ſehr komiſchen Falls. Kaiſerin Eugénie hatte ſich auf ihren Spaziergängen eines Stockes bedient, namentlich im Badeort bei bergigen Parthien. Unſere Damen hatten Läuten aber nicht Schlagen gehört, und meinten, die Kaiſerin bediene ſich

dieſes Knüppels zu allen Tageszeiten. In der erſten Vorſtellung der „Feenhände“ erſchienen ſämmtliche Damen: Marquiſe von Mèneville, Herzogin Helene und Madame de Bernh mit Stöcken bewaffnet, obwohl ſie Alle im Stück in ihren Equipagen vorfahren. Frau von Bärndorff erhöhte den Effect noch dadurch, daß ſie in einem Stück, das in Frankreich ſpielt und in welchem demnach alſo angenommen wird, daß alle Menſchen Franzöſiſch ſprechen, ihren Stock mit den Worten befahl: „Mon canne!“ zugleich dem Publikum eine Probe ihrer Sprachkenntniß in die Hand drückend. Marie Niemann war eine zu geiſtvolle Frau, als daß ſie das Ungehörige des Stockes nicht hätte einſehen ſollen, aber ſie war ſo verbiſſen darauf, daß es erſt bei der zweiten Vorſtellung gelang, ihr den Stock abzubetteln.

Die kleinen oben erwähnten Stückchen wurden Lieblingsſtücke des Hofes und über die Aufführungen derſelben im Schloß Herrenhauſen werde ich ſpäter berichten.

Im Privatleben verkehrte ich wenig mit Marie Seebach. Das unruhige, zerſtreute, haſtige Weſen ließ es nie zu einem gemüthlichen Zuſammenſein kommen und ſo beſchränkte ſich der Verkehr denn auf unſere Proben im Hauſe, auf Einladungen, mit denen mich das Ehepaar Niemann hin und wieder erfreute, und den damit zuſammenhängenden üblichen Reconnaiſſance-Viſiten. Später hörte ich, daß ſie beim Abgange des Grafen Platen, obgleich ſie die Verhältniſſe ganz genau kannte, Parthei

gegen mich genommen, ſie, die dem Grafen in der öffentlichen Meinung mehr geſchadet, als irgend Jemand. Dies unmündige Benehmen empörte mich und ich ſtrich die Dame aus meinem Leben. Die Genüſſe, die mir Marie Seebach durch ihre Darſtellungen bereitet, die Freude und Ehre, die mir unſer Zuſammenwirken brachte, gehören aber zu den Lichtpunkten meiner Carrière.

Frau von Bärndorff

ſtand damals noch in der Blüthe ihrer Kraft und in der Gunſt des Publikums. Sie hatte vor Jahren am Berliner Hoftheater gaſtirt und gefallen. Die Kritik war ihr günſtig und Rötſcher ſchrieb beſondere Lobhymnen, die nur in ſofern etwas anrüchig waren, als dieſer, nie durch Geld, aber durch perſönliche Liebenswürdigkeit beſtechliche Mann, dieſelbe Würdigung den Leiſtungen einer Marie Seebach, eines Bogumil Dawiſon nicht zu Theil werden ließ. Er bewies bei Frau von Bärndorff die Wahrheit des Holtei'ſchen Wortes ſchlagend: „Man kann über jeden Schauſpieler zwei Kritiken ſchreiben — in der einen ihn in den Himmel heben, in der anderen ihn mit Füßen treten, und an keiner ſoll ein unwahres Wort ſein. Die eine Kritik hebt die Fehler hervor und verſchweigt die Vorzüge, die andere umgekehrt.“ Letzter Fall wurde angewandt von Rötſcher an Frau von Bärndorff. Abgeſehen von dieſem Gaſtſpiel, welches aber nicht zum Engagement führte, hatte ich nur gehört, daß ſie in Dresden und Wien ebenfalls ohne Enga-

gementserfolg gastirt, d. h. daß ihr allerdings nach dem Gastspiel Bedigungungen vorgelegt worden, Anstandshalber, jedoch solche, von denen man vorausgesetzt, daß sie sie zurückweisen müsse. Die Kunstgenossen, auf deren Urtheil ich etwas gebe, hatten stets ein sehr absprechendes Urtheil gefällt, und nur ihrer Garderobe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Plötzlich erhalte ich ein Telegramm von der Direction des Posener Stadttheaters mit der Anfrage, ob ich geneigt sei, die Fortsetzung des Gastspiels der Frau von Bärndorff zu ermöglichen, das durch die Krankheit des ersten Liebhabers gefährdet wäre. Ich sagte zu und spielte mit der Dame an den vier letzten Abenden ihres Gastspiels. Ich hielt die Leute, welche früher in so absprechender Weise über sie geurtheilt, geradezu für verrückt. Maria Stuart war allerdings hohl und oberflächlich, im letzten Act mit Kruzifix-Nuancen ausgeputzt, an die Schiller nicht gedacht hat, sonst würde er sie vorgeschrieben haben, aber Marlbourogh und Gräfin Autreval in „Frauenkampf" waren geradezu vortrefflich. Mit ganz anderen Begriffen ging ich von Posen fort, um so mehr, als mich die persönliche Liebenswürdigkeit der Dame sehr eingenommen hatte. Wir hatten im Hôtel Mylius mit der Kunstnovize: Fräulein Sänger, jetzige Frau Senger, (am Wiener Stadttheater genannt Boissier) die angenehmsten Stunden verlebt, und uns unsern Humor durch die erschreckend leeren, oder wie Friedrich Haase gesagt haben würde:

„verletzend leeren“ Häuſer, vor denen wir ſpielten, nicht trüben laſſen. Wie freute ich mich, als ich nach Hannover kam, auch mit dieſer Künſtlerin wirken zu können. Eine herbere Enttäuſchung habe ich nie erfahren, und es kam ſchließlich dahin, daß mir das Zuſammenwirken mit ihr zur Qual wurde. Frau von Bärndorff befand ſich am Hannoverſchen Theater in ganz falſcher Stellung. Wäre ſie für das Fach der Salondamen engagirt geweſen — ſie hätte dem Repertoir von unberechenbarem Nutzen ſein können und es wären durch ihre Mitwirkung, neben Marie Seebach, Vorſtellungen ſeltenſter Art erzielt worden. Ihre Geſtalt, ihre liebenswürdigen Geſichtszüge, kurz ihre Erſcheinung, ihr natürlicher Sprechton, ihr Humor hatten ſie recht eigentlich für ein beſtimmtes Fach geſchaffen und durch die genannten Eigenſchaften wurde ſogar der Mangel an Wärme oft ganz glücklich verdeckt. Aber die Intendanz hatte ihr — die Gründe beleuchte ich an anderer Stelle — *) ganz genau denſelben Contract gegeben, wie Marie Seebach und ſo hatte denn Hannover zwei erſte Liebhaberinnen mit gleichen Anſprüchen auf alle Rollen des Faches. Fräulein von Belle-Isle hätte bei uns eine vorzügliche Vorſtellung ſein können mit der Seebach als Gabriele und Bärndorff als Marquiſe. Laut Contract hatte aber Frau von Bärndorff ebenfalls Anſpruch auf die Titelrolle, und da es doch nicht möglich

*) Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

war, der imposanten Frau, der auch nicht ein Ton wahrer Empfindung zu Gebote stand, die kindlich unschuldige Gabriele zuzutheilen, sie sich aber weigerte, die Marquise zu spielen, so konnte das Stück nicht gegeben werden. Aus denselben Gründen mußten Novitäten, wie „Philippine Welser", die über alle Bühnen schritten, bei uns zurückgelegt werden. Waren die Rollen, auf welche beide Damen Anspruch hatten, beiden Individualitäten angemessen, so half man sich durch Alterniren. Einzelne Stücke wurden aber nur während des Urlaubs der anderen gegeben. Ich habe in den Jahren meines Engagements nicht ein einziges Mal den Petruchio mit Frau Niemann gespielt, da die „Widerspenstige" nur während ihres Urlaubs gegeben wurde. Umgekehrt geschah es so mit Maria Stuart.

Da, trotz großer persönlicher Voreingenommenheit für Frau von Bärndorff, Regisseur Marcks doch zu gerecht und zu klug war, ihr die jugendlichen Liebhaberinnen zuzutheilen, sie aber nur Salondamen allererster Qualität übernahm, mußte zur Rechtfertigung ihres Engagements ein anderes Feld eröffnet werden und wunderbarer Weise glaubte man dies in der höheren Tragödie gefunden zu haben. Iphigenie, Phädra, ꝛc. waren Rollen, zu denen die Künstlerin aber auch nichts als die Figur berechtigte, nicht einmal das weiche blonde Gesicht, noch weniger das weiche blonde Organ, das in Rollen wie Lady Macbeth auch nicht die geringste dämonische

Färbung zuließ. Geſicht, Spiel, Organ, Auffaſſung, alles war blond und oberflächlich. Anerkannte Meiſterwerke konnten ihren Credit durch verfehlte Leiſtungen nicht verlieren, neuere Stücke aber, wie das effectvolle: „Die Frau in Weiß", deſſen Erfolg eben nur von der Darſtellerin abhängt, ſtarben an ihr eines elenden Todes. Daß meine Beurtheilung keine ungerechte, bewies ihr Gaſtſpiel in Wien, wo ſie am Carltheater für das Senſationsſtück „Seraphine" (die Fömmlerin) gewonnen war, von dem man ſich mindeſtens dreißig bis vierzig Aufführungen verſprach. Director Anton Aſcher ſchrieb mir damals: „Frau von Bärndorff hatte ich feſt engagirt und nur nach ihrem unglücklichen Durchfall, in den ſie auch ein vorzügliches Stück: Seraphine mit hinabriß, mich durch Zahlung einer Monatsgage mit ihr abgefunden."

Daß man ihr übrigens damals zugemuthet, in Shakeſpeare's: „Was Ihr wollt" die Doppelrolle Viola-Sebaſtian zu ſpielen, war ein arger Mißgriff, zudem der Bau der Dame ihr in Männerrollen hinderlich war. — Der Mißgriff wurde hart gebüßt. Das Stück mußte, trotz ſonſtiger vortrefflicher Beſetzung, zurückgelegt werden, und iſt erſt durch die vorzügliche Darſtellung von Franziska Ellmenreich Repertoir- und Lieblingsſtück geworden.

Als Mitſpielerin war ſie unerträglich. Mit wenig Erfindungskraft begabt, hatte ſie ſich oft von Unberufenen auf Nüancen aufmerkſam machen laſſen, zu deren Aus-

führung sie ihres Mitspielers bedurfte, und zu denen ein einigermaßen denkender Mensch sich nicht entschließen konnte. That man es endlich, zog man sie z. B. in der „Widerspenstigen" auf ihren Wunsch bei den Worten: „Komm nun, ich führ' Dich in Dein Brautgemach!" mit den Fäusten an den Zöpfen in die Kammer, so war es, bei ihrer Unsicherheit des Memorirens, leicht möglich, daß sie Abends auch ihre eigene Nüance vergaß und viel zu früh abging.

In richtiger Verwendung hätte sie, wie schon gesagt, der Bühne von unbeschreiblichem Nutzen sein können, das heißt im beschränkten Fach; in diesem war sie der Bühne eine Zierde. Ob sie auch im Drama — mit Ausschluß höherer Tragödie — an leitender Hand hätte Bedeutendes leisten können, möchte ich nicht bezweifeln, denn sie hatte eine Rolle, die alle meine obigen Bemerkungen zu Schanden machte: Orsina in Emilia Galotti. Das war, bis auf die Mängel des Organs eine gute Rolle. Es war von allen, die ich von ihr sah, im ernsten Fach die einzige! — Jedenfalls Rötschers Werk.

Aber auch dieser Leistung versetzte sie einen Stoß durch eine haarsträubende geistlose Nüance, die man ähnlich geschmacklos nur durch längeres Studium herausbringen kann. Auf ihrem Kopf hatte sie quer durch die Poudre-Perrücke den Dolch als Kopfputz gesteckt, den sie später dem alten Galotti zu geben hat. Ist der Dolch scharf, dann schneidet er auch die Haare der Perrücke entzwei — ist

er ſtumpf, ſo kann Odrando ſeine unglückliche Tochter nicht ſchnell tödten, ſondern ihr höchſtens eine Rippe zerknacken. Auch Frau von Bärndorff ſollte durch eine unangenehme Sache „Luft“ für mich werden. Der Hof gab von Zeit zu Zeit Bälle im Theater, zu welchen, — namentlich zu den Maskenbällen — ein Theil des Perſonals befohlen wurde. Frau von Bärndorff wurde, aus welchen Gründen, weiß ich nicht, dieſe Auszeichnung nicht ein einziges Mal zu Theil; ſie kam überhaupt nie mit der Königlichen Familie in Berührung. An den Tagen dieſer Bälle verreiſte ſie dann, oder wenn ihr der Urlaub verſagt wurde, ſchickte ſie ein Krankheitsatteſt — ſpielte aber an dem Tage nie.

Aufgehetzt durch Dieſen oder Jenen ob der Kränkung, verlangte ſie ihre Entlaſſung.

Sie erhielt dieſelbe ſofort.

Das hatte ſie nicht erwartet; ſie ging ſogleich zum Intendanten, bat ihn, die Sache wieder in's Geleis zu bringen, da ſie einen mehrjährigen Contract und Penſion nicht verlieren könne. Der Intendant verſprach, Alles zu thun um den König zum Wiederengagement zu bewegen. Sie aber traute dem Intendanten nicht, ſchrieb ein wort- und ſchmeichelreiches Geſuch und fuhr ſelbſt mit ihrem Schreibebrief nach Herrenhauſen. Cabinets-Rath Lex trug Sr. Majeſtät die Angelegenheit vor und Georg V. ſagte die wenigen inhaltſchweren Worte: „Verzeihen iſt chriſtlich — ſie bleibe!“ Großer Jubel und aufrichtige

Dankbarkeit von Seiten der Erhörten. Als sie zum Intendanten ging, um ihn zu bitten, sich nicht zu bemühen, da sein und ihr Wunsch bereits erfüllt, war er so glücklich, daß er das Buch, welches er gerade in der Hand hatte, vor Freude auf die Erde warf, entzückt mit dem Fuße stampfte und ausrief: „Nun, dann sind Sie ja zufrieden.“

Als sie nach der Katastrophe zum ersten Male wieder auftrat, und zwar als Orsina, wurde sie empfangen; viele Bouquets und Kränze flogen ihr entgegen. Marinelli verschwand in der Thür, Orsina weinte, hob die Blumen auf und weinte wieder; endlich trat Marinelli wieder auf, die Scene und das Fest nahm seinen Fortgang.

In der „Dresdener Theaterzeitung“ erschien ein Artikel über den Vorfall, worin die Thränen als gemacht, die Kränze als besorgt bezeichnet wurden.

Man hatte Frau von Bärndorff die Mittheilung gemacht, eine ähnliche Aeußerung habe man von mir gehört, und brachte sie zu dem Verdacht, ich sei der Schreiber des Artikels gewesen. Es kam zur Erklärung und ich gab zu, daß ich, wie viele meiner Collegen, die Aeußerung gethan, daß es auch wirklich meine Ueberzeugung, das Arrangement des Abends sei von ihr, aber zwischen einer malitiösen Bemerkung und schädlichen Berichten in Zeitungen gegen eine Collegin sei ein himmelweiter Unterschied. Da in der letzten Nummer der Zeitung ich selbst sehr stark heruntergerissen war, so konnte kein

Vernünftiger im Ernſt glauben, ich ſtehe mit der Zeitung in Verbindung; es war eben nur geſuchter Anlaß, uns zuſammen zu hetzen. Mit anonymen Anfeindungen ſeiner Collegen kann ſich nur eine gemeine Seele beflecken, und da mir Frau von Bärndorff dieſe Gemeinheit zutraute, ſo war jeder Verkehr mit dieſer Dame von da ab für mich unmöglich.

Düffke war auch mit zum Schauſpiel zu nehmen. Liebling in der Oper durch ſeinen Bürgermeiſter von Saardam, Schulmeiſter Baculus im „Wildſchütz“ und faſt alle Rollen, die in das Buffofach gehören, wirkte er auch im Schauſpiel und brachte bedeutende Parthien, wie Parlaments-Rath Desperrières (Vicomte von Letorières), Pfundnagel (Schreckwirkungen) zu großer Wirkung.

Werkenthin kam unmittelbar nach dem erſten Abgang Lehmanns, und konnte ſich in deſſen Rollen durchaus keine Geltung verſchaffen. Werkenthin war ein vortrefflicher Epiſodenſpieler, aber nicht im Stande, ein Stück zu tragen. Seine übertreibende Art, welche in kleinen Rollen hinging, wirkte in großen, ausgedehnten abſtoßend. Er war im Anfang ſo unbeliebt, daß Einzelne ſogar ungezogener Weiſe das Theater verließen, wenn ein längerer Monolog zu erwarten ſtand, und erſt wieder eintraten, wenn der Vortrag beendet. Die Leitung hätte, ſobald ſie das merkte, ihn kluger Weiſe in Epiſoden oder neuen Stücken einführen müſſen, aber ſie

gab ihm eine Glanzrolle Lehmanns nach der andern, und erdrückte ihn durch dieſe Wohlthaten. Ein Eremit lebte mit einem Bären freundſchaftlich in ſeiner Höhle. Eines Tages ſchläft der Eremit und wird durch eine Fliege beläſtigt, die ſich ihm auf die Naſe ſetzt. Der Bär, wüthend, nimmt einen großen Quaderſtein und wirft ihn auf die Fliege. Der Zweck war erreicht — die Fliege todt. Leider auch der Eremit.

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden!“ heißt ein altes Sprichwort.

Endlich mußte die Leitung ſich gezwungen mit ihrem Rollenfüllhorn einſchränken, man gab die gefährlichen Parthien an beliebte Schauſpieler und ſpäter nach ſeinem Wiedereintritt an Lehmann ſelbſt zurück. Werkenthin wurde in den Kreis der Epiſoden gebannt, ſtieg durch kleine Genrebilder, die er lieferte, unterſtützt von magnifiquen Masken, in denen er Meiſter war, in der Gunſt des Publikums, und als er endlich wieder nach Frankfurt zurückging, ſah man ihn ungern ſcheiden.

Als Regiſſeur war er einer der beſten, die ich je gehabt, da er mit einer Angſt und Sorgfalt, wie ſie ſonſt nur der bei Proben anweſende Dichter an den Tag legt, mit den Mitgliedern förmliche Berathungen hielt, nicht nur über Auffaſſung der Rollen, ſondern über jede Kleinigkeit, die auf das Stück Beziehung hatte.

Carl Devrient, den ich früher bei Gaſtſpielen in Dresden öfter in jugendlichen Rollen geſehen, fand

ich hier im alten Fach wieder. Ueber Carl Devrient könnte man Bücher ſchreiben, und es iſt Schade, daß ſich noch kein Biograph dieſes intereſſanten Mannes gefunden hat. Carl Devrient war einer von den

Gottbegnadeten,

die ihr Pfund unverantwortlicher Weiſe vergraben haben. Vielleicht mehr berufen durch Talent und Gaben als ſein Bruder Emil, ſteht er auf der Leiter des Ruhmes viel, viel tiefer als dieſer. Carl Devrient war eines der allerbeliebteſten Mitglieder der Hannoverſchen Bühne und das Publikum konnte nie begreifen, warum ſein Liebling nicht auch der Liebling anderer Städte, ja, warum ſeine Erfolge oft zweifelhaft. Der Hauptgrund war ſein Mangel an Gedächtniß, der den Zuſchauer oft im Moment größter Bewunderung aus der Illuſion riß. Das hatte ſich immer mehr verſchlimmert, und es gab in den letzten Jahren Vorſtellungen, in denen er ſeine Gedanken kaum mehr zu concentriren vermochte. Sehr oft war er, während er ſprach, im Geiſte ganz wo anders. Das gab ſeinen Leiſtungen etwas Unruhiges, Zerfahrenes, ich möchte ſagen Zerhacktes. Es iſt Thatſache, die Gaſtrollen, in denen er in früheren Jahren einzig Furore machte, waren: König Lear, Hamlet und Lord Harleigh in: „Sie iſt wahnſinnig.“ Drei Wahnſinnige, in denen dieſe Zerriſſenheit nicht ſtörte, ja eine momentane Gedankenſchwäche ſogar als Kunſtpauſe angeſehen werden konnte.

Als ich nach Hannover kam, war er schon ein zwar alter, aber schöner alter Herr, und sein Organ hatte noch immer einen solchen Wohllaut, daß es trotz der hin und wieder manirirten Sprechweise wie Musik klang. Meister war er in ruhiger Rede, und mit größerer Klarheit, zugleich edlerer Vornehmheit habe ich nie sprechen hören, als von ihm die Rede des Antonio im Tasso über Arioſt und die des Nathan in den drei Ringen. Der heute zu Tage beliebten Manier des Schreiens im Trauerſpiel huldigte er gar nicht, und trotzdem war jede Silbe von ihm im entfernteſten Winkel des Hauſes verſtändlich.

Er war ein hochgebildeter, geiſtvoller Menſch, in deſſen Geſellſchaft ſein zu können ein Genuß war, wenngleich auch eine Arbeit, den Geiſtesſprüngen ſeiner Unterhaltung, die aus dem Hundertſten in's Tauſendſte kamen, zu folgen. Aber eine angenehme Arbeit, denn bei dem umfaſſenden Wiſſen des Mannes, namentlich in geſchichtlicher Beziehung, nahm man immer Etwas mit nach Hauſe.

Unbegreiflich, daß ein ſo geiſtreicher Mann, ein ſo ſcharfer Kritiker, wie er es anderen Leiſtungen gegenüber war, ſo gar keine Selbſtbeurtheilung hatte.

Seine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt hatte ihn nie dahin gelangen laſſen, Hand an ſeine Fehler zu legen, und ſo kam es, daß er — obige Rollen, namentlich ſeinen wunderbar ſchönen Lear ausgenommen — ſelten eine Leiſtung bot, die aus einem Guſſe, die von Anfang

bis zu Ende ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Glänzende, blendende Momente hatte er fast in jeder Rolle.

Die Zerstreutheit war momentan, heute bei dieser Scene, morgen bei jener. Wer Carl Devrient in jeder Rolle sechsmal gesehen hat, hat sie von ihm vollendet gesehen, denn er spielte heute diese morgen jene Scene ausgezeichnet. Trug man sich nun im Gedächtniß von heute den ersten, von morgen den zweiten, von übermorgen den dritten Act zusammen, so hatte man eine herrliche Leistung, aber als Ganzes ward sie selten oder nie geboten.

Wie kann ein Schauspieler etwas unantastbar Tadelloses liefern, der seine Gedanken, während er auf der Bühne spricht, anderen Gegenständen zuwendet. Plötzlich kommt sein Stichwort, Pause, ein Ausruf, der gar nicht an die Stelle gehört, und endlich kommen die Worte des Dichters in einem hastigen Ton gesprochen, der gar nicht zur Situation, noch weniger zum Charakter der Rolle paßte. Das störte uns nicht mehr, wir freuten uns dann auf die schönen Momente, die sicher allabendlich kamen — bei einem fremden Publikum hatte er aber sofort verspielt. Eben so störend war für den Fremden seine Körperhaltung. Es war etwas Turkelndes im Gang, etwas hastig Unschönes in seinen Armbewegungen, und in Rollen wie Götz von Berlichingen gab er nicht entfernt das Bild der markigen mittelalterlichen Gestalt, wenngleich sein saftiger Humor der entzückenden

Scenen manche bot. Devrient hatte unendlich viel Humor und in manchen Rollen, die ich z. B. überall mit viel Erfolg gespielt habe, mit weit größeren als er, wie Bolingbroke im „Glas Wasser“ mußte ich mir doch sagen, daß eine Laune da war, um die ihn ein unpartheiischer Fachfaller beneiden mußte.

Im modernen Lustspiel wurde sein Ton oft trivial und das schöne reine Deutsch Carl Devrients verwandelte sich in platten Dialect. „Da geht se“ (statt geht sie), „da hat se“ (statt hat sie), „mer“ (statt mir), sollte selbst Rollen wie Fallstaff einen komischeren Anstrich geben, stieß aber ab.

Hätte er die ewige Zerstreutheit zu bekämpfen gesucht, und in seiner Jugend auf die Ausarbeitung seiner Rollen mehr Fleiß, auf die Abschleifung seiner Manier mehr Sorgfalt verwandt, und nicht den Hang zum bequemen cavaliermäßigen Leben die Zügel schießen lassen, er hätte in der Kunstwelt einen hohen Platz errungen, den er eigentlich nur in Hannover einnahm, und den ihm auch sein Bruder Eduard in seiner Geschichte der Schauspielkunst nicht anweisen konnte.

Was Fleiß und Ehrgeiz bei allerdings hoher, aber doch immerhin geringer Begabung, als sie Carl besaß, erringen konnte, hat Emil Devrient bewiesen. Aber sauer hat er's sich werden lassen. Als Emil Ritterguts-besitzer und Carl ohne jegliches Vermögen seiner Zukunft mit Zweifeln entgegen sah, erzählte mir eines Tags

Emil folgende Geſchichte: „Ich ſpielte vor vielen Jahren im Sommer in Zürich. Wunderbar ſchönes Wetter wie heute! Ich ſitze Nachmittags in meinem Zimmer, mich für „Hamlet“ ſammelnd. Die Thür geht auf. Ein Fremder in elegantem hellen Reiſeanzug tritt ein. Es war mein Bruder Carl. Ohne mich weiter zu begrüßen packt er mich und führt mich an's Fenſter. „Sieh dieſen Himmel, ſieh dieſe Berge“, ſagt er, „und Du Eſel ſpielſt heute Abend den Hamlet!“ Dieſe Geſchichte erzählte mir Emil auf ſeinem Rittergute, während Carl in ſeinem ſiebenzigſten Jahre in Emden, Harburg und Lüneburg, gleich andern Menſchenkindern, für mittelmäßiges Honorar gaukeln mußte.

Uebrigens war Carl Devrient immer intereſſant, ſelbſt in ſeinen Eigenheiten, ſelbſt in ſeiner Zerſtreutheit. Wie weit dieſe ging, beweiſen die unzähligen Anecdoten, die er geliefert, und die nicht übertrieben wieder erzählt werden. Ich ſelbſt habe in den Jahren unſeres Zuſammenwirkens unendlich viele mit ihm erlebt.

Das Publikum war eigentlich gar nicht für ihn da. Sah er z. B. ein ihm bis dahin fremdes Schmuckſtück an ſeinem Collegen, ſo wurde er zerſtreut, ſtarrte ununterbrochen auf den Gegenſtand, vergaß ſich ganz und beim Abgang war ſein erſtes Wort: „Menſch, wo haben Sie das gekauft?“ Eine Unbequemlichkeit kannte er auf der Bühne nicht, er beſeitigte ſie ſofort. Bei der Stelle im Don Carlos: „daß ſie ſonſt Schwärmerin geweſen,“

incommodirte ihn ein Jucken an der Wade; er bückt und kratzt sich ganz ungenirt zum heimlichen Gekicher des Publikums, das ihn zu sehr verehrte, um dergleichen, woran es gewöhnt, nicht pietätvoll hinzunehmen.

Am schlimmsten war es, wenn seine Mitspieler in Rollen auftraten, die er früher selbst gegeben. Ich vergesse nie mein erstes Auftreten als Posa. In der großen Audienzscene murmelte er, sich in Erinnerung wiegend, meine ganze Rolle mit mir zugleich vor sich hin, und wenn sein Stichwort kam, überraschte ihn die Entdeckung, daß er eigentlich den Philipp spielt. Die Darstellung eines jungen ihm empfohlenen Schauspielers, als Rudenz im Tell, interessirte ihn der Art, daß er im dritten Act seinen Worten gespannt zuhörte, und darüber den Schluß vergaß.

Eines Abends wird er, nach längerem Urlaub, stürmisch empfangen. Er will sich verbeugen und bemerkt am Kleid einen kleinen Faden. Ruhig nimmt er ihn ab, hält ihn hoch, betrachtet die Farbe genau, und streift ihn dann vom Finger, ganz vergessend, daß ein Publikum da, das ihm in dem Augenblick huldigte. In seinen Leistungen, aber auch in diesen Scherzen lebt er bei uns, und kein Stück wird gegeben, wo man seiner Darstellungen nicht in dankbarer, seiner Eigenheiten in heiterer Erinnerung gedenkt. Wäre es ihm vergönnt gewesen, eine Stellung wie Anschütz in Wien zu erringen, und nur in seinen sichersten Rollen hin und wieder aufzutreten,

jeder Abend wäre ein Festabend gewesen. Aber das litt sein Ehrgeiz nicht. Er wollte fortwährend in neuen Stücken beschäftigt sein, und denen brachte er keinen Segen mehr. Stücke, wie „Gottsched und Gellert," die das sicherste Zusammenspiel erfordern, störte er geradezu, zumal er in solchen Stücken nicht einmal der äußeren Erscheinung des Charakters gerecht wurde. Er spielte Gellert, Friedrich II. mit Schnurrbart, dessen äußerste Spitzen er nur opferte; um diesen abgestutzten Schnurrbart malte er sich das Kinn nun blau, um einen Einklang hervor zu bringen und sah nicht selten wie ein Tättowirter aus. Er spielte gern und wollte immer spielen. „Das beste Pferd läßt man wieder im Stall!" pflegte er zu sagen, wenn er längere Zeit nicht aufgetreten war. Einen sehr pietätvollen Nekrolog widmete ihm unser Regisseur Hermann Müller im Theateralmanach von Entsch, der freilich auch dadurch in Theaterkreisen Aufsehen gemacht hat, daß Hermann Müller eine Reihe von ihm „unvergeßlichen" Rollen nennt, aber nicht eine einzige, die jetzt im Besitze Müllers, während gerade Shylock, Nathan, Mulay Hassan nach dem Ausspruch Aller seine besten, und diejenigen waren, in denen er selbst im hohen Alter noch ein fremdes Publikum befriedigen konnte.

Wie sehr Carl Devrient überzeugt war von der Untadelhaftigkeit seiner Leistungen, geht aus einer Aeußerung hervor, die er mir gegenüber that: „Die Rolle,

die ich ſpiele, iſt die erſte im Stück; in Kabale und Liebe iſt ſie jetzt der alte Miller, würde ich den Präſidenten ſpielen, ja den Kammerdiener, ſo würde eine von dieſen die erſte Rolle ſein. Den Ferdinand ſpiele ich nicht mehr, aber wenn der Zufall mich zur nochmaligen Darſtellung der Rolle zwänge, würde es immer noch etwas Anderes ſein, als „Bau bau!“ und damit machte er den Ton des Ferdinandſpielers: Porth nach.

Daß es kein Scherz war, bewies, daß er im Greiſenalter zu einem ſeiner Jubiläen als Benefizvorſtellung „Hamlet“ wählte, eine Rolle, die ſeit Jahren in den Beſitz jüngerer Kräfte übergegangen. Trotz aller Pietät wollte das Publikum dergleichen Rollen nicht mehr von ihm ſehen und es blieb dieſe Ehrenvorſtellung leer. König Georg verleugnete ſich auch hier nicht, denn als er vernahm, daß keine große Einnahme für den Benefizianten in Ausſicht ſtände, ließ er Nachmittags noch ſchnell durch Rath Teichmann ganz ſtill für dreihundert Thaler Billets holen, und ſie vertheilen.

Für meine Anſicht über Carl Devrient habe ich eine der größten Autoritäten, Ludwig Tieck hinter mir. Tieck ſchrieb in ſeinen „kritiſchen Schriften“ Band IV über Devrient vor faſt fünfzig Jahren:

„Iſt ein junger Schauſpieler von der Natur ſelbſt für die Tragödie beſtimmt worden, ſo iſt es ohne Zweifel dieſer. Sein natürlicher Sprachton, ſeine Intonation, erinnern unmittelbar an die ſchönſte Zeit des deutſchen

Trauerſpiels. Auf dieſer Baſis kann, wenn die Imagination gebildet, und der Fleiß nicht geſcheut wird, das Edelſte ausgeführt und vollendet werden, und die Hoffnung auf ein wahres deutſches Tragödienſpiel liegt ganz nahe. Wer möchte leugnen, daß der junge Schauſpieler ſeit ſeinem Aufenthalt in Dresden ſein Talent entfaltet habe? An Beifall, ihn zu ermuntern, hat es gewiß nicht gefehlt, obgleich er im Anfang mehr Gegner als Freunde hatte. Doch mußte er ohne Zweifel ſchon viel weiter ſein, hätte er ſelbſt nur eben ſo viel für ſich gethan, als ſein freundliches Geſchick. Schwerlich wird man ſonſt wo in Deutſchland dieſen vollen, reinen Ton des bewegten Gemüths vernehmen, der am ſchönſten und rührendſten iſt, am edelſten und eindringlichſten, wenn der Schauſpieler nur wenig dazu thut, um ihn zu erheben und zu verſtärken. Wie iſt zu bedauern, daß dieſes erfreuliche Talent ſich zu Zeiten vernachläſſigt, daß das Gedächtniß verſagt, und der leichtnehmende Künſtler dieſe Mängel faſt für Genialität zu halten ſcheint, auch nicht viele Rollen ſo durchführt, daß ſie Haltung hätten. Dieſer Mangel an Haltung veranlaßt ihn, ſich zu überſtürzen, einzelne Stellen zu übertreiben, und die ganze Tonleiter ſeines wohllautenden Organs vernehmen zu laſſen, wo die Hälfte oder das Drittel dieſer Scala wirkſamer und natürlicher ſein würde.

In Luſtſpielen, wenn der Schauſpieler treuherzig

ſein will, ertönt zu ſtark der ganz accentloſe Berliner Dialect."

Vor einem halben Jahrhundert alſo ſtörte der Gedächtnißmangel ſchon und wie hatte ſich der Fehler verſchlimmert.

Zu ſeinem letzten Benefiz wählte Carl Devrient, durch Kaſſenſchaden klug geworden, Tell, in welchem alle Darſteller die kleinſten Rollen übernahmen. Eine ſchöne würdige Feier, zu welcher Herr von Hülſen von Berlin und Emil Devrient von Dresden kam. In die vergnügten Tage dieſer Emil'ſchen Anweſenheit kam eine betrübende Nachricht. Ich gab Emil zu Ehren ein kleines Souper, zu welchem ich mehrere Collegen und verſchiedene andere Perſonen geladen hatte, die, in Dresden geboren, für Emil ſchwärmten und glücklich waren, bei zufälliger Anweſenheit mit ihm zuſammenzutreffen. Ich war am ſelben Tage bei Bekannten zu Tiſch geladen, war früh zehn Uhr zur Probe gegangen und kam erſt Abends nach der Vorſtellung von „Tannhäuſer" mit meinen Gäſten zugleich in mein Haus. Wir alle waren in vergnügter Stimmung, Emil am meiſten, da die vortreffliche Leiſtung ſeines Neffen: Max Stägemann als „Wolfram" ihn natürlich ſehr befriedigt hatte. Ich fand eine Depeſche vor, welche mir den Brand des Dresdener Theaters meldete. Ich verſchwieg dieſe traurige Nachricht, um den Humor meiner Geſellſchaft nicht zu ſtören und erſt um ein halb zwei Uhr trug ich den

Fall vor, weil ich wußte, daß Emil, welcher am andern Tage die nächsten Städte: Braunschweig ꝛc. ꝛc. besuchen wollte, jetzt in seine Heimath reisen würde.

Selbstverständlich war nun das Gespräch die Zukunft des Theaters und die Hoffnung, daß Meister Semper, dem Schöpfer des abgebrannten Theaters, nun auch der Bau des neuen Kunsttempels übertragen werden möge.

Diese Hoffnung war für mich Befürchtung, und beide sind eingetroffen — Semper ist der Bau übertragen worden. Semper soll ein Genie sein, und viele seiner Entwürfe sollen ihm Unsterblichkeit sichern.

Die Beurtheilung überlasse ich den Meistern der Baukunst; daß aber das alte Dresdener Theater kein Meisterwerk war, das kann ich und Jeder beurtheilen.

Mit den Theatern wird überall in gleicher Weise verfahren. Man läßt sich Pläne einschicken, legt sie Sachverständigen, d. h. Bauverständigen zur Begutachtung vor und diese läßt man dann den Preis vertheilen. Der nach ihrer Ansicht beste Plan kommt zur Ausführung, und wenn der Kunsttempel fertig ist, freut sich das Publikum an der schönen Façade, an dem geschmackvoll decorirten Raum und kein Teufel fragt darnach, ob die Armen, welche in dem Gebäude wirken sollen, deren Heimath von jetzt ab das schöne monumentale Gebäude sein soll, ihren Beruf in Freude oder in Qual ausführen. Der Zuschauer kauft einfach nicht die Billets zu den Plätzen,

auf denen er nichts sieht — die Räume, die für den Schauspieler bestimmt sind, in denen er sich zu seinem Beruf vorbereiten, sammeln soll, muß der Aermste dann allabendlich betreten, selbst wenn es, wie an den meisten Bühnen, die erbärmlichsten Löcher sind. Es ist sehr schmeichelhaft für den Schauspieler, wenn die Stätte seiner Wirksamkeit ein würdiger Tempel, und schön ists, wenn zugleich dieser Tempel eine Zierde der Stadt ist, aber Laube hat vollkommen Recht, wenn er monumentale Gebäude für Theater einen Unsinn nennt; gerade für ein Theater, welches von allen Gebäuden der Feuersgefahr am meisten ausgesetzt ist, Unsummen zu verwenden, ist ungerechtfertigt.

Das neue Dresdener Theater wird eine Million kosten, wenn es überhaupt jemals fertig wird! Was würde es wohl gekostet haben, wenn man den Bau dem Schöpfer des Wiener Stadttheaters, das in sechszehn Monaten hervorgezaubert war, übertragen hätte?

Wie ich höre, hat man schon in der Wahl des Platzes Ungeschicklichkeit begangen, und ist auf Festungswerke gestoßen, deren Sprengung den Bau verzögerten, die Kosten vergrößerten. Man sagt, der Intendant sei bei den Berathungen ganz übergangen worden, und kümmere sich um den Bau nicht.

Möglich, daß ich hier eine unglaublich dumme Ansicht ausspreche, aber dieser Ansicht nach müßte bei dem Bau eines neuen Theaters eine Generalversamm-

lung unter dem Vorsitz des ersten Baumeisters des Staates (Landbaumeisters) und des Intendanten stattfinden; in dieser Versammlung, welche alle am Theater Beschäftigten vereinigte, müßte der Plan vorliegen und dem Laien populär vorgetragen und erklärt werden. Jeder, bis zum Letzten müßte gefragt werden, ob er sich mit den ihm nothwendigen Räumlichkeiten einverstanden erkläre. Was für Summen werden vergeudet durch Mangel an Raum — wie viele Sachen werden ruinirt, weil sie in elenden Cabusen gedrückt auf einander stehen müssen. Selbst der Theaterfriseur müßte gefragt werden, ob nach dem neuen Plan der Raum für ihn ausreiche, um seine theuren Perrücken so aufzustellen, daß sie eben für Jahre zu conserviren seien; von den oft kostbaren Requisiten und Möbeln gar nicht zu sprechen. Doch daran denkt kein Mensch — der Schauspieler kann Gott danken, wenn er noch ein halbwegs anständiges Ankleidezimmer erhält. Das berühmte Sempersche Theater hatte geradezu miserabele. So schön das Gebäude im Aeußeren und theilweise im Innern, (was den Zuschauerraum betrifft), war, so waren Uebelstände vorhanden, von denen man glauben mußte, ein Laie könne sie auf dem Plan nicht übersehen. Der Concertsaal war so unglücklich angelegt, daß er während der Theatervorstellungen nicht zu benutzen war, und als Decorationsschuppen verwendet werden mußte. Die Räumlichkeiten hinter den Couliſſen waren keineswegs genügend, um nicht beim Transport

größerer Gegenstände Unbequemlichkeiten zu verursachen. Das Foyer des ersten Ranges war, abgesehen von den tausend Fenstern und seinem ewigen Zug sehr schön, aber das Foyer des Parterres ging direct auf die Straße. Es war nicht zu heizen, und wenn zufällig Jemand im Winter bei Schneewetter die Thür offen stehen ließ, so wehte der Wind nicht selten in dies Foyer den Schnee zollhoch.

Gegenüber der Elbe war die Einfahrt für das Publikum. Nachdem der Wagen unter dem Vorbau gehalten, trat man in einen zweiten Raum, um von dort in die Logen zu gelangen. In diesen zweiten Raum, also in den ersten hinter der Einfahrt gingen die **Fenster der Ankleidezimmer für die Schauspieler.** Niemals kam ein Sonnenstrahl in diese Garderoben, nie wirkliche frische Luft.

Diese Garderoben selbst waren klein, durch die nöthigen Schränke noch beengt, und unterschieden sich nur durch Gasbeleuchtung und den Mangel an frischer Luft von einem Zellengefängniß.

Ich kann nicht sagen, wie wehmüthig mich der Anblick der Gerüste des nun zu bauenden neuen Theaters berührt, denn ich kann den Gedanken nicht los werden, daß die Opfer, die das Land, wie der hochselige König brachten, vielleicht wieder an ein Werk verschwendet wurden, das Hunderte von Fremden, die es Vormittags betrachten, zur Bewunderung, Hunderte von denen, die in demselben wirken, zur Verwünschung bringen wird.

Und so sind fast alle Theater gedankenlos gebaut.

Wie unpraktisch ist z. B. das schöne Hannoversche Theater, — ein herrlicher Bau von Außen — wie unpraktisch im Innern. Abgesehen von den vielen Plätzen, auf denen man auch nicht ein Drittel der Bühne sieht — die Stühle der zweiten Reihe unserer Theaterlogen gehören dahin — abgesehen von den Räumen für die Garderobe der Zuschauer, die so klein sind, daß man täglich sein Leben für den Fall des Erdrücktwerdens versichern muß, abgesehen davon, daß einzelne Parterre-Logenthüren so gelegt sind, daß sie mit den Thüren der Nebenlogen nicht zugleich geöffnet werden können (die eine Thür muß erst zugemacht werden damit die andere geöffnet werden kann), abgesehen von der allerdings nicht zu berechnenden Akustik, welche das Sprechen dem Künstler schwerer macht, als in anderen Theatern, so finden sich hinter den Coulissen ebenfalls mannigfache Uebelstände, welche nur den nicht befremden können, der seine Jugend als Canarienvogel in irgend einem Bauer zugebracht hat, und an das Hüpfen von Sprosse zu Sprosse gewöhnt ist.

Nicht ein einziger Raum ist auf dem Niveau der Bühne. In allen Garderoben, wie zum Conversationszimmer muß man entweder eine Treppe hinauf oder hinunter steigen!

Und wenn heute ein neues Haus gebaut werden sollte — wer wird zu Rathe sitzen? So und so viel

Baumeiſter, die alle von dem nichts verſtehen, was dem Künſtler nöthig, um ſeinen Beruf freudig auszuüben.

Ich kenne ein Theater, von dem der berühmte Langhans nach genauer Prüfung ſagte: „Für das Aeußere dem Architecten einen Orden — für das Innere den Galgen!“

Ganz meine Anſicht! Ich, der ich keinen Hund leiden ſehen kann, der ich eine Fliege aus der Milch rette, ich könnte mit derſelben Ruhe, mit welcher Karl der Große die viertauſendfünfhundert Sachſen und Czaar Peter die Strelitzen morden ließ — die meiſten Theater-Baumeiſter vor meinem Fenſter hinrichten ſehen. Die Ledigen gewiß, und nur bei Familienvätern würde ich eine Ausnahme machen.

Eine geringere Strafe verdienen wahrhaftig Diejenigen nicht, die aus Dünkel und Hochmuth jeder Belehrung aus dem Wege gehen und Hunderten von Menſchen ihren Beruf zur Qual machen. Doch ſeit Ofenheim freigeſprochen — — —

Karl Devrient, von dem ich in herkömmlicher Manier abgewichen, ſtarb wunderbarer Weiſe kurz nach ſeinem Bruder Emil, und da ich durch Zufall beiden Leichenbegängniſſen beiwohnte, ſo drängt ſich mir unwillkürlich der Vergleich der Art auf, in welcher zwei verſchiedene Städte ihre Todten von Bedeutung begraben.

Emil Devrients Begräbniß war ein durchaus

würdiges. Ein langer Leichenzug, vom großen Spalier des Publikums frei gehalten, bewegte ſich nach dem entfernten Gottesacker. Am Thor deſſelben empfingen die Marſchälle des Königs und der Prinzen im Verein mit dem Intendanten des Hoftheaters den Sarg. Emil Bürde begann ſeine Rede mit den Worten Horatio's: „Da bricht ein edles Herz! Gut' Nacht, mein Fürſt! Und Engelſchaaren ſingen Dich zur Ruh!“

Der poetiſche Nachruf, in welchem er dem „echten Fürſten in der Welt des ſchönen Scheins“ ſein letztes Lebewohl ſagte, war tief ergreifend, wie auch die Rede Winger's, des langjährigen alten Collegen Devrients.

Leider ſtörte eine ſolche des Frankfurter Schauſpielers Barnay den Eindruck gänzlich, denn, abgeſehen davon, daß er unangemeldet das Grab betrat und dadurch der Geiſtliche, der es zu gleicher Zeit beſtieg, gezwungen wurde, wieder zurückzutreten — war die Rede ſo theatraliſch, ſo comödiantiſch überſchwenglich, daß ſie den feierlichen Eindruck total ſtörte: „Wäre die glänzende Sonne am Himmelsdome erloſchen und läge als verkohlter Ball zu meinen Füßen, wäre das Weltmeer vertrocknet und ich blickte hinab in die grauſige Oede und ich ſollte ausſprechen, was ich empfinde — ich würde es eben ſo wenig vermögen“!!!

Ich habe die Ueberzeugung, daß wenn Herr Barnay einen ſeiner theuerſten Angehörigen verloren, es ihm wohl noch ſchmerzlicher, aber bei Vertrocknen des Weltmeers

und Verkohlung der Sonne selbst der Verlust dieses Angehörigen gleichgültig gewesen wäre.

Mit Einem Wort: würdig war das Begräbniß, aber die Folge bestand hauptsächlich aus Künstlern, die sich freiwillig angeschlossen. Officiell war die Stadt am Grabe ihres hervorragendsten Bühnenkünstlers durch keinen Stand vertreten; ein einziger Officier hatte sich z. B. von den Hunderten freiwillig angeschlossen, die Emil Devrient durch seine Darstellungen begeistert und entzückt hatte. Das Begräbniß unterschied sich in Nichts von dem eines jeden Privatmannes, und nur das Erscheinen der Hofmarschälle, so wie das des Geheimen Raths Tempeltey, welchen der Herzog von Coburg gesandt hatte, gaben der ernsten Feier ein besonderes Relief. Herzog Ernst von Coburg hatte wenige Tage vor Emils Hinscheiden dem Künstler das Comthurkreuz seines Hausordens verliehen, aber Emil erlebte die gewiß sehnlichst gewünschte Auszeichnung nicht mehr; sie kam zu seinem Sarge und wurde ihm auf dem Wege zur ewigen Ruhe mit seinen vielen anderen Decorationen nachgetragen.

Unwillkürlich kamen mir Michel Angelo's Worte aus „Dornen und Lorbeer" in den Sinn: „Es ist der Lorbeer Virgils, er beschattet einen Todten."

Und wie begrub Hannover Carl Devrient. Mit allen Auszeichnungen, die denkbar. Ein geordnetes Programm der Feier wurde durch die Zeitung verkündet, und der Sarg, welcher aus Lauterbach, wo Devrient gestorben,

mit der Eisenbahn ankam, wurde vom General von Barby, dem Vertreter des abwesenden Stadtcommandanten, von den hochgestelltesten Officieren, vom Magistrat, vertreten durch die Senatoren, von der Loge, kurz von allen Ständen und Corporationen empfangen, und in programmäßiger Weise wie ein Fürst durch die Stadt zum Gottesacker geleitet.

Doch wo bin ich hingerathen? Ich will das Personal des damaligen Theaters in vollster Lebensfrische zeichnen und gerathe zwischen die Gräber der Friedhöfe.

Zu den Künstlern, welche zum Ruhm unserer Vorstellungen beitrugen, gehört auch

Marcks. Ob er in dem Fach, dessen Ausfüllung ihm als Ziel seiner Wünsche vorschwebte, ob er in den Richard's, Shylok's, Mephisto's Bedeutendes geleistet hätte, kann ich nicht beurtheilen, da es nie erprobt wurde, aber in zwei heterogenen Fächern war es der Fall: in frischen derben gemüthlichen Naturburschen und in modernen kalten Salonbösewichtern. Didier in der „Grille", Henning in „Hans Lange" ꝛc. ꝛc. im erstgenannten Fach, Hofrath Fleßel in „Die Mündel", Herr von Roden in „Eglantine" ꝛc. im zweiten. In dergleichen Rollen bot er Leistungen ersten Ranges. Als Regisseur war er thätig und fleißig und man muß seinen Stücken eine besondere Abrundung nachsagen. Sie gingen sogar manchmal zu gut, d. h. es wäre manchmal diese oder jene Pause am Platze gewesen.

Laube verlangte immer, daß der Einfallende dem

Vorgänger das Wort aus dem Munde nehmen sollte, und pflegte dann zu rufen: „Es darf zwischen Ihrer Rede und der vorhergehenden kein Sonnenstrahl durch! Kein Sonnenstrahl darf durch!“ Beckmann sagte einst in einem Monolog Laube doch etwas zu rasch und dieser rief: „Herr Beckmann, hier müssen sie eine Pause machen!“

„„Ja, Doctor,““ sagte Beckmann naiv, „„dann kann aber der Sonnenstrahl durch!““

Bei Marcks durfte auch kein Sonnenstrahl durch und selten gestattete er längere Pausen. Das war ein Fehler seiner Regie, sonst aber war er so ernst bei der Sache, daß man selbst seine Stücke, ob er darin mitspielte oder nur Regie hatte, nicht tadeln durfte. Er vertheidigte sie, als ob er sie selbst geschrieben hätte, und war untröstlich bei einem Mißerfolg. Mich konnte er nie so recht leiden aus vielen Gründen, schon aus dem einzigen, weil ich selten im Stande war, ernst zu probiren, aber er verzieh mir den Unsinn, den ich auf Proben machte, weil er wußte, daß er Abends doch auf vollsten Ernst und ganze Hingebung von meiner Seite rechnen konnte. Glücklich war er, wenn wir ein Stück mit gutem Erfolg gaben, welches auswärts einen solchen nicht errungen hatte, z. B. Paul Heyses: „Ehre um Ehre.“

Zu den Künstlern erster Fächer und hervorragender Episoden gehörten dem damaligen Ensemble außer den bisher erwähnten noch: Hermann Müller, Berend, Winckelmann, Danielsonn, Gliemann, Reimelt.

Die Damen Fräulein Preßburg, Frau Winckelmann und Frau Mittell*). Dazu noch für die zweiten und dritten Liebhaberinnen stets vier sehr hübsche und nicht selten talentvolle junge Mädchen, die freilich oft nur ein Jahr uns angehörten, um wiederum anderen ebenso hübschen und talentvollen Platz zu machen. Ich nenne die Namen der jungen Damen

Keßler (jetzt in Berlin),

Satran (verheirathet),

Schnetz (jetzt Frau Bergmann),

Franziska Ellmenreich, bei uns nach dem Abgang von Marie Seebach in deren Fach vorgerückt,

*) Ueber die Genannten muß ich mich selbstverständlich jedes Urtheils enthalten, da sie heute noch der königl. Bühne angehören und ich zu ihnen in collegialischem Verhältniß stehe.

Eben so enthalte ich mich jeder Kritik über Herrn Sontag. Von seinen Vorzügen bin ich durchdrungen, und wenn das Hannoversche so wie auswärtige Publikum seine Schattenseiten nicht sieht, oder nicht sehen will, so werde ich wahrhaftig nicht der sein, der sie enthüllt. Der Vortheil dieses Mannes liegt mir zu sehr am Herzen, um irgend etwas Nachtheiliges gegen ihn zu unternehmen.

Wenn aber Eduard Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst sagt: „Der Stand der Dresdener Kunstgenossenschaft war beim Eintritt in die Mitte des Jahrhunderts der Art, daß sich das Größte damit hätte ausrichten lassen!" so kann man das von der Hannoverschen Kunstgenossenschaft im Anfang der Sechsziger Jahre ebenso gut sagen, hätte es wenigstens sagen können, wenn die Kunstgenossenschaft eine Leitung wie die Eduard Devrients gehabt hätte. Zu der Zeit war, wie schon oben bemerkt, der in Pension gegangene Komiker Lehmann wieder eingetreten und in ihm ein Künstler ersten Ranges gewonnen, dem auch Laube in seiner Geschichte des Leipziger Stadt-Theaters ein ehrenvolles Denkmal setzt.

Steiner, (jetzt Frau Eugen Stägemann),

Rathey, (jetzt Directorin Lang in Danzig),

Anna Grantzow (letzte fast nur in derberen Rollen verwandt, aber in diesen erfolgreich wirkend).

Ein einziges Fach war stets mangelhaft zu damaliger Zeit vertreten, das des jugendlichen ersten Liebhabers eine nicht sehr fühlbare Lücke, da, wie schon erwähnt, Porth: Mortimer, Romeo, Max Piccolomini, Franz (Götz von Berlichingen) und ähnliche Rollen übernahm.

Sehr verderblich war dem sonst so guten Ensemble bei größeren Stücken die Sonderstellung einzelner Mitglieder. Ich bin sehr dagegen, erste Mitglieder mit unbedeutenden Nebenrollen zu belästigen, da die Wuth, „Namen" auf dem Zettel zu haben, oft sehr unpassende Besetzungen herbeiführt. Es giebt Rollen, für die sich oft im Chor eine zehnmal geeignetere Persönlichkeit findet, als unter den Matadoren. Zudem richtet das Publikum seine Aufmerksamkeit auf den beliebten Darsteller, und ist enttäuscht, wenn die Rolle sich als unbedeutend erweist. Dieser falsche Standpunkt kommt dem Stück wahrhaftig nicht zu Gute. Aber daß erste Fächer sogar in classischen Stücken von allen wichtigen Episoden dispensirt waren, hat den Vorstellungen wahrhaftig keinen Nutzen gebracht. Ich habe, nachdem ich den Weislingen abgegeben, später eine Vorstellung vom Götz von Berlichingen gesehen, in welcher unbeschäftigt blieben: Carl Devrient, Lehmann, Berend, Sontag, Düffke, die Damen Niemann-Seebach, Gned und Held.

Die komiſche Rathsgeſellſchaft im vierten Act wurde durch Dialectbegabte unbeholfene junge Sänger tragiſch abgeſpielt, und die Zigeuner-Mutter mit ihren Kindern wurden von Choriſtinnen verdorben.

Ueber die Oper damaliger Zeit kann ich mich nicht ausſprechen und zwar aus mehreren Gründen, von denen der eine ſchon hinreichend iſt: Mangel an Verſtändniß. Leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik, würde ich nicht im Stande ſein, ein Urtheil zu fällen, und ſo kann ich hier nur ſagen, daß ich meinen Colleginnen: Caggiati, Ubrich, Garthe, Held, Gned, Nanitz, Regan und meinen Collegen Niemann, Gunz, Haas, Bletzacher, Düffke für hunderte von genußreichen Abenden hoch verpflichtet bin. Zu dieſer Oper gehörte ein zwar nur aus vier Soliſten beſtehendes Ballet, den Tänzern Kobler (jetzt Balletmeiſter) und Degen (welcher ebenfalls heute noch erfolgreich wirkt,) und zwei Damen, von denen die eine Nina Kobler, die andere keine Geringere als Adele Grantzow war. Adele Grantzow hat ſich ſpäter durch ihre Gaſtſpiele und Engagements in Petersburg, Paris und Berlin europäiſchen Ruf erworben, und die hervorragendſten Kritiker der drei verſchiedenen Nationen mögen Recht habe, wenn ſie behaupten, daß ſeit Fanny Elsler kein graziöſeres anmuthigeres Weſen der Göttin Terpſichore gedient, als Adele Grantzow. Die berühmteſte Tänzerin ihrer Zeit: Marie Taglioni, welche jetzt als Matrone in Paris lebt, ſagte nach der erſten Vorſtellung: „Sie erſetzen mich!“ Und dies anmuthige

Geschöpf, ausgestattet mit lieblichen Zügen und einer Gestalt, wie vom Bildhauer gemeißelt, schon damals auf so hoher Stufe künstlerischer Vollendung, daß sie sofort in Moskau eintreten konnte, wurde benutzt, Zwischenacte durch Tänze auszufüllen und die unumgänglich nöthigen Operntänze — Zigeunertanz in den Hugenotten — auszuführen. Verzeihlich, denn es war ja der eigentliche Zweck des kleinen Ballets, zur Opernausschmückung zu dienen. Aber unverzeihlich war, daß die wunderbar schöne Leistung der Helene in „Robert der Teufel" und ihre ergreifende „Fenella" die Leitung nie auf die Idee brachte, diesen Schatz in größeren Aufgaben auszunutzen. Thatsache ist, daß erst, nachdem wir Adele Grantzow an Moskau und Petersburg verloren hatten, Ballets mit ihren Nachfolgerinnen gegeben wurden. Schuld trug freilich der damalige Balletmeister Grantzow, der Vater und Lehrer Adelens selbst. Wir, die näheren Freunde der Familie, die in seinem Hause so viele glückliche und vergnügte Stunden verlebten, boten Alles auf, den sonst guten, prächtigen Menschen zu größerer Energie anzufeuern. Vergebens! Es kam vor, daß er ein Ballet „Undine" einstudirt hatte, und die Kleinigkeiten, welche an der Ausstattung mangelten, einige vierzig Thaler kosten sollten. Die Ausgabe wurde verweigert. Einige eindringliche Worte hätten hingereicht, die Bewilligung zu erlangen. — Er fühlte sich beleidigt und ließ das Ballet liegen, — die Arbeit vieler, vieler Wochen war vergeblich

und das Publikum kam um den Genuß, Adele Grantzow einmal in einer Hauptrolle bewundern zu können.

Der berühmte Tänzer und Balletmeiſter St. Leon ſah Adele Grantzow in Hannover, empfahl ſie nach Moskau und ſo hüpfte ſie von ihrem Hannoverſchen Gehalt von vierzehnhundert Thalern ſehr bald in Petersburg auf **vierzehntauſend**. Der Vater, in ſeiner Aengſtlichkeit, ob ſeine Tochter der Stellung gewachſen, rieth ihr, zweihundert Thaler Zulage zu verlangen und in Hannover zu bleiben. Adelens Energie ſetzte den Abſchied durch und als ſie dort Furore machte, die Freunde den Vater wegen ſeiner Aengſtlichkeit auslachten, erwiderte er in ſeiner Gutmüthigkeit und Mutterſprache: „Ja, ick wußte woll, wat meine Dochter konnte, aber ick wußte nich, ob die Anderen nich noch mehr konnten.“

Er ſelbſt hatte keine rechte Ahnung von ſeiner vortrefflichen Lehrmethode, welche die Tochter zum höchſten Ruhm geführt, und von ſeiner beſcheidenen Aengſtlichkeit giebt Zeugniß, daß er bis vor wenigen Jahren ſeine Tochter auf der Bühne nie tanzen geſehen. So wie ihre Soli's kamen, verkroch er ſich in die entfernteſte Garderobe, bis ihm die Nachricht des Erfolges gebracht wurde, der immer glücklich war, und ſich ſpäter in Weltſtädten bis zu den Ovationen überſchwenglichſter Art ſteigern ſollte.

Das war das Theater des damaligen Hannover! An dieſem Theater durfte ich wirken, an dieſem Theater

durfte ich eine hervorragende Stelle einnehmen — Dresden war verſchmerzt und vergeſſen!

Mehrere Jahre war ich in Hannover, ehe ich mit dem Hofe in Berührung kam, obgleich die Gnade der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz mich nach einem Strelitzer Gaſtſpiel dem Hof empfohlen. Strelitz gehört überhaupt zu meinen angenehmen Erinnerungen. Im Hauſe des Oberſthofmeiſters Baron von der Lühe, welcher bei meinem erſten Gaſtſpiel quasi Intendant war, in der herzlichſten Weiſe aufgenommen, kam ich auch dort in einer Soirée, in welcher der Hof erſchien, mit der großherzoglichen Familie zuſammen. Die Sympathien, welche mir die höchſten Herrſchaften entgegenbrachten, hatte ich freilich meiner verſtorbenen Schweſter Henriette zu danken, zu deren größten Verehrern der hochſelige Großherzog gehörte, bei welchem ſie auch alljährlich längere Zeit zum Beſuch weilte. Aber ich hatte durch meine Leiſtungen die Sympathien geſteigert, und ich vergeſſe nicht, welche Freude mir einer der erſten Abende bereitete, an welchem ich im Don Carlos den Poſa ſpielte.

Der Hof ſitzt in Strelitz gewöhnlich in den erſten Bänken des Parquets, welche zu dieſem Zweck beſonders hergerichtet, und nur ſelten benutzt er die kleinen Proſceniumslogen. An dem Abend war Letzteres aber der Fall, und um in eine der Logen zu gelangen, muß man die Bühne paſſiren, natürlich ebenſo beim Rückwege.

Posa in dem kleinen Hause zu spielen, war mir Genuß, da ich den Aufwand der Stimme als letzte Steigerung einsetzen konnte, mit dem man in dem nicht akustischen Hannoverschen Theater womöglich beginnen muß. Der Großherzogin hatte die zurückhaltende Art, mit welcher ich die Scenen dem König gegenüber spielte, ganz besonders gefallen. Beim Verlassen des Theaters und Passiren der Bühne, verlangte mich die hohe Frau, und da ich im Umkleiden begriffen, wartete sie minutenlang auf der Bühne um mich durch ihre Zufriedenheit zu erfreuen. Das Urtheil der geistreichen feinfühlenden Frau war mir nicht gleichgültig und stets hat es mich erfreut, wenn ich von ihr in späteren Jahren zu Gastspielen eingeladen wurde. Eine gleiche Auszeichnung wurde mir später durch Herzog Georg von Strelitz zu Theil. Der Herzog, Gemahl der Großfürstin Katharina von Rußland, war plötzlich von Petersburg zum Besuch gekommen und für ihn mußte ich das kleine Stück: „Ein moderner Barbar" das wir Tags vorher gegeben, wiederholen. Der Herzog claquirte fast bei jedem Wort und kam sofort nach dem Stück an meine Garderobe, um mir für meinen „himmlischen Russen" zu danken. Bei der Herzogin Caroline, früheren Gemahlin Christian's VII. von Dänemark, der Schwester des Großherzogs, welche meiner Schwester das innigste, wie sie sich ausdrückte „freundschaftlichste" Andenken bewahrt, war ich Tischnachbar der Herzogin von Cambridge und der Prinzeß Mary von Cambridge, jetzigen Fürstin

von Teck. Die wunderbar ſchöne junge Dame, auf welcher mein Auge verſtohlen mit anderen Gefühlen, als nur „unterthänigen“ ruhte, bedauerte ſehr, mich am anderen Tage nicht in „Lorbeerbaum und Bettelſtab“ ſehen zu können, da ſie an einem Sonntag das Theater nicht beſuchen dürfe.

„Herr Sontag, ſagen Sie meiner Schweſter“, fiel die Großherzogin ein, „daß Sie ihr den Nichtbeſuch des Theaters ſehr übel nehmen.“

„„Ich kann wahrhaftig nicht hingehen!““

„Ich bin auch eine Engländerin,“ entgegnete die Großherzogin nochmals, „gehe Sonntags in's Theater, und glaube nicht weniger fromm zu ſein.“

Es half nichts; Prinzeß Mary verſchmähte mich. Als ich in Hannover ſpäter dem Könige alle Vorkommniſſe von Strelitz erzählen durfte, und auch zu dieſer Epiſode kam, verdüſterte ſich ſein Geſicht: „Ach was, beide ſind Deutſche — ſie ſind in Hannover geboren!“ ſagte Er!

„Hätteſt du doch dein Maul gehalten!“ dachte ich.

Doch ich erzähle Aeußerungen des Königs, ohne vorher gemeldet zu haben, wie ich ihm vorgeſtellt wurde. Dies geſchah auf einem Hofball, der im Theater ſtattfand, und hier hatte ich das gnädige Entgegenkommen nur meinen Leiſtungen zu danken, wenn auch das erſte Geſpräch auf die Erinnerungen an meine Schweſter zurückführte. Sie hatte in den fünfziger Jahren in Han-

nover geſungen und die Königl. Familie hatte ihrer Schwärmerei für ſie auf jede nur mögliche Weiſe Ausdruck gegeben.

Georg V. König von Hannover war damals, als ich ihn kennen lernte, ein bildſchöner Mann mit impoſanter, wahrhaft königlicher Figur. Wie edel ſeine Züge geht daraus hervor, daß ſelbſt der geſchmackloſe Bart, den er trug und wohl noch trägt, und der ſich, zwei Finger breit, von einem Ohr zum andern unter dem Kinn hinzieht, nicht auffällt und der Schönheit des Geſichts nichts rauben konnte, deſſen Hauptzierde neben einer claſſiſchen Naſe ein liebenswürdiger Mund, der beim Lachen Perlenzähne zeigt.

„Jeder Zoll ein König!“ ſagte einmal die Großfürſtin Conſtantin, als ſie ihm im Garten nachſah.

Seine Haltung war etwas nach hinten übergebeugt, und im Geſpräch hatte er ſtets die eine Fauſt auf der Bruſt, den Daumen in die Uniform gehängt. Seine Unterhaltung war immer eine äußerſt anregende, da ſein Rieſengedächtniß ihn im Moment der Vorſtellung ſofort ein Geſpräch anknüpfen ließ, das nicht ſelten Familiengeſchichten des Betreffenden berührte, von denen dieſer oft ſelbſt keine Ahnung, oder ſie längſt vergeſſen hatte. Der König hatte das Talent, ſtets einen Gegenſtand zu finden, der den Anderen intereſſirte.

In allen Fächern wußte er Beſcheid, und ich glaube, er konnte ſich mit dem Profeſſor einer Univerſität eben

ſo eingehend über wiſſenſchaftliche Fragen unterhalten, wie mit dem Handwerker über deſſen Beruf; ganz beſonders feſt geſattelt mußte man aber als Künſtler ſein, da er den Künſten eine beſondere Hingebung gewidmet und z. B. in der dramatiſchen Literatur mehr zu Hauſe war als tauſend Dichter und Schauſpieler.

Meiſter war er in der Unterhaltung mit Hohlköpfen, die er ihrer Stellung wegen bei ſich ſehen und die er, als Fremde vor Andern gradezu auszeichnen mußte. Die Art, wie er ſofort ein Geſpräch zu finden wußte, was der Andere wenigſtens begriff, war einzig. Der Angeredete ſprach dann kein Wort, lachte über den oder jenen Scherz, den der König machte, und war beim Scheiden der Ueberzeugung, er habe „ſich mit dem Könige unterhalten.“

Wie oft habe ich Georg V. um dieſe Gabe beneidet: Leute, die Nichts ſind, glauben zu machen, ſie ſeien Etwas. Ich habe ſtets nur das umgekehrte Talent beſeſſen, aber in dem kommt mir kein König, kein Kaiſer nach, nicht einmal ein Taſchenſpieler! Bosco, Frickel, Philippi, Herrmann und wie ſie alle heißen, thun es mir nicht nach in der Kunſt, Leute vor den Kopf zu ſtoßen, die keinen Kopf haben.

Mein älteſter Bruder, öſterreichiſcher Officier, hatte mich in Hannover beſucht und ward vom Hofe, der für Alles, was aus Oeſterreich kam, Sympathie hatte, ſehr gnädig aufgenommen. Einen Theil ſeines nächſten Urlaubs

brachte er wieder bei mir zu, und nachdem er viele Hoffestlichkeiten mitgemacht, wurden wir eines Abends zusammen nach Herrenhausen befohlen. Es war der erste Abend, der mir mit der Königlichen Familie zuzubringen vergönnt war.

Das Familienleben, wie ich es an dem Abende und noch oft nachher beobachtete, war ein entzückendes. Die Zärtlichkeit des Königspaares für den Kronprinzen und die Prinzessinnen, die innige fast vergötternde Verehrung dieser für die Eltern, die liebenswürdige Galanterie des Königs gegen die Königin — es war ein Familienleben, wie man es sich herzlicher, inniger und, geradezu gesagt, gemüthlicher kaum in bürgerlichen Verhältnissen denken kann.

An dem Abend bestand der kleine Kreis außer den höchsten Herrschaften und Prinz Georg Solms, dem Neffen des Königs, noch aus dem zum Besuch in Hannover anwesenden Schauspieler Lehmann, dem Maler Kotsch, meinem Bruder und mir. Nach Begriffen der Hofgesellschaft jedenfalls eine sehr plebejische Gesellschaft, da aber der König die plebejische Neigung hatte, sich über Malerei, Dichtkunst und andere unnöthige Dinge zu unterhalten, so fand er seine Rechnung in dieser Gesellschaft vollkommen, deren Lustigkeit nach vielen ernsten Gesprächen sich in dem komischen Tanz aus den „Maschinenbauern“ gipfelte.

Daß sich die Ahnen des Königs im Grabe herum-

gedreht hätten, davon verlautete Gott sei Dank Nichts — von Heinrich dem Löwen weiß ich sogar bestimmt, daß er in Braunschweig noch an derselben Stelle liegt.

Der Humor des Königs war unverwüstlich — die harmloseste Geschichte konnte ihn amüsiren.

An dem Abend kam die Rede auf die Fregatte Schwarzenberg.

„Sie wissen doch, daß ich im Welfenmuseum den Mast des Schwarzenberg aufbewahre?"

Gänzlich talentlos zur Schranze verneinte ich, statt in rechtwinkeliger Verbeugung „Zu Befehl" zu stammeln.

„Sie wissen das nicht?!"

„„Majestät, es ist mir in Hannover gegangen, wie vielen Anderen in neuen Städten. In den ersten Tagen besucht man alles Sehenswerthe; bleibt man dann im Ort, so kommt man in dem Bewußtsein: „Du kannst das alle Tage haben", nie wieder hin. So habe ich das Welfenmuseum seit den ersten Tagen meines Hierseins nie wieder gesehen.""

„Das finde ich sehr begreiflich — ich meinte, Sie wüßten es aus dem Kladderadatsch."

Der König erzählte nun, welche Vorschläge ihm der Kladderadatsch gemacht habe zur Benutzung des Mastbaums, und zwar vor Allen den, die Welfenhose als Wimpel aufzuhissen. Die Schleusen waren geöffnet, er erzählte noch alle möglichen Witze, die das humoristische Blatt über ihn gebracht, und lachte so herzlich, daß ich

alle Augenblick glaubte, er würde das Uebergewicht verlieren und hinten über schlagen. Spät in der Nacht wurden wir entlassen, nachdem Maler Kotsch noch eine kleine Geschichte zum Besten gab, die hier Platz finden möge. Kotsch hatte die Königin mit den Prinzessinnen auf einer Reise begleitet, um die Hohe Frau auf die Naturschönheiten aufmerksam zu machen und diese oder jene Lieblingsgegend durch seinen Pinsel zu verewigen.

Die hohen Herrschaften kamen auch nach Salzburg, der damaligen Garnison meines Bruders, den sie von ihrer Ankunft benachrichtigten, und der die Ehre hatte, ihnen als Führer zu dienen.

Bei dieser Gelegenheit kamen sie in ein Kloster, ich glaube in der Umgegend Salzburgs, und Kotsch bat, ihm die Bilder der Prälaten zu zeigen, welche im Refectorio hingen. Eine Stunde wurde bestimmt und Kotsch schlich sich vorher heimlich in den Saal, übermalte schnell alle Augen der ehrwürdigen Herren, so daß Jeder einen anderen, meist zürnenden Blick erhielt. Der Pater-Guardian begleitete Kotsch in den Saal und fing sein Ciceronen-Amt mit der Lebensgeschichte des Ersten an. So wie er auf dem Bild die zürnenden Augen sieht, schlägt er die seinigen nieder; er glaubt sich zu irren und wagt einen zweiten Blick. Keine Veränderung auf dem Bilde — die zürnenden Augen des Prälaten bleiben dieselben! Rasch bricht er die Lebensgeschichte ab und geht zum zweiten Bilde. Dasselbe Spiel. Der Cicerone wird

todtenblaß, erklärt den Lebenslauf des Verstorbenen in zwei Worten und stürzt zum dritten Bilde. Auch dieser ehrwürdige Geistliche hat auf dem Gemälde nicht mehr seinen liebevollen Blick, wie bisher. Der Pater wankt, entschuldigt sich mit Unwohlsein und taumelt zur Thür hinaus. Maler Kotsch steigt schnell auf den Stuhl und wischt die Oelfarbe von sämmtlichen Augen. Der Probst erscheint mit den andern Geistlichen im Refectorio, sich von der Angabe des Bruders zu überzeugen, der den Fall schnell gemeldet hatte. Man bemerkte keine Veränderung, und entfernt sich lachend in der Ueberzeugung, dem frommen Bildererklärer müsse geträumt haben. Dieser aber ist noch heute der Meinung, daß er wach gewesen und daß die zürnenden Blicke der Prälaten eine Strafe dafür gewesen, daß er es gewagt, einem Protestanten ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Mit dieser lustigen Geschichte, die für Kotsch ein „brillanter Abgang" war, entfernten wir uns von Herrenhausen.

Nachdem ich öfter das Glück gehabt, mit dem König, auf Bällen, oder Maskenfesten im Theater, zu denen die Vertreter aller Stände geladen waren und die deshalb von der vornehmen Gesellschaft „Fest der Handwerker" genannt wurden, zusammen zu kommen, wurde ich von Frau Niemann im Namen der Königin „ersucht", anderen Tages nach Herrenhausen zu kommen. Vormittags erschienen wir und Ihre Majestät „bat" uns,

am ſelben Abend in ihrem Salon die beiden kleinen Stückchen: „Plauderſtunden“ und „Im Warteſalon I. Claſſe“ zu ſpielen. So gut es ging, wurde eine Bühne, natürlich ohne Podium, ermöglicht, ein Vorhang wurde quer durch den Saal gezogen, an ſchönen Meubles fehlte es nicht und mit Blumen aus den Gewächshäuſern hatten wir bald ein reizendes Boudoir der Baronin Hortenſe zu ihren Plauderſtunden geſchaffen. Hofmarſchall Graf Wedel kam uns in allerliebenswürdigſter Weiſe bei allen Wünſchen entgegen und Hinderniſſe gab es nicht.

„Eine Eiſenbahnglocke zum Warteſalon fehlt!“

„„In der Küche iſt ja eine.““

„Ja Herr Graf, die iſt eingemauert!“ ſagte der Laquai.

„„So wird ſie herausgebrochen und Morgen wieder hineingemauert.““

Der Hof, mit Ausnahme des Königs, war lachender Zeuge dieſer Vorbereitungen, und Fürſt Teck, der als Gaſt am Hofe weilte, bot ſich ſogar zum Mitſpieler an.

Frau Niemann und ich fuhren ſchnell nach der Stadt zurück, um Souffleur, Darſteller des Kellners, und alle ſonſt nöthigen Perſönlichkeiten zu beſtellen. Unterwegs hielt ich Frau Niemann die ſalbungsvolle Rede: „Der Intendant, Graf Platen weiß nichts von der Vorſtellung; es iſt alſo eine reine Privatſache und wir müſſen ſie als ſolche behandeln, wenn dem Inten-

danten nicht vor den Kopf geſtoßen werden ſoll. So unangenehm es iſt, wir müſſen alſo heute Nachmittag die Probe des fünfactigen Stückes: „Feenhände“, die um vier Uhr angeſetzt iſt, mitmachen. Wir werden ſehr abgehetzt nach Herrenhauſen kommen, aber es iſt nicht zu ändern!“

Frau Niemann ſah das ein und verſprach mir hoch und theuer, keine Störung zu machen.

Um vier Uhr komme ich arglos zur Probe und höre, daß ſie nicht ſtattfinden würde.

„Warum nicht?“

„„Das werden Sie doch wiſſen!““ ſagte Regiſſeur Marcks.

„Ich weiß es nicht!“

„„Nun, Sie ſpielen ja heute in Herrenhauſen, — Frau Niemann hat abgeſagt!““

„Daß ich in Herrenhauſen ſpiele, weiß ich allerdings, aber nicht, daß Frau Niemann abgeſagt.“

Die Abſage war ſehr fatal, denn die Novität mußte verſchoben werden und der Vorfall wahrlich nicht geeignet, den Intendanten und die Regie für unſere kleinen Privatvorſtellungen wohlwollend zu ſtimmen.

Der Abend der Vorſtellung war reizend.

Außer dem Hof beſtand das Publikum aus einer Anzahl vornehmer Perſönlichkeiten und zwar aus ſolchen, bei denen der König ein ſpecielles Intereſſe vorausſetzte. Den Angeſtellten, ja ſogar dem Geſinde des Schloſſes

war gestattet, am Ende des Saales zuzusehen, jedoch mußten sie sofort im Zwischenact für die Dauer desselben verschwinden. Es war das Haustheater einer gemüthlichen Familie, die auch ihren Dienstboten gestattet, an den Familienfreuden Theil zu nehmen.

„Plauderstunden" begannen auf eine höchst komische Weise. Die Gesellschaft war versammelt, aber der Hof noch nicht zugegen. Die kurzsichtige Niemann sieht das nicht, giebt das Zeichen zum Anfang, tritt trotz all meines Winkens, das sie ebenfalls nicht sieht, auf und beginnt ihren Monolog. Dem Adjutanten blieb nichts Anderes übrig, als auf, oder vielmehr in die Bühne zu treten, um den Monolog mit den Worten zu unterbrechen: „Es ist noch Niemand da!" Nach einigem Raisonniren zog sich Hortense zurück, um später weiter zu plaudern. Ich lag vor Lachen beinah auf der Erde! Der Zwischenfall war für mich so komisch, daß ich sogar später im Stück, so oft er mir einfiel, unwillkürlich zu lachen anfing.

Der Souffleur saß an der Seite und als ich Ihre Majestät darauf aufmerksam machte, daß er schwer zu verstehen und demnach Lücken möglich sein würden, erwiderte die Königin: „Das schadet ja Nichts! Wenn Sie stecken bleiben, warten wir, bis Ihnen wieder etwas einfällt; wir haben ja den ganzen Abend Zeit."

Jeder schlechte Witz im Stück war erlaubt, oder vielmehr erwünscht. Die Requisiten: Cigarrenetuis, Brief-

taſchen lieferte das Zimmer des Königs, alle Getränke der königl. Keller. Im Warteſalon hat Baron Wallbach Thee, Rum und Champagner zu trinken. Als ich den Champagner lobte und zum Kellner mit Betonung ſagte: „Ueberhaupt, Alles was man in dieſem Hauſe bekommt, iſt ſehr anſtändig!“ kreiſchte Georg V. förmlich vor Lachen.

Der Beifall beſtand im Applaudiren des Königs, das ſo lange währte, bis der Vorhang ſich wieder auseinander ſchob, und wir erſchienen.

Dieſer „einſtimmige“ Applaus blieb nach jedem Stück derſelbe — nur der König applaudirte. Nach der Vorſtellung war Cercle. Ein Souper, bei welchem der Hofmarſchall die Honneurs machte, ſchloß den Abend.

Kurze Zeit darauf hatten wir die Ehre, dieſelben Stücke vor Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Großherzogin von Oldenburg ſpielen zu dürfen. Am Abend fragte uns Ihre Majeſtät, womit wir Sie demnächſt erfreuen würden. „Am Clavier“ wurde beſtimmt, und am anderen Tage ließ ich mir auf dem Theaterbüreau die Rollen des Stückes geben.

Graf Platen, dem mein Verlangen vom Bibliothekar gemeldet wurde, ließ mir die Rollen der Bertha und des Jules Franz übergeben, mit der Bemerkung, die der Kammerjungfer und des Dieners beſetze er ſelbſt.

Ich ließ erwidern: „Wenn die ganze Sache Privatangelegenheit, und ich die Verantwortung für die Vor-

ſtellungen übernehmen ſolle, müſſe ich auch die Stücke ſelbſt beſetzen; ſeien die Vorſtellungen der Intendanz übergeben, dann miſche ich mich natürlich in gar nichts mehr, und ließe dann bitten, alle Rollen zu beſetzen; die Rolle der Frau Niemann aber lieber durch den Theaterdiener hintragen zu laſſen."

Ich erhielt ſofort ſämmtliche Rollen und im Fortgehen begegnete mir Graf Platen, welcher mich beim Spaziergang eine halbe Stunde begleitete und dann zum Abſchied ſagte: „Daß ich die Rollen vorhin zurückbehalten, brauchen Sie der Königin nicht zu ſagen."

Es war mir unbegreiflich, daß die Vorſtellungen nicht gleich von Haus aus in die Hand des Intendanten gelegt wurden, aber wie es hieß, war das Einvernehmen mit Graf Platen kein Beſonderes, und Allem, was dem Grafen übertragen, ſtellten ſich unvermuthete Hinderniſſe entgegen.

Eines Tages verlangte die Königin vom Capellmeiſter Scholz die Aufführung eines Muſikſtückes.

„Ich werde gleich mit Graf Platen darüber ſprechen!" ſagte Scholz.

„„O nein, laſſen Sie das! dann wird ja doch nichts aus unſerer Freude!""

Daß der Intendanz dieſe Vorſtellungen nicht angenehm, war natürlich, und ſo gern ich die Leitung derſelben behalten hätte, ſo war es unmöglich, die Sache durchzuführen. Da ſich die Vorſtellungen um uns Beide: Frau

Niemann und mich drehen sollten, so war unser Vorrath an Duetten erschöpft — es handelte sich darum, Novitäten einzustudiren, wozu Frau Niemann stets geneigt, aber wenn's zur That kommen sollte, nie bei der Hand war. Auch ließ sich das Einstudiren neben unserer dienstlichen Thätigkeit schwer ermöglichen, noch schwerer die Zeit zu Proben herausbringen. Zudem mußten wir zu unseren Stücken noch andere Personen haben, denn ich zitterte vor der Monotonie, und meine Eitelkeit fürchtete, mit all unserer Beliebtheit den Hohen Herrschaften, wenn wir immer allein spielten, langweilig zu werden.

Das Einfachste und Amüsanteste wäre meiner Meinung nach gewesen: Jeden Abend zwei kleine Stücke, und Jedes mit verschiedenem Personal. Frau Niemann war die unschuldige, oder vielmehr die schuldige Ursache, daß mein Wunsch zur Ausführung kam.

Nach der zweiten Vorstellung fand ein Theaterball statt. Ich sehe den König mit Frau Niemann sprechen und gleich darauf läßt er mich befehlen. Seelenvergnügt ruft er mir schon entgegen: „Ich habe eben Frau Niemann gefragt, womit Sie uns das nächste Mal erfreuen werden und sie hat mir gesagt, sie habe eine ganz besondere Ueberraschung! — das ist reizend! Ich freue mich ganz außerordentlich darauf."

Frau Niemann spricht mit mir kein Wort über ihre Pläne und da ich das Recht, in jeder Vorstellung mitzuwirken, nicht gepachtet hatte, so denke ich, Madame

hat mich uncollegialiſcher Weiſe übergangen und ſpielt in nächſter Vorſtellung mit Anderen, trotzdem der König gerade uns Beide in jedesmaliger Vorſtellung gewünſcht. Bald darauf geht Frau Niemann auf Gaſtſpiel. Am Tage vor der bewußten Vorſtellung kehrt ſie zurück und läßt mich rufen: „Um Gotteswillen, Sontägelchen, was geben wir morgen in Herrenhauſen?“

Höchſt erſtaunt antworte ich: „„Nun, Ihre Ueberraſchung, die Sie Sr. Majeſtät verſprochen.““

Sie hatte nie eine gehabt, nie mehr an ihr Verſprechen gedacht und mußte nun auf die Anfrage des Intendanten, der dazu beauftragt war, eingeſtehen, daß auch nicht die geringſte Vorbereitung getroffen war. — Der Intendant hätte nun zehn bis zwanzig kleine Stücke vorſchlagen können, die alle nach der Theaterſprache „ſtanden,“ er that es nicht und fragte, ſich ob des Zuſammenſturzes hegend: ob Seine Majeſtät wieder „Plauderſtunden“ und „Warteſalon“ zu befehlen geruhen. „O Gott nein!“ war die Antwort, und ſo hatte Frau Niemann ihr Verſprechen eigentlich doch gehalten, denn dem König wurde die Ueberraſchung zu Theil, an dem Abend, auf den er ſich ganz beſonders gefreut, gar keine Vorſtellung zu haben.

Von nun an nahm der Intendant die Sache in die Hand und es fanden ohne Hinderniß die Vorſtellungen von „Am Clavier,“ „Freimaurer“ und „Eine Taſſe Thee“ ſtatt. Zu letzterem kleinen Luſtſpiel ſpielten Marie Niemann

und ich die ersten Scenen des zweiten Actes zwischen Tasso und der Prinzessin, die durch die Ausstattung ganz enorm gehoben wurde, indem Gartendirector Wendland den Saal durch Benutzung der Orangerie feenhaft geschmückt hatte. Der „einstimmige" Beifall blieb bei all den Stücken derselbe, nur den Kotzebue'schen „Freimaurer" ließ der König still an sich vorüberziehen. Eine tactlosere Wahl wäre aber auch kaum möglich gewesen. Dem König-Maurer war das Compliment wohl etwas zu plump, und einem Kreise, der nur aus vornehmen, oder vielmehr hochgestellten Personen bestand, eine solche Persiflage des Adels, wie den Grafen Hecht vorzuführen, war geradezu abgeschmackt.

Im Garten zu Herrenhausen war eine Bühne im Freien, deren Coulissen aus Bäumen und Sträuchern bestand; der Zuschauerraum ein Amphitheater.

Auf dieser Bühne hatten im vorigen Jahrhundert Vorstellungen stattgefunden.

Eines Abends kam Devrient von Herrenhausen, und meldete, daß der König große Lust zu einer Vorstellung auf dem freien Theater habe, daß wir beide am folgenden Nachmittag hinauskommen sollten, zugleich auch eine Dame mitbringen möchten, um in einigen Scenen die Akustik zu prüfen. Frau Niemann war verreist, die jungen Damen, denen wir die Freude besonders gern gegönnt hätten, beschäftigt, und so baten wir Frau

Mittell, unſere tragiſche Mutter, uns zu begleiten. Um einen kleinen Zug von der Liebenswürdigkeit des Königs zu geben, ſchalte ich ein, daß Frau Mittell kurz vorher vom Kunſtverein ein Oelgemälde gewonnen hatte. Sie bot es dem Könige zum Verkauf an, und dieſer bewilligte ſofort den vom Kunſtverein beſtimmten Preis. Frau Mittell überlegte nun, in welcher Weiſe ſie ihren Dank anbringen könne, und präparirte ſich auf eine Anrede.

Als wir nach Herrenhauſen kamen, war die Tafel noch nicht beendet. Wir erwarteten den Hof im Garten. Bald darauf ſtieg er von der Terraſſe herunter; ich bat Devrient, den Herrſchaften entgegen zu gehen und dem Könige zu melden, welche Dame wir mitgebracht.

Noch ehe der König an uns herangekommen, rief er ſchon: „Frau Mittell, ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, Ihnen meinen Dank zu ſagen für Ihre große Güte. Sie haben mir durch Ueberlaſſung des Bildes eine wirkliche Freude gemacht!“ Und nun ſofort Anrede an mich, welche Frau Mittell ihre Dankſagung ganz unmöglich machte.

Der Hof und wir nahmen nun Platz um den Kaffeetiſch, und da nur der Hofmarſchall und der Adjutant zugegen, präparirten die Prinzeſſinnen ſelbſt den Kaffee und waren gegen Frau Mittell die liebenswürdigſten Wirthinnen. Endlich kam es zur Probe. Wir nahmen einige Scenen aus Donna Diana, und da

die raſch dahingleitenden Verſe auf allen Plätzen, von denen die Prinzeſſinnen abwechſelnd zuhörten, verſtanden wurden, konnte man jedes Stück wagen. Nun wurde Conferenz gehalten über die Wahl. Der Kronprinz und Graf Wedel ſprangen im Wettlauf über Hecken und ſtörten unſere feierlichen Erwägungen. Die Verdrießlichkeit des Königs ließ die Königin nicht aufkommen. „Laß ſie doch!“ ſagte ſie freundlich, und erhob ihre Stimme zu doppelter Stärke. Wir Anderen thaten desgleichen und unſere Conferenz übertönte den anderen Lärm.

„Wallenſteins Lager“ war das Reſultat unſers langen Brütens. Bedauert wurde vom Hofe, daß Frau Niemann in der Vorſtellung nicht mitwirken könne, denn die Königin wollte ihr durchaus die Guſtel von Blaſewitz nicht zumuthen, die wettergebräunte Soldatendirne, der von ihrem Zigeunerleben nichts geblieben, „als der Schlingel da.“ Wunderbarer Weiſe wurde dieſe Rolle von der Direction durch ein ganz junges Mädchen: Frl. Sänger, beſetzt.

Nach ein Paar Stunden fernerer Plaudereien entfernte ſich der Hof; wir dankten dem Marſchall für das uns angebotene Souper und fuhren heimwärts.

Nun gings an die Vorbereitungen. Director Rottmeyer war ſelig und ſtrich ſich in jeder Stunde mindeſtens zehn Mal mehr über die Perrücke als ſonſt. Die Proben waren das größte Vergnügen für den Hof, der ſtets zugegen war, wie für die Schauſpieler, von denen

mehrere zum ersten Male in Berührung mit den hohen Herrschaften kamen. Rottmeyer setzte das Stück brillant in Scene. Die Zelte zwischen lauter natürlichen Bäumen machten einen malerischen Eindruck, das Lagerleben war von kaleidoskopartiger Bewegung, ohne zu stören, da der weiche Erdboden keinen Tritt vernehmen ließ, und selbst die Kavalleristen, die zum Zelt gesprengt kamen, sich von der Marketenderin einen Schluck reichen zu lassen, galoppirten wieder fort, ohne daß der Hufschlag der Pferde hörbar gewesen wäre. Das Stück war mit den besten Kräften besetzt und der beliebte Komiker, Herr von Lehmann, welcher in Dresden als Pensionair lebte, war für den Capuziner verschrieben worden. Erste Sänger sangen das Lied und von kolossalem Effect war der allerdings sehr theatralische Schluß, als das Musikcorps der Hannoverschen Garde du corps im Costüm der Pappenheimer die Melodie des Reiterliedes bei bengalischer Beleuchtung vom Pferde herunter blies.

Das Amphitheater war prächtig mit Teppichen belegt, ein grüner, mit Gold verzierter Vorhang, auf welchem das Hannoversche Wappen, trennte den Zuschauerraum von der Bühne. Das Publikum war glänzend: die prächtigen Toiletten der schon zum Ball gekleideten Damen überstrahlten die besternten Uniformen der Herren. Wir ließen, durch den Vorhang schauend, die ganze Gesellschaft an uns vorbeidefiliren und daß auch gediegenes und wahres Kunstverständniß nicht fehlte, dafür bürgten

Urtheile, die wir bei der Gelegenheit erlauſchten. Die Vorſtellung ging vortrefflich, nur Lehmann war ein paar Mal ſtecken geblieben, und in milder Form wurde dieſes kleinen Unfalls gedacht.

„Es war eine herrliche Vorſtellung von Schillers Gedicht! Nicht wahr?“ ſagte ein Vorübergehender.

„„O ja! das Ding machte ſich ganz nett: es klappte auch Alles, nur der eine „Kerl,“ den ſie hatten kommen laſſen, konnte Nichts!““

Die Vorſtellung hatte im Ganzen ſo enorm gefallen, daß der Wunſch rege wurde, ſofort noch eine andere folgen zu laſſen. Gott ſei Dank, daß ſie unterblieb! Hohe Herrſchaften ſind der Meinung, es ſei Alles aus dem Aermel zu ſchütteln. Abgeſehen von den Hinderniſſen, die ſich ſchon jedem Stück entgegenſtellten, das nur Zimmerdecoration erfordert, die Zeit der Vorbereitungen wäre zu kurz geweſen, und was wir auch gegeben hätten, die jedenfalls überſtürzte Vorſtellung würde den glänzenden Eindruck des Lager-Abends verwiſcht haben.

Nach der Vorſtellung fand Hofball ſtatt, an dem wir nicht Theil nahmen. Zu größeren Bällen waren einige der erſten Mitglieder oft befohlen und wir erſchienen dann, wie alle nicht uniformirten Civiliſten vorſchriftsmäßig in franzöſiſcher Hoftracht. Ausgeſchnittener Frack, Kniehoſe, Schuh und Strümpfe, goldener Degen mit Porteépée und Claque. Heute war das nicht der Fall. Die Tafel war für uns in einem Extra-Salon ſervirt

und der feine Sinn des Königs zeigte ſich wieder in dieſem Arrangement. Er wollte alle Darſteller, welche am Abend ſeines Geburtstages gewirkt, als Gäſte in Herrenhauſen bewirthen, jedoch ſie nicht von den erſten Mitgliedern trennen. Letzteren eine höhere Auszeichnung zu erweiſen, die Jene vielleicht gekränkt hätte, war ihm unmöglich.

So ließ er uns Alle zuſammen, und nur hin und wieder erſchienen König und Königin unter der Thür, um uns zuzutrinken. Es war ein vergnügter Abend, und da die Bewirthung, wie immer in Herrenhauſen, eine wahrhaft königliche, ſo ſteigerte ſich die Stimmung von Stunde zu Stunde und fand bei der luſtigen Heimfahrt ihren Ausdruck in dem Liede:

„Mein Kaiſer (König) hat mich angelacht,
„Und mir ein Compliment gemacht.

Im Laufe des Winters hatte mich der König gelegentlich einmal gefragt, wo ich meine Sommerferien zuzubringen gedenke.

„Gaſtiren iſt mir verboten, Majeſtät, mein Arzt ſchickt mich meiner Nerven wegen nach Gaſtein, ſpäter ſoll ich auf drei Wochen nach Seebad Doberan gehen; mir ſehr angenehm, da ich dort noch viele Bekannte habe.“

„„O, wenn Sie in ein Seebad müſſen, dann kommen Sie zu uns nach Norderney.““

Ich machte Ausflüchte. Norderney war mir als Bad der Hannoverschen Aristokratie geschildert worden, und so liebenswürdig auch Alle, die derselben angehörten, gegen mich stets waren, ich hatte keine Lust, mich dort allein zu langweilen, noch weniger, mich anzudrängen oder dulden zu lassen.

Auf die wiederholte Frage des Königs nach dem Grunde, Norderney nicht besuchen zu wollen, erklärte ich scherzend, es seien mir dort zu viel Wappen mit sieben- und neunperligen Kronen, zu denen mein Wappen: zwei Larven und ein Dolch — wie es auf jedem Theatervorhange zu sehen — nicht recht passe.

„Oh — wenn Sie nicht mit uns verkehren wollen, so haben Sie das gar nicht nöthig. Bei mir liegt ein Buch aus zum Einschreiben. Wer sich nicht einschreibt, will damit sagen: „Mich laßt ungeschoren!“ und der bleibt es auch. Ich rathe Ihnen zu Norderney der göttlichen Luft wegen, und wenn Sie wollen, können Sie dort ganz ungenirt leben.“

Ich hielt mich in dem Augenblick für einen Minister, oder irgend ein großes Thier, da ich einen König so zu mir sprechen hörte.

Es kam noch mehrmals auf den Gegenstand und ich ging nach Norderney.

Bade-Intendant Kammerherr von Bock hatte mir liebenswürdiger Weise Wohnung besorgt, und lud mich gleich am ersten Abend zu einer Soirée, die er dem zur

Cur anweſenden Prinzen Albrecht Sohn von Preußen gab. Kammerherr von Bock hatte, wie man ſagte, die Stelle eines Bade-Intendanten vom Könige erhalten, um ſich alljährlich durch mehrmonatlichen Gebrauch der Bäder von einem permanenten Stockſchnupfen zu heilen. Geholfen hat das Mittel nicht, aber jedenfalls hatte Norderney einen ſehr liebenswürdigen und umſichtigen Bade-Intendanten gewonnen. Ich habe nie begreifen können, aus welchem Grunde ein Theil der Standesgenoſſen des Herrn von Bock ſich ſtets bemühten, Alles was er that und anordnete, ja auch ſeine Perſönlichkeit ins Lächerliche zu ziehen; das Publikum war mit ihm zufrieden. Eben ſo der König, denn als ſpäter eines Abends beim Thee von dem herrlichen Sonnenuntergang die Rede war und ein Herr die Aeußerung wagte: „Der heutige Sonnenuntergang war das Beſte, was Bock bis jetzt arrangirt hat!“ herrſchte ihn der König mit den Worten an: „„Bitte, laſſen Sie nur Bock zufrieden!““

Einige Tage nach meiner Ankunft kam der König. Mir wurde angeſagt, den König mit am Palais zu empfangen. Ich verweigerte, mich da einzudrängen, aber auf beſtimmtes Zureden des Intendanten empfing ich mit. Der König begrüßte mich faſt herzlich und ließ mich am andern Tage zur Tafel und Abends zum Thee befehlen. Zur Tafel in der erſten Woche zweimal, dann dreimal, dann öfter und zuletzt faſt täglich — zum Thee

jeden Abend vom Beginn meines Aufenthalts bis zum Schluß, und so kamen Tage, an denen ich, die Spaziergänge mit eingerechnet, acht Stunden in der Nähe des Königs verweilte. Die persönliche Liebenswürdigkeit Georg V. ist bezaubernd, umstrickend. Das natürlich einfach heitere Wesen macht den Verkehr fast schwer. Die ungezwungen familiäre Weise, die Art, sich oft selbst in der burschikosesten Manier bei irgend einem Versehen mit Schimpfnamen zu belehnen, kann leicht einmal zu etwas zu freier Bewegung verleiten. Und eine Tactlosigkeit würde Georg V. einem gebildeten Menschen niemals verziehen haben, während umgekehrt das tactlose Benehmen niederer Leute zu seinen höchsten Ergötzlichkeiten zählte. Auf seiner Yacht in Nordeney hatte er einen Capitän Namens Raß. Dieser biedere Ostfriese fing seine Vorträge an den König immer mit den Worten an: „Hören Sie, ich will Sie mal was sagen!" und nie verfehlte diese Anrede ihre heitere Wirkung. Eines Tages machen wir eine Seefahrt und plötzlich erschallt ein Gelächter des Königs, das kein Ende nimmt. Ich erlaubte mir später nach der Ursache zu fragen und erfuhr, daß der König zwei Damen aufgefordert, sich doch einmal die Cajüte anzusehen. Raß hörte das, und da er es nur für möglich hielt, daß Jemand an einem schönen Sommertage zu ganz nothwendigem Zweck die Cajüte besuchen könne, klopft er den König auf die Achsel, und sagt: „Hören Sie, ich will Sie mal was sagen! Es jeht nicht!"

„„Was?““

„Es jeht nicht!“

„„Was geht nicht?““

„Es muß erſt rein gemacht werden!“

Der Ausdruck war noch viel komiſcher und ſchlagender, als ich hier niederſchreiben darf, aber bald verbreitete ſich die Geſchichte auf dem ganzen Verdeck.

Ich fragte, ob ich die Geſchichte in Commiſſion nehmen dürfe, und ſchon Nachmittags rief der König: „Haben Sie mit unſerer Geſchichte ein gutes Geſchäft gemacht? Wie oft ſind Sie ſie los geworden?“.

Die Tafel zählte jeden Mittag mindeſtens ſechsundzwanzig Perſonen und wurden zu derſelben abwechſelnd die vornehmſten Perſonen befohlen. Die Tafel war für den Schauſpieler eine Fundgrube charakteriſtiſcher Perſönlichkeiten der höheren Stände, und wenn ich dereinſt in's alte Fach übergehe, ſo werde ich weder bei der Darſtellung liebenswürdig vornehmer Charaktere, noch bei der dummer und aufgeblaſener um Vorbilder verlegen ſein.

Außer den beſonders Geladenen ſpeiſte da täglich die Umgebung des Königs, die Adjutanten, General-Polizeidirector von Engelbrechten, Rath Meding und die Leibärzte. Carl Devrient, der ebenfalls auf Wunſch des Königs nach Norderney kam, wurde auch ſehr oft zur Tafel befohlen. Da an einer ſolchen Tafel eine beſtimmte Rangordnung beſteht, ſo waren wir dem Range nach die Letzten. Nach der Tafel war Cercle zum Entſetzen der

Adjutanten, die jeden Einzelnen vorführen mußten, und natürlich das Ende nicht erwarten konnten. So liebenswürdig die Adjutanten schuldiger Maßen gegen uns stets waren, so waren die Comödianten an der königl. Tafel doch nicht nach ihrem Geschmack. Merken lassen durfte es sich Niemand, denn Georg V. wäre im Stande gewesen, mit einem seiner Comödianten wie der stolzeste Monarch Europas: Ludwig XIV. es mit Schauspieler Molière gethan, am Tisch allein zu essen, und den Hofstaat rund herum stehen zu lassen, wenn es Einer gewagt hätte, sich seine Verdrießlichkeit über unsere Einladungen merken zu lassen. Aber die Merkmale für uns waren sehr scherzhaft. Der König sprach Jeden an, und selbst wenn ich ihn am Vormittag hatte begleiten dürfen, und Abends wieder zum Thee befohlen war, sprach er doch stets nach der Tafel mit mir, wenn auch nur zwei Worte, wahrscheinlich um mich in den Augen der Anderen nicht zu übergehen. Wenn er nun vor mir mit Devrient sprach und den entließ, sagte einer der Adjutanten — die Namen der Herren habe ich sämmtlich vergessen — ehe er mich hinführte, stets laut und mit Betonung zu einem Umstehenden: „Der Letzte!“ Das war fast täglich, so wie ich täglich darauf inwendig die Achseln zuckte, und mir ins Ohr flüsterte: „Nebbich!“

„Nebbich“ ist einer der wunderbar bezeichnenden Ausdrücke, an denen die Juden so reich sind. Ich konnte ja nichts dafür, daß ich Schauspieler war. Hätte mich der

liebe Gott mit der Fülle von Geist ausgestattet, die dazu gehört, Adjutant zu sein — ich wäre es vielleicht auch geworden.

Man kann nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein. Wenn ich wieder auf die Welt komme, besorge ich mir als Urgroßmutter die geadelte Maitresse eines Fürsten, dann stehen dem Enkel mit seinen Ahnen alle Thüren und die höchsten Stellen offen, dann komme ich vor allen Dichtern, Bildhauern, Malern und wie sie alle heißen, die man mit dem despectirlichen Namen „Künstler" benennt, d. h. wenn ich noch einmal auf die Welt komme, was ich jedoch weder mir noch meinen Mitmenschen wünsche.

Aber, aber — ich fürchte, wenn ich wirklich noch einmal auf die Welt käme, — eine plebejische Natur kann sich nun einmal nicht verleugnen — ich nähme wieder dieselben Eltern und würde wieder — Schauspieler.

So sehr die Persönlichkeiten bei Tafel wechselten, Abends beim Thee sah der König fast immer dieselbe Gesellschaft bei sich. General-Polizeidirector von Engelbrechten, Hofrath Meding, Leibmedicus Weber, Doctor Lohmann, Hofpianist Labor mit Mutter und Schwester so wie Herr Sontag waren der tägliche Stamm. Hin und wider wurden auch meine zur Cur anwesende Collegin: Fräulein Preßburg, wie Fräulein Keßler (vom Berliner Hoftheater) befohlen. Dazu

kam ab und zu ein höherer Beamter aus Hannover, der Vortrag hielt, und am andern Tage heimkehrte oder wohl gar ein gräflicher lebenslänglicher Miniſter, der ſeine wehmüthig geringſchätzenden Blicke über die ahnenloſe Geſellſchaft ſtreifen ließ.

Wir amüſirten uns oft ſo königlich, wie der König ſelbſt, denn heiter ging es immer zu. Nach dem Thee ſpielte Labor Lieblingsſtücke des Königs, oder auch, mit Erlaubniß des Monarchen, Piecen, welche Dieſer oder Jener aus der Geſellſchaft gern hören wollte.

Vorleſen in Geſellſchaft iſt mir etwas Gräßliches, und ich war dem König im Stillen ſehr dankbar, daß nie dergleichen von mir verlangt wurde.

Von Wagners Nibelungen war damals gerade der Text erſchienen — ich erzählte von manchen Schönheiten in demſelben, von den geſchraubten, unüberwindlichen Stellen, von dem Epapopeiya:

„Wagela, weya!"

Ich hatte den Text bei mir, holte ihn aus dem Paletot, und fing an, Einzelnes daraus vorzuleſen.

Am andern Abend fragte der König halbleiſe: „Haben Sie heute wieder etwas mitgebracht?"

Ich verneinte, und ahnte mein künftiges Schickſal.

„Schade! brächten Sie wohl morgen etwas mit?"

„„Zu Befehl, Majeſtät!""

„Die Glocke" von Schiller war zu lang und zu

bekannt, ſonſt hätte ich ſie am andern Tage geleſen, nur um der Stelle willen:

„Gefährlich iſts den Leu wecken!“

Zerknirſcht ging ich Abends heim mich mit Vorwürfen überhäufend: „Hätteſt du doch das verfluchte: „Wagela weya“ im Paletot gelaſſen!“

Aber ich irrte mich. Der Zuhörer war ſo intereſſant, daß ich ſelbſt an dieſen Leſeabenden Freude fand. Ich richtete mir aber auch die Sache nach meinem Geſchmack ein, der bald der des Königs wurde. Es war keine ſteife Vorleſerei einer Dichtung, nach deren Schluß man das Buch befangen zuklappt, um ein Paar Floskeln zu hören, nein, es war ein fortwährendes Zwiegeſpräch mit Georg V., in das die poetiſchen Ergüſſe bedeutender Dichter eingewoben wurden.

Oscar von Redtwitz, der auch in Norderney zur Kur war, und mit dem ich die Freude täglichen Zuſammenſeins genoß, erzählte mir, daß er in Wien ſeine Dichtungen in der „Geſellſchaft“ vorgeleſen, um ſich an deren Urtheil zu bilden.

Nach der erſten Vorleſung ſei die Geſellſchaft auf ihn zugeſtürzt:

Superb! Herr Kammerherr! Delicios! magnifique! charmant!

Nach der zweiten:

Lieber Baron! Delicios! magnifique! charmant! superb!

Nach der dritten:

Magnifique! charmant! superbe! delicios!

Nach der vierten:

Charmant! superb! delicios! magnifique!

Von da ab las er nicht mehr und auf die verwunderten Fragen wegen seines Zurückziehens habe er geantwortet: „Die vier verschiedenen Urtheile kenne ich ja nun auswendig!"

Das war nun freilich hier etwas Anderes! Georg V. vorzulesen, ihn einzuführen in die Gedankenwelt Anderer, zu sehen, wie er eine Schönheit sofort auffaßte, zu der man selbst erst nach wiederholtem Lesen gelangt war, seine begeisterte Freude zu hören, sein eingehendes Urtheil zu vernehmen, war für den Leser ein Genuß. Ich hatte zufällig nur ein Buch bei mir: Halm's Gedichte, und mußte mit diesen beginnen. Vor Jedem erzählte ich, namentlich bei Gelegenheitsgedichten, die Entstehung desselben, unterbrach den Vortrag bei irgend einer Stelle, die mir besonderer Aufmerksamkeit werth schien, las sie gleich mehrmals, kurz, dem Vortrag folgte gleich die Besprechung. Dem König gefiel diese Art Causerie tausend Mal mehr, als steife Herplapperei; er freute sich den ganzen Tag schon auf die Lesestunden, und als eines Abends ein Bade-Concert angesetzt war, dem er beiwohnen mußte, flüsterte er mir im Vorbeigehen zu: „Leider, leider können wir nach dem Concert nicht mehr Lesen, aber zum Thee kommen Sie jedenfalls."

Einer beſonderen Zartheit muß ich noch erwähnen. Der König ſchätzte Carl Devrient ſehr hoch und zog ihn gern in ſeine Nähe. Auf Spaziergängen und bei Tafel kam er mit ihm zuſammen, aber nicht ein einziges Mal hat er ihn zum Thee befohlen. Devrient war mit Frau und Sohn in Norderney, und ſo gern er ihn um ſich hatte, er brachte es nicht über das Herz, ihn auch Abends ſeiner Familie zu entziehen.

Bei einem ſolchen Leſethee, oder für mich Leſe-Bier, kam die Rede auf den berühmten Tenoriſten Schnorr von Carolsfeld, der kurz vorher geſtorben.

„Er hat in Hannover geſungen", meinte der König, „mir hat er aber nicht gefallen, ich habe ſeine Bedeutung nicht erkannt!"

Chor der Umſitzenden: „O nein, er war nicht bedeutend."

„Das bedauere ich ſchmerzlich!" wagte ich ſchüchtern einzuwerfen. „Die dunkle Art zu ſingen, der ſchwere Anſatz wird Ew. Majeſtät frappirt haben; auf Niemann muß man ſich erſt an Schnorr gewöhnen. Zudem iſt Maſaniello eine ſchlechte Parthie von ihm. Ich bin überzeugt, wenn Schnorr öfter das Glück gehabt hätte, vor Ew. Majeſtät ſingen zu dürfen, er wäre ein Liebling geworden, denn er war ein fein gebildeter Künſtler in Hinſicht auf Geſang, wie auf Spiel. Ich ſchwärme für ihn, auch als Menſch, denn er war ein Gentleman!"

„„Ja?! War er das? O wie mich das freut. Von meinem Urtheil kann ich nicht abgehen; es ist möglich, daß ich ihn als Sänger noch hätte schätzen lernen. Aber Sie glauben nicht, wie ich mich freue, wenn ein Künstler zugleich ein achtungswerther Mensch, ein Gentleman ist. Und er war es also wirklich?““

„Gewiß, Ew. Majestät; ein kurzer Nekrolog in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ giebt ein treffendes Bild des Dahingeschiedenen.“

„„Den muß ich lesen. Meding! lassen Sie mir gleich die Nummer kommen. O wie schön ist es, wenn ein Künstler ein Gentleman ist.““

Chor der Umsitzenden: „Ja, es ist schön, wenn ein Künstler ein Gentlemann ist.“

Wie sehr der König diese Abende liebte, wie angenehm ihm diese gewohnte Gemüthlichkeit, oder gemüthliche Gewohnheit, davon giebt ein kleiner Vorfall Zeugniß.

Es war eine größere Soirée, der ein Concert vorausging. Der König nahm beim Souper Platz zwischen zwei fremden Prinzessinnen. Ich hatte mich sehr entfernt gehalten, da ich möglicher Weise „Der Letzte“ war. „Lieber Sontag“, rief der König, setzen Sie sich mir gegenüber, wie wir's gewohnt sind!“ und rieb sich vergnügt die Hände. Diese Soirée wird mir übrigens unvergeßlich bleiben. Alexander Dreyschock, ebenfalls zur Cur anwesend, war zur Soirée geladen.

Einige Tage vorher kam er zu mir und fragte, ob ich geneigt sei, mit ihm in dem Concert zusammen zu wirken.

„Mit tausend Freuden! In welcher Art?"

„„Sie declamiren ein Gedicht und ich phantasire dazu. Sie brauchen mir das Gedicht nur einmal vorzulesen und sich in Ihrem Vortrag an Nichts zu binden. Ich füge mich Ihnen!""

Wir wählten den „Leuchthurm" von Redtwitz. Das Gedicht ist an und für sich sehr schön, ich wurde durch den Vortrag Dreyschocks so hingerissen, das Alles zusammen einen enormen Eindruck, wohl den größten Effect des Abends machte. Tagelang sprachen die Zuhörer von dieser Nummer des Programms.

Samarow hat in seinem Buche, — ich glaube, es heißt: „Minen und Contreminen" diese Abende beschrieben, und des Zusammenwirkens mit Dreyschock Erwähnung gethan, aber statt meines Namens den Namen Devrient genannt, ebenso in dieser Soirée der Declamation Klesheim'scher Gedichte durch Fräulein Preßburg gedacht. Devrient hat nie mit Dreyschock zusammen gewirkt, und Fräulein Preßburg, welche, wie schon erwähnt, öfter mit Fräulein Keßler den Petits comités beiwohnte und vorlas, ist weder jemals bei Tafel, noch in einer der Soiréen gewesen. Jedenfalls ein Gedächtnißfehler, denn meine Person ist wohl zu unbedeutend, um sie absichtlich zu ignoriren.

Leider verwischten wir Beide, Dreyschock und ich,

freilich nicht durch eigene Schuld, den Eindruck bei der zweiten Soirée. Die Bedingung des Königs war: „Wieder Dreyſchock und Sontag!“ So etwas gelingt nie wieder wie das erſte Mal, aber wenn hohe Herren einen Wunſch haben, da giebts keine Widerrede.

Wir nahmen aus Verzweiflung, da wir nichts Anderes hatten, ein Gedicht von Halm: „Das Kind der Wittwe.“ Ich ſtrich es nach Möglichkeit; — kurz wollte es aber nicht werden. Am Tage wurde ich ſtark heiſer, ich medicinirte, aber ohne Erfolg. Abends declamirte Devrient den „Aelpler“ von Seidl wunderſchön. Ich erſuchte den Hofmarſchall, den König zu bitten, meiner Heiſerkeit das Gedicht zu erlaſſen.

„Ich denke nicht daran!“

„„Ich bin unfähig, und nun auf den Altmeiſter““

„Kommt der Jungmeiſter,“ fiel er ein — „es hilft nichts, kommen Sie nur.“

Ich kam, wurde geſehen, kaum gehört, ſiegte aber nicht. Tiefe Verbeugung zweier Beſchämter: Dreyſchock und Sontag, die keinen Erfolg errungen.

Bald darauf ſollte das dritte Concert ſein, und wie immer ging demſelben eine Conferenz voraus. Der König richtete an Dreyſchock und mich mit möglichſt zarter Betonung die Frage: „Nicht wahr, auf ein Zuſammenwirken in der bisherigen Form beſtehen Sie diesmal nicht?“

„O Gott, nein!“ hauchten wir Erleichterten in allergrößter Unterthänigkeit.

Einen reizenden Abend verlebte ich gegen das Ende der Saison im Hause, oder vielmehr in der gemietheten Cabuse des russischen Militairbevollmächtigten am preußischen Hofe: Grafen Adlerberg.

Die Gräfin hatte mehrmals unseren Lesevergnügungen beigewohnt und durch ihre Stickerei oder andere Handarbeit, die sie mitbrachte, die Gemüthlichkeit dieser Abende wesentlich erhöht. Der König, der die Gräfin außerordentlich schätzte, sie, wie ihren Gemahl durch das trauliche „Du" ehrte, war voll scherzhafter Galanterie, wie denn überhaupt Georg V. Damen gegenüber von unglaublicher Artigkeit war. Eines Abends wurde ihm der Thee, wie immer, in seiner großen Lieblingstasse gereicht und durch zufällige Verzögerung, nicht wie es sonst geschah, zugleich den anwesenden Damen präsentirt. So wie Er merkt, daß Fräulein Keßler noch keinen Thee hat, schiebt Er ihr sofort seine Tasse zu, und als sie nicht gleich begreift, daß Bestimmungen eines Königs „Befehle" sind, sagte Er: „Wie können Sie glauben, daß ich mich vor einer Dame bedienen lassen werde!" und wartet auf eine andere Tasse. Die Liebenswürdigkeit des Königs ging so weit, daß er in Norderney allen verheiratheten Damen Besuche machte, selbst die Frau eines Schauspielers, Frau Devrient, vor ihrem Hause aufsuchte.

Graf Adlerberg inclinirte nicht für Vorlesungen, und so war extra für ihn stets eine Whist- oder Schach-

parthie besorgt, wenn ihn der König nicht ganz entbunden hatte.

Die Gräfin bat mich eines Tages, ich möchte doch einmal in ihrer Wohnung mit ihr selbst irgend etwas zusammen lesen — sie wolle dann den König dazu einladen. Ich machte eine kleine, zu diesem Zweck passende Scene zurecht, wir probten, und bis auf den Dialect las die Gräfin charmant. Die kleine, aber gewählte Gesellschaft bestand aus dem König, seinem Begleiter Prinzen Herrmann Solms und meiner Wenigkeit. Gräfin Adlerberg hatte dem König das kleine Stübchen dadurch gemüthlich gemacht, daß sie, so viel ich mich erinnere, aus seinem Palais seinen Lehnstuhl, wie seine Mundtasse holen ließ und ihn damit überraschte. Er konnte in seinen Dankesworten kein Ende finden für die „gütige Aufmerksamkeit!"

Es war ein sehr, sehr heiter gemüthlicher Abend. Spät bei Mondschein gingen wir heim. Der König blieb plötzlich stehen und rief seelenvergnügt: „Es sind doch herrliche Stunden, die ich in meinem Norderney verlebe. Die interessantesten Menschen lerne ich seit Jahren auf die ungezwungenste Weise kennen, und wo könnte ich wohl einen so gemüthlichen Abend verleben, wie den heutigen? Nur in Norderney!"

Ich lachte und entgegnete: „Einen ähnlichen Abend wie den heutigen werde ich wohl auch nicht wieder erleben. Nur zwei Gäste in der Gesellschaft; ich der Eine

und der Andere zufällig — ein König! Das wird mir auch ſobald nicht wieder begegnen!"

„Oh, gewiß wird es Ihnen wieder begegnen — im nächſten Jahre. Wir werden doch wieder hier zuſammen ſein?!!

Im nächſten Jahre!!!

Das nächſte Jahr wurde in die Bücher der Geſchichte, die jedem Jahr ſeine eigene Seite gönnt, auf pagina

1866!

eingetragen.

Wenige Tage vor meiner Abreiſe von Norderney ſaß ich in dem Frühſtückslocale am Strande — im Volksmunde „Giftbude" getauft — mit dem Hofmarſchall Grafen Wedel, und ſprach meine Verwunderung gegen ihn aus, daß von den reichen Cavalieren des Landes ſo wenig ihren Winter in Hannover am Hofe zubrächten, da der Aufwand, den ſie zu machen im Stande wären, der Saiſon doch ein beſonderes Relief geben müßten. „Sie ſparen," erwiderte der Graf, „und ſuchen ihre Beſitzungen zu vergrößern; — dann haben ſie, wenn Hannover über Kurz oder Lang, was ja nicht ausbleibt, preußiſch wird, doch großen Grundbeſitz!"

Wer hätte damals ahnen können, daß dieſe Prophezeiung ſich in noch nicht Jahresfriſt erfüllen würde!

Die Zeit der Abreiſe von Norderney rückte heran. Die Theaterſaiſon in Hannover beginnt alljährlich am 28. Auguſt, an Göthe's Geburtstag, und wir Mitglieder hatten die Verpflichtung, am 20. Auguſt einzutreffen. Ich bekam einen Probezettel für den 22., ging in's Palais, und ſchrieb das übliche: „Meldet ſich unterthänigſt ab" ins Buch.

Sofort kam ein Lakai und holte mich.

„Sie wollen fort, ja was fällt Ihnen denn ein?" rief der König.

„„Die Pflicht ruft mich, ich habe übermorgen Probe, ebenſo wieder in vier Tagen.""

„Sind denn die Proben unumgänglich nöthig?"

„„Die Leſeprobe übermorgen beruht auf einem Mißverſtändniß — ſie iſt ſchon vor den Ferien abgehalten worden. Die nächſte Probe iſt nöthig.""

„Zu der können Sie dann ja auch reiſen; ich gewinne aber bis dahin vier Tage. Ich werde ſofort nach Hannover ſchreiben laſſen — Sie bleiben noch vier Tage!"

Ich blieb, und Devrient, mit dem ich reiſen wollte, zog heimwärts. Die vier Tage vergingen ſchnell; es kam wiederum zum Abſchied.

Der König war unendlich herzlich.

„Müſſen Sie denn wirklich?"

„„Ja, Ew. Majeſtät, ich erhielt heute noch einen Brief, der mich zurückverlangt.""

„Von wem?"

„„Vom Regiſſeur Marcks!““

„Um Gotteswillen, dann reiſen Sie! Marcks mag ich nicht erzürnen — ich ſtehe ohnedies nicht ſehr in ſeiner Gnade.“

Der Grund dieſer unmotivirten Aeußerung lag in Verhältniſſen, die ich an anderer Stelle beleuchte*). Marcks hat nie etwas gegen den König gethan, um dieſe Aeußerung des hohen Herrn zu rechtfertigen.

Zum Schluß überreichte mir der König als Andenken an die „ſchöne Zeit“ eine Brillantnadel. Ich benahm mich unglaublich dumm dabei, — ich nahm die Aufmerkſamkeit übel. Die ganze Zeit war für mich eine ſo herrliche, daß ſie mir durch ein „Geſchenk“ getrübt wurde. Der König wurde faſt verlegen, und hier zeigte ſich wieder ſeine unendliche Zartheit.

„Mein Gott, ich habe doch Dem und Der, auch dies und das geſchenkt, ich werde mir das bei Ihnen doch auch erlauben dürfen?“ Und nun nannte er eine Reihe von hochgeſtellten Perſonen: Prinzen und Prinzeſſinnen, Grafen und Gräfinnen, um mir ja begreiflich zu machen, daß dies Andenken nicht etwa eine Bezahlung, ſondern wirklich nur ein Andenken ſein ſolle. Ich habe, ſogern ich nach meinen Mitteln ſelbſt ſchenke, für „Geſchenkt bekommen“ abſolut keinen Sinn. Mir iſt ein Geſchenk nur

*) Beiträge zur Geſchichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

als Auszeichnung in Beziehung auf meine Berufsthätigkeit von Werth, und die Auszeichnung, die mir der König durch seinen Umgang gewährte, war nicht zu überbieten. Die Verleihung seiner Medaille für Kunst und Wissenschaft, mit der er sehr haushälterisch umging, war mir später ein schöneres Geschenk, als hundert Brillantnadeln.

Am andern Morgen saß ich auf dem Wagen, welcher die Abreisenden zum Schiff führt. Der Wagen geht vom Curhaus ab, das dem Palais des Königs vis-à-vis liegt. Der König frühstückte im Freien und Prinz Solms sagte ihm, daß ich eben auf den „Kälberwagen" — so hieß er seiner primitiven Form wegen — hinauf klettere.

„Sontag soll rasch herüberkommen, ich will ihm nochmals Adieu sagen."

Ich kam, blieb, da die Abfahrt des Wagens verschiedene Hindernisse fand, noch eine Viertelstunde — endlich war die Zeit da.

„Nun so leben Sie wohl, mein lieber Sontag — Sie werden mir hier sehr fehlen, denn — — — —" Pause, endlich schlägt der König mit der Faust auf den Tisch: „Zum Donnerwetter, das Theater wird doch nicht gleich zu Grunde gehen, wenn Sie einige Tage später kommen. Sie bleiben! Ich werde einen „Ukas" erlassen — man soll sogleich nach Hannover telegraphiren! — Das Gepäck des Herrn Sontag soll sofort vom Kälberwagen geholt werden."

Wiederum blieb ich.

Endlich kam es denn aber doch einmal zum wirklichen Abſchied und nur wenige Tage nach Beginn der Vorſtellungen traf ich in Hannover ein.

Es hatten ſich in den letzten Jahren ſchon hin und wieder Spuren ſteigender Ungunſt bei der Intendanz gezeigt, und Kränkungen mancher Art waren mir widerfahren. Ich legte ſo ſchrecklich viel Gewicht nicht darauf, denn da ich mich ſtets nur zu einjährigem Contract entſchloſſen hatte, konnte ich ja jeden Augenblick, ſobald es mir zu bunt wurde, ſcheiden.

Perſönlich ſtand ich, wie ich glaubte, mit Graf Platen ſehr gut, denn er war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Ich kam jedem ſeiner Wünſche nach, und wenn das von ſeiner Seite mir gegenüber nicht geſchah, ich mich gekränkt fühlte, ſo ſprach ich mich offen gegen ihn aus, ſelbſtverſtändlich in den Grenzen, die ſeiner Stellung gebührte. Obgleich das Verhältniß zwiſchen Schauſpieler und Intendanten keineswegs das eines Dienenden zum Chef, ſondern einfach das eines Contrahenten zum Mitcontrahenten iſt, ſo trägt doch jeder gebildete Schauſpieler dem Alter wie der ſonſtigen Lebensſtellung ſeines Intendanten Rechnung.

Der Graf war, wie ich ſchon früher bemerkte, ſtets zu Scherzen, namentlich zu ironiſchen Scherzen an Anderen aufgelegt, und ich mußte ihm nicht ſelten die Hand dazu bieten, wobei ich allerdings ſelbſt ſehr luſtige Stunden verlebte.

Daß dem Grafen ein Scherz über Alles ging, dieſem Alles weichen mußte, davon nur Ein Beſpiel. Amalie Weiß verlobte ſich mit Joſeph Joachim und ſagte der Bühne Valet, um ſpäter als Concertſängerin an der Seite ihres weltberühmten Gatten an den Triumphen deſſelben Theil zu nehmen. An meiner Tafelrunde ſaß ein Herr, der für Amalie Weiß beſonders ſchwärmte. Sie war, natürlich in abſichtlicher ſcherzhafter Uebertreibung, allein für ihn in der Oper. „Wie kommt es, daß die Oper: „Rienzi“ heißt? Sie müßte „Adriano“ heißen, denn ſie ſingt die Hauptrolle.“ Eines Sonntags ſoll Rienzi gegeben werden; ich gehe aufs Theaterbüreau und bitte Intendantur-Rath Uentze, er möge durch ſeine Machtvollkommenheit, nachdem alle Zettel mit dem Titel:

„Rienzi
der
Letzte der Tribunen“

gedruckt, die Lettern der drei Zeilen herauswerfen und dafür in der ganzen Breite dieſer Zeilen den Namen: „Adriano“ als Titel einrücken laſſen. Dies geſchah und am anderen Morgen brachte der Zettelträger dem Schwärmer für Amalie Weiß dieſen Zettel. Große Aufregung! Abends wurde der Zettel vom Beſitzer ſo weit aus ſeiner Proſceniumsloge gelegt, daß Adriano ſeinen Namen von der Bühne leſen konnte. Graf Platen wird in ſeiner gegenüber liegenden Loge endlich aufmerkſam

auf den Enthusiasten, der am liebsten den Zettel auf die Bühne gereicht hätte.

Er geht hinüber und erfährt die Ursache der Aufregung. Bald darauf klopft es an meiner Loge. Der Graf ruft mich heraus. „Sie haben an Landdrost N. einen Zettel mit „Adriano" geschickt!"

„„Ja!""

„Aber er und Alle glauben, ich sei's gewesen, es bleibt auf mir sitzen!"

„„Das schadet ja nichts!""

„In dieser Woche geht die Weiß ab, ihre letzte Rolle ist Fidelio. Kommen Sie übermorgen aufs Büreau — wir wollen einen Zettel für Landdrost N. machen!" Ich kam. Der Graf setzte sich an den Schreibtisch: „Dictiren Sie!"

„Mein Gott, Herr Graf, Sie sind ja gerade wie der bekannte Banquier zu Saphir: „„Machen Se schnell 'nen Witz!"" Das muß überlegt werden."

Wir überlegten.

Wie der Zettel war, weiß ich nicht mehr, nur das ist mir in Erinnerung geblieben, daß er, sehr groß, mit einem Trauerrande erschien, daß darauf stand:

Fidelio,

Oper in (leider) nur zwei Acten, daß es hieß:

Hauptperson:

Leonore, unter dem Namen Fidelio: SIE.

Nebenperſonen,
die aber zur Handlung nöthig ſind:

Pizarro,

Rocco,

Marzelline,

Jacquino.

Die Namen der Sänger, die ja doch für Landdroſt N. an dem Abend nicht auf der Welt waren, hielten wir für überflüſſig zu nennen.

Einer Bemerkung unten auf dem Zettel erinnere ich mich auch noch: „Der beſonnene Theil des Publikums wird gebeten, Enthuſiaſten, welche auf die Bühne ſpringen wollen, am Rockſchoß zurück zu halten ꝛc. ꝛc.“

An dem Zettel arbeiteten wir unter Lachen, da die Hälfte unſerer Einfälle nicht cour- oder vielmehr nicht zettelfähig, beinahe drei Stunden. Unterdeſſen wurde Alles — faſt ſämmtliche Mitglieder wollten ſich vor den Ferien vom Chef verabſchieden — abgewieſen, weil der Herr Graf „augenblicklich zu dringende Geſchäfte“ habe. Daß dieſer Zettel ſeine Wirkung nicht verfehlte, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich hielt alſo meinen Intendanten nach ſeinem Benehmen mir für ſehr gewogen, und hoffte, er würde über die Auszeichnungen, welche mir von Seiten des Königs zu Theil geworden, ſehr erfreut ſein.

Ich irrte mich!

Wie ſehr, ging daraus hervor, daß er den König

nach ſeiner Rückkehr damit begrüßte, von ihm die Genehmigung meiner Entlaſſung zu fordern, d. h. den König zu bitten, für mein Fach einen Anderen engagiren zu dürfen. Ich hatte damals keine Ahnung davon, hätte auch nie daran geglaubt, da ich in der Gunſt des Publikums ſtand, und durch keinerlei Ueberhebungen oder Pflichtverletzungen mir irgend Etwas hatte zu Schulden kommen laſſen. Den König verſchnupfte dieſer Wunſch meiner Entlaſſung, da er ſich ſagen mußte, der einzige Grund dieſes Wunſches ſei Seine Gnade. Es genügte aber auch vollſtändig, wie ſich ſpäter herausſtellte, beim König in Gnade ſtehen, um beim Intendanten in Ungnade zu fallen.

Ich kam alſo von Norderney nach Hannover und als erſtes Stück wurde mir das kleine Luſtſpiel: „Recept gegen Schwiegermütter“ angeſetzt, in welchem mir in voriger Saiſon die ganz jugendliche Rolle des Ehemanns, dem zweiten Liebhaber aber die mir gebührende des Raphael zugetheilt war.

Kurze Zeit vorher hatte mich der härteſte Schlag meines Lebens durch den Verluſt meiner guten von uns Kindern vergötterten Mutter getroffen. In den Armen meines älteſten Bruders, in Pauline Ulrichs und den meinigen war ſie verſchieden, überraſchend für mich, da ich von der Gefahr keine Ahnung hatte und ziemlich harmlos zum Beſuch nach Dresden kam. Mit faſt dämoniſcher Energie hatte ſie ihr furchtbares Leiden ver-

heimlicht, um uns die Besorgniß vor ihrem baldigen Verlust zu ersparen.

Ich will die wehmüthigsten Erinnerungen meines Lebens nicht, mich selbst folternd, hier auffrischen, nur in Dankbarkeit will ich eines Beweises von Liebe gedenken. Ob dereinst meinem Sarge viel oder wenig folgen werden, ob sich die Hälfte meiner Leidtragenden schon an der ersten Straßenecke seitwärts schlagen und sich zu einem vergnügten Frühstück bei irgend einem Restaurant versammeln wird, ist mir, wie wohl jedem vernünftigen Menschen, ziemlich gleichgültig. Nicht so bei denen, die zu unsern Theuersten gehören. Mir wäre der Gedanke schrecklich gewesen, wenn auch nur Einer mit Widerwillen — Anstands halber — meiner Mutter nicht die letzte Ehre, sondern also den letzten Zwang erwiesen.

Wir verheimlichten das Begräbniß, setzten die theuren Reste zwei Tage vorher bei und senkten sie früh Morgens um sieben Uhr still ins Grab, nach welchem sich Mutter während ihrer Krankheit mit Inbrunst gesehnt hatte. Der Priester, wir beiden Geschwister und die Familie Ulrich folgten dem Sarge. Und wie Viele hatten sich eingefunden! Freunde, die bescheiden in weiter Entfernung hinter den Bäumen der Feierlichkeit zusahen, Arme, denen sie, die wahrhaftig nicht reich, weit über ihre Verhältnisse gegeben und manche Thräne getrocknet hatte.

Als wir am Nachmittag wieder auf den Kirchhof

hinauskamen, war das ganze Grab bepflanzt und Blume an Blume in den ſchönſten Farben hatten den grauen Hügel in ein kleines freundliches Gärtchen verwandelt. Ich rieth ſofort auf Frau Mitterwurzer, die meiner Mutter von ihren Kinderjahren aufrichtig und herzlich ergeben war, wenngleich ein intimer, häufiger Umgang zwiſchen uns nicht ſtattgefunden. Ich hatte recht gerathen, und als ich zu ihr ſtürzte, um mich für dieſe Liebesgabe zu bedanken, verſchönerte ſie dieſelbe noch durch die Worte, mit denen ſie meinen Dank ablehnte: „Muß es überhaupt Jemand geweſen ſein? Wundert es Dich denn, daß aus dem Grabe dieſer Frau Blumen ſprießen?“

Am heiligen Oſtertag kehrte ich nach Hannover zurück und dankte perſönlich Sr. Majeſtät für das Beileidsſchreiben, welches die Gnade des Königs mir nach Dresden hatte ſenden laſſen. Georg V. ließ ſich jede Kleinigkeit der letzten Tage meiner guten Mutter erzählen, und ich konnte ihm eine große Freude machen durch die Mittheilung, daß meine Stellung in Hannover und hauptſächlich Seine Gnadenbezeugungen die letzten Lebenstage meiner Mutter verſchönt hatten.

In dieſer Zeit wurde mir die Rolle, die ich oben erwähnte, zugetheilt, und meine Gedanken waren zu ſehr dem Alltäglichen entfremdet, als daß ich Neigung gehabt hätte, in der ernſten Stimmung meines Gemüthes mich in irgend welche Zwiſtigkeiten mit der Regie einzulaſſen.

Ich ſpielte die Rolle und nur geſprächsweiſe bat ich den Regiſſeur, mir künftig die Darſtellung ſogenannter zweiter Rollen zu erlaſſen, da ein ſolches Verfahren gegen meinen Contract verſtoße, auch Mitglieder höherer Gagen in größeren, bedeutenderen Aufgaben verwerthet werden müßten. — Das Stück wurde gegeben, und es beſchränkte ſich meine künſtleriſche Thätigkeit im Monat Mai faſt nur auf die Darſtellung dieſer untergeordneten Rolle.

Jetzt, nachdem ich von Norderney zurückgekehrt, wurde mir als erſtes Stück, in welchem ich auftreten ſollte, wieder das „Recept gegen Schwiegermütter“ angeſetzt. — Daß für das erſte Auftreten der einzelnen Mitglieder nach den Ferien beſondere Stücke herausgeſucht werden, iſt eine Unmöglichkeit, und wenn jeder Schauſpieler den Anſpruch einer Auftrittsrolle erheben wollte, ſo wäre das geradezu irrſinnig, da leicht dadurch gar keine Vorſtellung zu Stande kommen könnte. Daß aber an einem Abende, an welchem drei kleine Stücke gegeben werden ſollten, unter der großen Anzahl einactiger Piecen, die ich auf meinem Repertoir hatte, nur wieder meine untergeordnetſte Rolle ausgeſucht wurde, war auffallend und ließ eben kein beſonderes Wohlwollen für ein ſonſt fleißiges und williges Mitglied verrathen. Trotzdem würde ich die Rolle unbedingt geſpielt haben, wenn nicht Unwohlſein mich plötzlich daran gehindert.

Bald darauf wurde das Luſtſpiel: „Romeo auf dem Büreau“ angeſetzt und für denſelben Abend wieder:

„Recept gegen Schwiegermütter.“ Einactige Rollen, welche das ganze Stück zu tragen haben, ſind oft umfangreicher und anſtrengender, als manche Hauptrolle in größeren Stücken, in welchen ſich die Anſtrengung auf mehrere Acte vertheilt. Die des Romeo gehört zu den anſtrengendſten.

Meine Nerven waren ſo fürchterlich angegriffen durch den Tod meiner Mutter, daß ich mich in Norderney mit der Seeluft begnügen und auf das Baden ganz verzichten mußte. Dreimaligen Verſuch büßte ich jedesmal mit vierundzwanzigſtündigem Leiden, nachdem ich vorher aus dem Waſſer getragen werden mußte. Keineswegs geneſen bat ich ſchriftlich den Regiſſeur, mich die anſtrengende Rolle des Romeo allein ſpielen zu laſſen, das Luſtſpiel: „Recept gegen Schwiegermütter“ auf einen anderen Tag zu verſchieben, mündlich erſuchte ich, das letztgenannte Stück, wenn die Aufführung deſſelben durchaus nöthig, wenigſtens nach Romeo zu geben, da ich mich für eine Rolle wie die des Romeo, die das ganze Stück zu tragen, nicht gern durch eine andere vorher zerſtreuen möchte. Dieſe ſo ſehr geringe Bitte wurde mir abgeſchlagen.

Gereizt durch viel Vorhergegangenes, ging ich allerdings viel zu weit, und berief mich nun entſchieden auf meinen Contract, welcher mich nur zur Darſtellung erſter Rollen verpflichte, und verweigerte das fernere Auftreten in dieſem Stück. Aehnliche Fälle waren hier hundertmal dageweſen, ohne daß ſie jemals zur Kenntniß

des Publikums gekommen. Mir wurde eine Strafe von 24 Thalern zudictirt, das Stück nach einiger Zeit wieder angesetzt und für meine zweite Weigerung die verdoppelte Strafe der ersten hinzugefügt, so daß sich die Höhe derselben auf 72 Thaler belief. Da kein Schiedsgericht geurtheilt, ob ich im Recht oder Unrecht, so erkannte ich die Strafe nicht an und verweigerte die Annahme der Gage. Natürlich kam ich trotz dieser Differenz meiner Pflicht in jeder anderen Beziehung haarscharf nach.

Bemerken muß ich, daß in den ersten Tagen der Saison, als meine Differenz wegen der Rolle begann, Graf Platen gar nicht in Hannover war und nichts davon wußte.

Nach einiger Zeit wurde ein Gastspiel der Ristori angekündigt und da mich gerade Ihre Königl. Hoheit die Großherzogin von Strelitz für mehrere Rollen einladen ließ, so wanderte ich zu meinem Intendanten, ihn um Urlaub zu bitten. In freundlichster Weise wurde er mir gewährt und nach einigen Scherzen über Dies und Jenes wollt' ich mich entfernen.

An der Thür rief mich Graf Platen zurück, brachte das Gespräch auf die fragliche Angelegenheit, und deutete an, daß es ihm angenehm wäre, sie beendet zu sehen.

„Herr Graf," erwiderte ich, „es kann mir nur erwünscht sein, diese unbeliebsame Differenz von Ihnen auf freundliche Weise gelöst zu sehen. Haben Sie die

Güte, mir die Rolle abzunehmen und erlaſſen Sie mir die Strafen."

Graf Platen. „Das kann ich nicht und thue es auch nicht. Sie müſſen die Rolle ſpielen. Lieber iſt's mir freilich" (fuhr er lachend fort) „wenn Sie bei Ihrer Weigerung verharren. Dann ſetze ich Ihnen das Stück alle Woche an, Sie verfallen immer in eine höhere Strafe, endlich bekommen Sie gar keine Gage mehr und ich habe Sie als Schauſpieler ganz umſonſt."

Ich. „Einem ſolchen Intendanten meine Kräfte unentgeltlich zur Verfügung ſtellen zu dürfen, könnte mir nur Ehre ſein, aber leider geſtatten das meine Verhältniſſe nicht! — Herr Graf! Um die kleine Straffumme iſts mir gar nicht zu thun — ich will nur mein Recht durchſetzen. Kann die Sache aber gemüthlich abgemacht werden, deſto beſſer. Alſo bitte, ſchenken Sie mir die Strafe, ich ſchenke Ihnen die Rolle."

Graf Platen. „Fällt mir nicht ein, ich muß denen da (dabei wies er nach den Zimmern, in welchen Rath Uentze, Garderobe-Inſpector Kronberg und Noten-Inſpector Oſten ſaßen) beweiſen, daß ich die Sache gegen Sie durchgeſetzt.

Nach mehreren humoriſtiſchen Gegenreden gab ich mich der perſönlichen Liebenswürdigkeit des Grafen, der ſich ſchwerlich Jemand hat entziehen können, gefangen.

„Nun gut, wenn Ihnen ſo viel daran liegt, ſo will

ich die Strafe zahlen, aber ich bitte, mir dafür den kurzen Urlaub nach Strelitz ohne Gagenabzug zu gewähren."

Graf Platen. „Das kann ich nicht, ich würde von den Beamten, die die Sache controliren, Vorwürfe erhalten. Dieser Leute wegen will ich ja gerade einen Brief von Ihnen wegen Ermäßigung der Strafe, der beweist, daß ich die Sache gegen Sie durchgesetzt habe. — Schreiben Sie also um Ermäßigung und überlassen Sie mir die Angelegenheit."

Ich. „Was bringt der Brief ein?"

Graf Platen. „Herr Gott, was machen Sie denn mit Ihrem vielen Gelde. Schreiben Sie nur den Brief, Sie werden zufrieden sein, und nun machen Sie, daß Sie fortkommen."

Unter der Thür drehte ich mich nochmals um und bat: „Darf ich vier Tage in Harburg spielen! Es ist mein erster Urlaub."

Graf Platen. „Montag haben Sie hier zu spielen, da müssen Sie zurück sein. Ob Sie Probe haben weiß ich nicht — machen Sie die Geschichte mit Marcks ab."

Ich. „Morgen habe ich auch nicht zu spielen, wenn Sie erlauben, reise ich dann schon heute Nacht."

Am Nachmittag desselben Tages schrieb ich mein Gesuch — natürlich nicht um Ermäßigung, sondern gleich um Erlaß — der Großmuth des Intendanten die ganze Sache überlassend und reiste ab.

Gedankenlos hatte ich den Urlaub auf vier Tage

erbeten, für den Fall einer Verlängerung des zweimaligen Gaſtſpiels, ganz vergeſſend, daß im Hannoverſchen Lande, alſo auch in Harburg, am Sonnabend das Theater geſchloſſen. Ich kehrte alſo am Sonnabend zurück, meldend, daß ich von den vier bewilligten Tagen nur zwei benutzt habe.

Die Antwort auf mein Geſuch erhielt ich am Tage meiner Rückkehr. Sie war abſchläglich! Bemerkt wurde, daß ich aufs Neue in Strafe verfallen, indem ich einen Tag früher, als mir erlaubt, abgereiſt ſei. Dieſe neue Straffälligkeit wolle man ignoriren, aber von einer Ermäßigung der erſten Strafe könne nicht die Rede ſein.

Da ich von den vier bewilligten Urlaubstagen nur zwei benutzt, hielt ich die Sache für einen Irrthum, oder glaubte, der Intendant wolle mich in ſeiner liebenswürdig humoriſtiſchen Weiſe fexiren und ging perſönlich aufs Büreau.

Nachdem ich zwei Tage nach einander abgewieſen, erhielt ich nicht ſchriftlich, ſondern durch den Büreaudiener den Beſcheid, daß mündlicher Verkehr mit mir von jetzt ab aufgehoben ſei, und ich mich ſchriftlich an die Intendanz zu wenden habe.

Ich erinnerte nun in meinem Briefe an die mündliche Verſtändigung, und erklärte, daß, wenn der Herr Graf dieſe Verſtändigung ignorire, ich daſſelbe thun wolle, und nach wie vor die Strafe nicht anerkenne.

Darauf erhielt ich den Beſcheid, daß dies nicht möglich, da ich durch das Geſuch um Erlaß der Strafe die Straffälligkeit nun anerkannt habe.

Ueber dieſe Entgegnung drückte ich mein Bedauern aus. Die ganze Sache, ſchrieb ich, müſſe auf einem Mißverſtändniß beruhen, da ich unmöglich glauben könne, daß ein vertrauliches perſönliches Geſpräch benutzt worden ſei, mich zu dem vorerwähnten Geſuch zu veranlaſſen, um ein ſchriftliches Document gegen mich in der Hand zu haben. Ich erhielt hierauf keine Antwort, meine Gage blieb nach wie vor auf der Caſſe zurück.

Der Urlaub nach Strelitz war mir bewilligt worden, ich hatte dort geſpielt, meine erſte Rolle nach meiner Rückkehr war in Hannover Juſtizrath Feldner in Raupachs Drama: „Die Geſchwiſter.“ Ich ſpielte die Rolle ſo gut ich konnte, brachte in der Scene, in welcher Feldner angeheitert, ein paar kleine harmloſe Scherze an, welche niedergeſchrieben vielleicht zwei Zeilen ausgefüllt haben würden, und hatte mich in allen Scenen, beſonders in dieſer, großen Beifalls zu erfreuen, in den der König, der an dem Abend im Theater, auffallend einſtimmte. Ich war ſehr vergnügt, dies hübſche Röllchen ſo zur Geltung gebracht zu haben und fuhr fröhlich anderen Tags nach Herrenhauſen, wohin ich zur Tafel befohlen war. Der König, immer bemüht, allen Menſchen Freude zu machen, hatte während meiner Abweſenheit Devrient, Lehmann und mich ebenfalls nach Herrenhauſen

befohlen, um uns das intereſſante Vergnügen näherer Bekanntſchaft mit der Marquiſe del Grillo (Adelaide Riſtori) zu verſchaffen. Der König hatte ſich jedenfalls verwundert, daß ich während des Gaſtſpiels der Riſtori abreiſen konnte, denn ſein Echo: Prinz Georg Solms ſprach ſich in der Weiſe vor der Tafel gegen mich aus. Er konnte ein Schwänzen der Riſtori, die ich übrigens glücklicher Weiſe noch in einer Rolle ſah, gar nicht begreifen." Ich ärgerte mich und ſagte endlich: „Durchlaucht, wenn ein Billet zur Riſtori fünf Thaler koſtet, ſo gehen Sie hin, wenn es fünfzig koſtet, beſinnen Sie ſich, wenn es zweihundert Thaler koſtet, beſinnen Sie ſich nicht mehr, — Sie verzichten! Ich habe während der acht Tage in den beiden Mecklenburgiſchen Städten vierhundert Thaler eingenommen, und dieſe Summe iſt mir ſelbſt für die Riſtori zu theuer!" Der Prinz, der ſtets unendlich freundlich gegen mich war, lachte, gab mir Recht, überſchüttete mich über meine Leiſtung in den Geſchwiſtern, wie ſpäter Se. Majeſtät ſelbſt, mit Complimenten, die ihren Gipfelpunkt in den Worten fanden: „Wer mit ſo einfachen Mitteln, durch ſolch natürliches Spiel eine kleine Rolle der Art zur Geltung bringen kann, iſt in ſeiner Art auch Riſtori."

Wie Zucker fraß ich das hinunter, denn ich mag dergleichen manchmal leiden.

Es war eine große Entſchädigung für einen Brief des Regiſſeurs Marcks, der mir kurz vor der Hinausfahrt eingehändigt war. Der Brief lautete:

Mein Herr!

— — — —

— — — —

und zeige Ihnen an, daß ich bei der General-Intendanz Beschwerde geführt wegen absichtlicher Verlängerung der zweiten Scene des dritten Actes durch Extemporiren um das Doppelte und des dadurch herbeigeführten Nachtheils: Störung der Situation für mich.

Es muß freilich Jeder wissen, auf welche Weise es ihm möglich ist, Beifall zu erringen und ich habe noch Jedem den Erfolg seines Handwerks gegönnt; und wenn ich auch außer Stande bin, von Ihnen zu verlangen, daß Sie in einem Schauspiel der Dichtung und Situation angemessen Ihre Rolle durchführen, so kann ich doch fordern, eine durch gewissenlose Entstellung des Textes bis zur Qual für den Mitspielenden gedehnte Scene bis auf die im Buche stehenden Worte einzuschränken.

Marcks, Hofschauspieler.

Ich war erstarrt über den Ton des Mannes, den ich als Künstler, wie Regisseur schätzte, der mir allerdings schon Mancherlei in den Weg gelegt, aber wie ich immer glaubte, aus Partheilichkeit für seinen Freund Porth.

Nie hätte ich geglaubt, daß Gehässigkeit so in seinem Inneren Wurzel gefaßt, und daß die Schätzung meiner

künſtleriſchen Eigenſchaften ſich bei ihm auf Null reducirten. Wiederum ein Beweis, daß Schillers Wort:

„Der Wein erfindet Nichts, er ſchwatzt nur aus!“

ſich eben ſo gut verändern läßt in:

„Die Wuth erfindet Nichts, ſie ſchwatzt nur aus!“

Natürlich erwähnte ich dieſes Briefes bei Hofe mit keiner Silbe, und fuhr, mit einer Photographie der Badegeſellſchaft in Norderney beſchenkt, nach Hauſe.

Kurz vor Weihnachten erbitte ich für die Tage, an denen das Theater geſchloſſen, Urlaub, um das Feſt im Kreiſe vertrauter Freunde zubringen zu können, erhielt jedoch die Antwort, daß ſich die General-Intendanz „jede Behelligung wegen Urlaubs ein für allemal verbäte, da ich die Güte derſelben in dieſer Hinſicht bereits mißbraucht.“

Dieſer Mißbrauch beſtand darin, daß ich *während des Gaſtſpiels* der Riſtori in Strelitz, und während einiger freier Tage, alſo ohne jegliche Berührung des Repertoirs, in Harburg gaſtirt hatte.

Einige Zeit *vorher* jedoch war das Tollſte vorgefallen was ich erlebt! Ich hatte mir ebenfalls einen kurzen Urlaub für Breslau erbeten und die Erlaubniß, Stücke und Rollen aus der Theaterbibliothek an den Director leihen zu dürfen. Beides wurde gewährt. Als ich abreiſen will, heißt es: „Reiſen dürfen Sie, *aber nicht ſpielen!*“

„Aber Herr Graf, Sie haben mir ja ſelbſt die

Bücher und Rollen geliehen. Sie haben doch unmöglich geglaubt, daß ich in Breslau ein Privat-Lesekränzchen etabliren, sondern daß ich auf dem Theater gastiren wollte."

„„Einerlei, spielen dürfen Sie nicht!""

Wenn ich heute darüber nachdenke, so kommt mir dergleichen wie ein Märchen vor!

In meiner erregten Stimmung verletzten mich alle diese Nadelstiche tief. Es mußte mir wehe thun, daß an einer Bühne, an welcher oft große bedeutende Werke wegen Fachstreitigkeiten zurückgelegt und nie zur Aufführung gebracht, an der die ungerechtfertigsten Wünsche und Weigerungen berücksichtigt worden, gerade gegen meine Person eine auffallende Härte angewendet wurde, und zwar um so mehr, als man anderen Mitgliedern sogar Gesammtvorstellungen in Göttingen gestattete, welche beim Ausfall einer Opernvorstellung in Hannover sehr leicht den gänzlichen Schluß unseres Theaters herbeiführen konnte.

Als ich meinen Contract abschloß, und die General-Intendanz so gütig war, mir einen bestimmten Winterurlaub zusichern zu wollen, verzichtete ich auf diesen und schlug vor, mir dafür bei Gelegenheiten, zu welchen ich dem Repertoir nicht nöthig, kleinere Zwischenurlaube zu gewähren. Dies wurde mir zugesagt und ich hatte nicht nur Grund, mich wegen der Verweigerung verletzt zu fühlen, sondern ich glaubte auf eine nachsichtigere Behandlung sogar Anspruch zu haben.

Wie das Verhältniß nun war, konnte es nicht bleiben. Ohne Urlaubszusicherung würde ich den Contract nie abgeschlossen haben. Daß ich mich auf mündliche Zusicherungen verließ, war eine unverzeihliche Dummheit, die ich eigentlich still hätte tragen müssen, denn ich kannte die Geschichte meines Vorgängers, d. h. dessen, auf den ich nach Hannover kam.

Alexander Liebe hatte sich ebenfalls auf die mündlichen Urlaubsversprechungen des Intendanten verlassen, und als diese gebrochen wurden, hielt er sich seiner Verpflichtungen ebenfalls für ledig und kehrte in nächster Saison nicht mehr in's Engagement zurück. Er war sicher im Unrecht dem Gesetz gegenüber, aber die Intendanz machte durch ein abermals uncorrectes Verfahren von ihrer Seite*) es dem Präsidenten des Cartellvereins möglich, Herrn Liebe frei zu sprechen und der Hannoverschen Intendanz den gerichtlichen Weg zu versperren.

Mein Urlaub war ein integrirender Theil meiner Gage. Letztere hatte ich seit länger als einem halben Jahre nicht angenommen, und um so fortzuleben, wie ich es gewohnt war, brauchte ich außer meinen anderen Einnahmen, wenigstens einige Gastspiele. Da ein Ausgleich mit dem Intendanten, den ich nicht mehr sprechen konnte, unmöglich, wußte ich nun keinen Rath, als Se. Majestät um eine Audienz und um Schlichtung der

*) Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

Differenz zu bitten. Als ich eben beim Adjutanten mir für einige Tage ſpäter die Audienz erbitten wollte, hatte mich bereits ein Kammerdiener aus freien Stücken dem Könige gemeldet, und brachte die Nachricht, Se. Majeſtät wolle mich ſogleich ſprechen.

„Majeſtät, ich komme, eine ſchwere Anklage gegen Jemand zu richten!“

„„Nun?““

„Gegen eine Perſon, die mir ſehr theuer iſt — gegen mich ſelbſt!“

„„Oh weh! Was haben Sie denn angeſtellt?““

Nun erzählte ich meine „Dummheit“, die Rolle, die ich doch ſchon zweimal geſpielt, in der Wuth zurückgewieſen, und die ganze Differenz heraufbeſchworen zu haben, behauptete ſelbſtverſtändlich trotzdem im Recht zu ſein, und bat, die Sache in gnädiger Weiſe zu ſchlichten.

Der König hörte mich ruhig an und erklärte, daß er mündlich die Sache nicht erledigen könne, daß Alles ſeinen vorſchriftsmäßigen Gang gehen und daß er eine ſchriftliche Eingabe verlangen müſſe, die dann dem Intendanten vorzulegen ſei.

„Wenn Graf Platen meine Schrift in die Hände bekommt, dann ändert ſich die ganze Angelegenheit. Ich habe nie ein Wort gegen Ew. Majeſtät geſprochen, welche irgend eine Klage über meine wenig angenehme Stellung enthielt, weil ich es nicht für geeignet fand, Ew. Majeſtät heitere Stunden dadurch zu trüben, aber

wenn meine Schrift Graf Platen *selbst* lieſt, alſo auch nicht der geringſte Schein einer Denunciation auf ihr ruht, dann werden Ew. Majeſtät geſtatten, daß ich die Klagen in die Schrift aufnehme, welche mich endlich in meine gereizte Stimmung getrieben."

In dieſer Schrift kam ich nach verſchiedenen Einzelnheiten, die ich hier in dieſem Buche nicht einmal berühre, zu dem Hauptdifferenz-Punkt, ſagte, daß bei ähnlichen Fällen die Entſcheidung, ob ein Schauſpieler verpflichtet ſei, dieſe oder jene Rolle zu ſpielen, durch ein Schiedsgericht herbeigeführt werde, welches aus Directoren und Künſtlern der verſchiedenſten Bühnen beſtünde, daß dieſe Zuſammenſtellung aber mit vielen Weitläufigkeiten verknüpft ſei.

Um dieſe Weitläufigkeiten eines ſolchen Schiedsgerichts zu vermeiden, erklärte ich, ſelbſt *gegen meine Ueberzeugung* einfach bekennen zu wollen, daß ich gegen die General-Intendanz

im Unrecht ſei,

und Se. Majeſtät unterthänigſt bitte: mir die *Darſtellung der verhaßten Rolle* und die Geldſtrafe zu erlaſſen.

Auf dies mein Geſuch um Erlaß der Rolle wurde ich *abſchläglich* beſchieden. *Der Intendanz wurde in der Streitfrage* **Recht** *gegeben, ich wurde zur Darſtellung der Rolle verurtheilt*, nur die Geldſtrafe wurde mir erlaſſen.

Wenige Tage darauf erzählte man sich, Graf Platen sei beim Könige um seinen Abschied eingekommen, und habe ihn erhalten. Ich selbst war sehr verwundert darüber, denn die Antwort auf meine Eingabe war noch nicht in meinen Händen, und nur von einem Collegen hörte ich, daß der Schritt des Grafen mit meiner Angelegenheit in Verbindung stehe. Als ich endlich meinen Bescheid erhielt, war mir dieser Schritt noch räthselhafter. Ich hatte viel eher Grund verdrießlich zu sein, denn an den paar Thalern lag mir nichts. Die ganze Angelegenheit des Grafen machte enormes Aufsehen. Der Theil der Presse, der dem Grafen und mir gehässig, jubelte über den Abgang des seit Jahren mißliebigen Intendanten und pries die That, deren Ursache er mir in die Schuhe schob, als einzig Lobenswerthes, was er bis jetzt von mir gesehen. Die ganze Stadt war in Aufregung. Was wurde mir nun Alles nachgeredet, was Alles in den Mund gelegt, was ich gesagt haben sollte. Personen aus dem Kreise des Grafen, denen ich vor der Katastrophe den Hergang erzählt, wollten sich damals halb todt lachen, daß ich nach mehrjähriger Bekanntschaft noch so kindlich unschuldig sei, an seine Versprechungen zu glauben — jetzt kannten mich dieselben Personen kaum. Leute, die nicht Steine, nein Quadern auf die ganze Familie Platen geworfen, wußten jetzt kaum, wie kühl sie ihre Gespräche mit mir einrichten sollten. Andere, die mich sonst mit Freundlichkeit überschüttet, sahen

auf der Straße an den Thürmen hinauf, um ſich nicht von mir grüßen zu laſſen.

Dank, innigen Dank den Guten, die meine Verhältniſſe durch Schonung meiner Hutkrempe verbeſſert. Ich habe Nichts an ihnen *verloren*! Im Gegentheil. Leute, die in einer Differenz, noch dazu in einer geſchäftlichen, nicht fragen, wer Recht oder Unrecht hat, die, ohne vom wahren Sachverhalt auch nur im Geringſten unterrichtet zu ſein, dem Einen Theil blind recht geben, weil er ein Graf, und der Andere ein Schauſpieler, die ſind einer Hutkrempe wahrhaftig nicht werth und ich habe durch ihren Verluſt unendlich *gewonnen*.

Aber ſo dachte ich nicht gleich in den erſten Tagen; da habe ich manche trübe Stunde gehabt, für die ich freilich durch *viele, viele, viele* Beweiſe von Liebe und Freundſchaft reichlich entſchädigt wurde. Aber auch Sonnenſtrahlen anderer Art haben die fortwährend ſich thürmenden Wolken durchbrochen. Eine Fluth anonymer Briefe, leider nicht immer frankirt, goß ſich auf mich hernieder; einige ſogar drohten mir mit Gift und Dolch und brachten mich zu der Ueberzeugung, daß Hannover in ſeinen Mauern Spaßvögel berge, von deren Exiſtenz ich leider bis dahin keine Ahnung hatte.

Unterdeſſen ging in der Stadt das Gerücht, man wolle mich bei meinem erſten Auftreten auspfeifen. Ich glaubte nicht daran. Das Publikum, das vom Hergang nichts wußte, konnte ſich doch zu keiner öffentlichen Be-

ſchimpfung eines Mannes hergeben, der bis dahin für unbeſcholten gegolten hatte.

Alſo wer?

Es konnten nur einige gemiethete Vergnüglinge ſein, die ja leicht vom Publikum zurückzuweiſen waren.

Nein, es ſollte wirklich von einem großen Theil des Publikums geſchehen.

Ich hatte mich mit einer **Rede gerüſtet!!!** Gott ſei Dank, daß es nicht dahin kam, denn wenn ſich, wie ich glaube, der Abend auch nachträglich zu einem Triumphabend geſtaltet hätte, nach einer Beſchimpfung würde ich, und wenn mein Leben davon abgehangen hätte, die Hannoverſche Bühne nie wieder betreten haben.

Ich harrte meinem erſten Auftreten geſpannt entgegen, als am Tage der Vorſtellung eine Collegin krank wurde. Die nächſte Vorſtellung ſollte für mich Ende der Woche ſein. Tags vorher hole ich, wie gewöhnlich, Polizeirath Lodemann, jetzigen Regierungs-Rath in Arnsberg, in ſeinem Amtsgebäude zum Spazierengehen ab. Unter das Portal tretend, begegnet mir General-Polizeidirector von Engelbrechten, mit einem Briefe in der Hand.

„Sontag! Sie dürfen morgen nicht ſpielen! Ich ſchreibe eben an den Geheimen Cabinetsrath Lex; ich kann mit gutem Gewiſſen die Aufführung nicht geſtatten. Ich darf das Theater des Königs nicht zum Schauplatz tumultuariſcher Auftritte machen laſſen.“

„Die beſtehen nur in Ihrer Idee, Herr General-Polizeidirector! Spectakel kann höchſtens Geſindel machen, das von einer Coterie gemiethet iſt, aber nicht das Publikum!

„Wenn auch; ich weiß genau, daß die Zahl Derer, die Morgen gegen Sie ſind, ſehr groß iſt — ich kann es nicht zugeben.“

„„Machen Sie mich nicht unglücklich, ich muß mich dem Sturme ſtellen.““

„Fahren Sie nach Herrenhauſen, und ſehen Sie, was Sie da ausrichten, aber ſofort.“

„„Ich will raſch nach Hauſe, mir Decken zu holen.““

„Sie müſſen ſogleich hinaus!“

„„Mein Gott, ich kann doch nicht erfrieren bei der Mordkälte!““

Auf Befehl des General-Polizeidirectors wurde nun eine Droſchke geholt, meine Füße in Gefängnißdecken gehüllt, und ſo kutſchirte ich hinaus.

Geheimer Rath Lex ſagte mir, daß auch der Miniſter des Innern, Excellenz Bacmeiſter, ſich gegen mein Auftreten ausgeſprochen. Ich war außer mir! Auf dem Rückwege begegnete mir der General-Polizeidirector, der zum Könige hinausfuhr, und mir erklärte, wenn der Miniſter die Erlaubniß zu meinem Auftreten gäbe, er — General-Polizeidirector) — nichts dagegen habe.

Excellenz Bacmeiſter war an unſerer Table d'hôte

mein Tischnachbar, ich hoffte, ihn nach dem Diner in besonderer Audienz günstig zu stimmen.

„Minister Bacmeister speist heute nicht mit Ihnen, er ist eingeladen."

„„Herr Gott, hat sich denn Alles wider mich verschworen?""

„Er speist um drei Uhr bei einem Freunde, wenn Sie schnell fahren, können Sie ihn noch im Hause treffen."

Ich wieder in meine Droschke. Vorwärts! Nach fünf Minuten — Krach! liegt der alte Kasten auf der Straße. Ein Rad war gebrochen.

„Herr des Himmels! Auch das noch!"

Plaine carrière zur nächsten Station, dort in die erste Droschke hinein und zum Minister. Er war noch zu Hause, aber trotz allen Bittens blieb er bei seiner Weigerung, mich spielen zu lassen. Ich war wie gebrochen und fing, durch alle diese Erlebnisse im höchsten Grade nervös aufgeregt, wie ein Kind zu weinen an. Schande und Spott sich nachsagen zu lassen, und nun auch noch Feigheit! Denn man hatte bei der Absage des ersten Stückes, in welchem ich auftreten sollte, gesagt, ich stecke dahinter. Mit liebenswürdigster Geduld hielt Minister Bacmeister meinen Wuthausbrüchen, die den Thränen folgten, Stand, und ließ sich auf eine längere Auseinandersetzung der Motive seines Verbots ein, deren Details sich allerdings der Veröffentlichung entziehen.

„Gilt denn das Auspfeifen Ihrer Person? Haben Sie denn etwas verbrochen? Ist's denn ein Vergehen, um Erlaß einer Strafe zu bitten?“ — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen leitete nach Abgang des Grafen unser Vice-Intendant, Obrist Meyer, die Geschäfte. Ich hoffte immer noch, ein Auftreten zu ermöglichen, und hätte für den Abend „Narziß“ gewählt, der Stelle wegen: „Zeige mir die That, die ich diesem Gezücht in's Antlitz schleudern kann, dieser Rotte gezähmter Bestien, ich will sie thun, so wahr ich dies treulose Weib noch liebe!“

Ich war verdammt, mit einem Herzen, in dem sich vor Wuth Alles bäumte, ruhiger Abwarter zu bleiben. Obrist Meyer wollte mich auf Urlaub schicken. So verlockend mir ein mehrmonatliches Gastspiel, — fliehen wollte ich nicht, und setzte mich jeden Abend so breit wie möglich in die Theaterloge, um so mehr, als die neue Leitung so tactvoll und zart war, gerade die Stücke, in denen ich sonst beschäftigt, zu geben, und meine Rollen durch Andere zu besetzen.

Ich machte eine Schrift zurecht, in welcher ich dem Publikum den wahren Sachverhalt darstellte und legte diese Schrift Polizeirath Lodemann und Hauptmann Ledebur vor, welch letzterer später bei Straßburg ein Opfer seines Heldenmuths wurde. — Sie hießen sie

gut, baten mich, bei meinem nächsten Auftreten, das doch einmal, wenn auch erst in nächster Saison, stattfinden würde, jede Rede zu vermeiden, und wenn wirklich Pöbelhaftigkeiten vorkämen, die Schrift drucken zu lassen. So kam der Juni heran — der Juli — der August — der September.

Der September 1866!!

Minister Graf Platen, Bruder des Intendanten, der die Angelegenheit doch kennen mußte, soll in Bezug auf mich geäußert haben: „Ich ruhe nicht, bis ich ihn aus der Stadt habe!" Ich glaube es nicht! So tactvoll war er wenigstens nach der Katastrophe, meinen Gruß artig nach wie vor entgegenzunehmen.

Hat er es wirklich gesagt, dann konnte das Rollen der Schicksalskugel fast grauenhaft stimmen. Zur selben Zeit, im October 1866, als ich in Hannover wieder auftrat, ohne den geringsten Mißton stürmisch empfangen wurde, war er aus der Stadt — in weiter Ferne. — Gott sei Dank für ihn, denn das Volk hätte Lynchjustiz geübt an dem Manne, den ein großer Theil, ob, mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, — noch heute den Urheber von Hannovers Schicksal nennt.

„Die Welt ist rund und muß sich drehn!"

singt der Narr in Marschners: „Templer und Jüdin."

Und wie hat sie sich gedreht!

Gerade die Wenigen, welche damals, obgleich sie

zur Umgebung des Königs gehörten, wider den Stachel lökten, und ihren Unmuth über des Königs Entscheidung, die sie nicht einmal kannten, an mir ausließen, mir ihre Nichtachtung zeigen wollten, mir, dessen Person bei der ganzen Sache gar keine Rolle spielte, wo sind sie jetzt? — was sind sie ohne den König?

Gerade diese Persönlichkeiten sind, wie ich höre, durch allerlei Vorfälle gezwungen worden, von ihrer eigenen Partei zu scheiden, und suchen jetzt, wie man mir sagt, preußische Hofstellen, und noch dazu vergeblich.

„Die Welt ist rund und muß sich drehn!"

Am 21. September wurde das Theater unter preußischer Führung eröffnet. Ich war absichtlich erst in den letzten Tagen gekommen, um mich an keinem Schritte der Mitglieder zu betheiligen. Einen Vorschlag, zum Könige nach Wien zu reisen, um die Erhaltung des Theaters zu erkämpfen, lehnte ich ab. Director Rottmeyer war während des Sommers gestorben, und jeder Versuch meinerseits in dieser Angelegenheit wäre als eigennützig, als eine Speculation auf die erledigte Stelle angesehen worden. Das Theater wurde geschlossen — die Mitglieder beurlaubt, und halbe Gage gezahlt. — Dresden war ebenfalls in Feindeshänden — aber das Theater spielte weiter. Herr v. Könneritz, der Dresdener Intendant, berathschlagte mit den Mitgliedern, wie die Einnahmen zu steigern, wie die Gagen

zu decken, und sprach die wunderbaren Worte, die selbst im Dialect schön klingen:

„Herr Je, so gut ich meinen Gehalt haben will wollen Sie ihn doch auch haben!“

Der Mann betrachtete sich als zum Theater gehörig, hatte das Herz auf dem rechten Fleck und sorgte für die Seinen!

Hier war das anders! Man eröffnete das Theater nicht zur gewöhnlichen Zeit, sondern schickte die Mitglieder auf Urlaub. Sie gingen nicht; in der Angst um ihr Schicksal blieben sie, und die Familienväter beriethen, was sie in einem bevorstehenden entscheidenden Fall zu thun hätten. Obrist Meyer gesellte sich nicht zu den Geängsteten, Trost bringend, sondern ließ ihnen sagen: „solche Zusammenrottungen verbäte er sich.“ Kein Mitglied hat, meiner Meinung nach, das Recht, sich zu beklagen, wenn es auf halbe Gage gesetzt wird, ja selbst nicht bei plötzlicher Entlassung darf es murren, denn der Contract ist durch Krieg, Landestrauer ꝛc. ꝛc. aufgelöst, und jeder Erwachsene weiß doch wohl, was er unterschrieben hat. Aber daß diese Contracte an Hoftheatern noch existiren, ist geradezu schauderhaft.

Alles, was zum Hof gehört, bleibt bei allen Ereignissen in seiner Stellung, in seinen Bezügen, nur der Schauspieler, der heute noch der gefeierte Liebling des Fürsten, steht morgen außer der Linie und kann erleben, daß die Equipage seines Intendanten den armen verlassenen

Teufel mit Koth bespritzt. Ich bin fest überzeugt, wenn irgend ein Intendant Georg V. einmal auf diese Grausamkeit aufmerksam gemacht hätte, der Paragraph wäre für immer gestrichen worden. Er blieb aber in den Contracten und trat jetzt in Kraft. Man sagt, die Königin habe den Befehl zur Herabsetzung der Gagen gegeben. Dem widerstreite ich, obgleich ich den Sachverhalt nicht kenne! Die Königin war so engelsgut, daß sie, wenn sie nur eine Ahnung von der Tragweite ihres Ausspruchs gehabt, nie ihre Einwilligung gegeben hätte. Es ist sehr leicht, eine Antwort nach Wunsch zu erhalten, wenn man die Frage zu stellen versteht.

„Nicht wahr, die Mitglieder sollen ihre volle Gage erhalten, sie sollen nicht gekürzt werden?"

Oder:

„Majestät, wir haben das Recht, laut Contract, sämmtliche Mitglieder zu kündigen, aber ich denke, wir thun es nicht und lassen ihnen wenigstens die halbe Gage?"

Auf jede dieser Fragen mußte von der Königin ein „Ja" kommen.

Man wählte die letztere Frage.

Planloser als in dieser Angelegenheit gehandelt wurde, konnte es nicht geschehen. Es kann mir nie in den Sinn kommen, mich als Welfen aufzuspielen. Abgesehen davon, daß man sich lächerlich macht, wenn man in der politischen Welt so gar nichts bedeutet, und doch

etwas vorstellen möchte, abgesehen davon, daß es noch sehr fraglich ist, ob die Parthei der Welfen Einen überhaupt zu sich zählen will, so wäre es als preußischer Schauspieler geradezu unmöglich. Aus meiner Anhänglichkeit an Georg V. habe ich nie ein Geheimniß gemacht, und werde diese Anhänglichkeit bis zu meinem Tode bewahren.

Die Wogen der Welgeschichte gehen über uns hin, und selbst die können sie vielleicht nicht mehr zurückdämmen, die die Deiche eingebrochen. Damals aber, im Jahre 1866, mußte der Vortheil des Königs auf jede nur mögliche Weise gewahrt werden. Das ist nicht geschehen! Ehe die Annexion noch ausgesprochen, hat man die Flinte ins Korn geworfen. Statt am herkömmlichen Tage das Theater zu eröffnen, und den kommenden Gewaltschritten entgegen zu sehen, die die Märtyrerkrone noch strahlender machte, übergab Obrist Meyer, wie mir Graf Walbersee später erzählte, ohne den geringsten Widerstand das Theater in zuvorkommendster Weise, und trieb schon vorher durch die Maßregel halber Gage eine Corporation von zweihundert Menschen ins preußische Lager, denn Preußen übernahm die Hannoverschen Contracte, zahlte die eingehaltenen Gagen nach, und verpflichtete sich den größten Theil des Personals zur Dankbarkeit*).

*) Ueber diese Episode ausführlich in: Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

Mir persönlich wurde es damals sehr schwer, in den neuen Verhältnissen bleiben zu müssen. Trotzdem mir andere Theater, z. B. die Friedrich-Wilhelmstadt in Berlin glänzendere Engagements boten, so hielt mich meine Anhänglichkeit an die Stadt Hannover, vor Allem der Kampf, den ich mit dem Publikum auszukämpfen hatte. Ich durfte die Gelegenheit nicht benutzen, wie die Katze vom Taubenschlag wegzuschleichen. Ich blieb, und wie mein erstes Auftreten ausfiel, habe ich oben erwähnt.

Herr von Bequignolles wurde zum commissarischen Intendanten ernannt. Bequignolles war früher Director in Görlitz gewesen; ich hatte mit Glück bei ihm gastirt und mir damals schon einen großen Verehrer gewonnen. Ich hatte Fiesko, Egmont, Posa, Saladin (Nathan) bei ihm gespielt und würde stehender Gast seiner Bühne geworden sein, wenn er mir nicht den Vorschlag eines sechsmaligen Gastspiels gemacht hatte, dessen Hauptbedingung wieder nur Trauerspiele waren. „Beckenelles", so sprach der Barbier in Görlitz seinen Namen aus, und so wurde Bequignolles seit jener Zeit von uns Bekannten genannt, Beckenelles traf ich später als Mitdirector des Breslauer Stadttheaters wieder, in welcher Eigenschaft er mir mein Gastspiel, das sich von drei Rollen auf acht ausdehnte, so angenehm und bequem als möglich zu machen suchte. Wir wurden sehr, sehr befreundet und kurz nach dem Scheiden sandte er mir sein Bild und das seiner Familie mit den herzlichen Worten:

Beſchauſt Du je zum Zeitvertreib der Stunden
Den alten Kerl auf dieſem winz'gen Blatt,
Soll Dir ſein bärtig Angeſicht bekunden,
Daß er Dich feſt in's Herz geſchloſſen hat.
Vergiß nicht völlig ihn im bunten Leben
Und folg' dem Spruche, der zum Ziele bringt:
Im Reich der Kunſt beſeligt nur das Streben,
Das um den Thron des Ideals ſich ſchlingt.

Hermann von Bequignolles.

Wie erfreut war ich, in dem neuen Intendanten einen alten Freund zu begrüßen — ein kleiner Balſam auf die große Wunde. Er zog nach British Hôtel, in welchem ich wohnte, und täglich, ſtündlich waren wir zuſammen, da er ſich ſtets über die ihm gänzlich fremden Verhältniſſe von mir Aufklärung holte. Er war eigentlich zum Intendanten in Wiesbaden ernannt, hatte dort ſein Domicil und kam nur auf Wochen nach Hannover, wo während ſeiner Abweſenheit ein Triumvirat die verantwortliche Leitung übernahm.

Im Concertſaal des Königl. Hoftheaters wurde uns Bequignolles als Intendant vorgeſtellt. Die Uebernahme des Theaters war für uns, wenigſtens für Viele ein unendlich wehmüthiger Moment, und mancher konnte ſich ſeiner ſtillen Thränen nicht erwehren. Bequignolles' Rede war eine unglaublich tactloſe, die, den ehemaligen Schauſpielern Georg's V. gegenüber, mit den Worten ſchloß: „So laſſen Sie uns das ſchwarzweiße Banner muthig entfalten, welches da bedeutet: „Durch Nacht zum Licht, aus der Verweſung zum Leben!"

Der Regierungsbeamte Herr von Pfuel verwiſchte glücklicher Weiſe durch ſeine tactvollen Worte den peinlichen Eindruck, den ſein Vorredner hervorgerufen hatte.

Ich war ſo empört über Bequignolles' Rede, daß ich ihn Abends vermied. Er fing am anderen Tage ſelbſt davon an; mit den Worten: „Ich wünſche Ihnen und uns von ganzem Herzen, daß unſer Theater nicht aus Licht zur Nacht, und nicht aus dem Leben zur Verweſung übergehen möge!“ brach ich jedes bezügliche Geſpräch ab.

Bei ſeinen Vorgeſetzten mußte ebenfalls die Rede Mißſtimmung erzeugt haben, denn in dem von ihm verfaßten Prolog, mit welchem die Vorſtellungen eröffnet wurden, wehte ein anderer Geiſt.

Nach Jahresfriſt wurde nun Herr von Bronſart zum Intendanten in Hannover ernannt, und Bequignolles' Thätigkeit wieder allein auf Wiesbaden beſchränkt. Das hieſige Theater hatte Bequignolles' nichts zu danken, als daß er während des Winters mehrere Male nach Hannover gekommen, und zeitweiſe die Geſchäfte geleitet hatte. Dafür bereitete dieſes Theater eine Adreſſe an ihn vor, in welcher ſich die Mitglieder „zur ewigen Dankbarkeit“ verpflichteten. Dieſe Adreſſe hätte von Geſchäftsreiſenden ausgehen müſſen, denn das waren, meiner Anſicht nach, die Einzigen, denen ein fortwährendes Hin- und Herreiſen zwiſchen Wiesbaden und Hannover imponiren konnte.

Trotz vieler Unzufriedenheit der Mitglieder mit Bequignolles' Anordnungen wurde die Adreſſe von Allen unterſchrieben.

Unſer Komiker Lehmann zeigte nicht nur, wie ſich von ſelbſt verſtand, ſeine treue Anhänglichkeit an Georg V., ſondern er ſpielte ſich demonſtrativ auf den Welfen. Als er vor Jahren in's Engagement kam, war er ein ſolcher Stockpreuße, daß in ſeinen Augen die herrliche Herrenhäuſer Lindenallee gar keine Bäume waren, er überhaupt nur die Linden von Berlin als Linden gelten ließ; jetzt war es umgekehrt, und jede preußiſche Maßregel wurde von ihm ohne Sinn und Verſtand verworfen. Aber er unterſchrieb ganz munter die ihn zu ewiger Dankbarkeit verpflichtende Adreſſe.

Kurz nach dem Eintritt des Herrn von Bronſart brachte uns ein Geſpräch auf frühere Verhältniſſe, auf meine Anhänglichkeit an dieſelben.

„Die Kunſt hat mit der Politik nichts zu thun!“ erwähnte Herr von Bronſart, welcher auch bis zum heutigen Tage den anhänglichen Gefühlen die größte Schonung entgegengebracht hat. — Unter ihm wurde ſpäter eine Adreſſe an König Wilhelm vorbereitet, welche den Zweck hatte, Sr. Majeſtät für die Erhaltung unſeres Theaters zu danken. Gewiß war dies eine motivirtere Adreſſe als die vorige, denn die Erhaltung des bedeutenden Inſtituts forderte zur Dankbarkeit heraus. Nachdem die Schrift vom halben Perſonal unterſchrieben, kam ſie

an mich. Sie begann: „Im glorreichen Jahre 1866, in welchem das Kunstinstitut gefährdet ꝛc. ꝛc.

Wie konnte ich das Jahr 1866, das den Thron unsers Königs gestürzt, das Hannover zu einer Provinz degradirte, anhimmeln? — Das ist Politik, das gehörte nicht hinein. Was ich unterschreibe, habe ich geschrieben und vertrete es. Das konnte ich nicht unterschreiben! Mit Ausnahme meiner Person unterschrieben wieder Alle!

„Den Muth seiner Meinung muß man haben!" sagt Alexander von Humboldt.

Das Jahr 1866 brachte auch der Bühne verschiedene Verluste.

Der „von" Lehmann hatte sich durch seine ewigen Schimpfereien auf Preußen unmöglich gemacht und ein heftiger Auftritt mit dem Intendanten führte zur Entlassung. Ich war der Meinung, er habe diese Entlassung provocirt und äußerte mich gegen ihn. Er verneinte! „Ich habe ja Nichts zu leben", sagte wehmüthig der alte Mann.

Sofort stürzte ich zu Landrath Steinmann, den ich von früher kannte, und der, bisher Civilgouverneur von Böhmen, nun als Polizei-Präsident nach Hannover versetzt war. Er war mir sehr freundlich entgegengekommen und ich hoffte, daß sein Einfluß den General-Gouverneur, Herrn von Voigts-Reetz, der hauptsächlich Lehmanns Entlassung befohlen, zu milderem Urtheil stimmen würde.

Steinmann selbst wüthete gegen Lehmann ob seines Benehmens. „Wer so über Preußen öffentlich spricht, muß fort ohne Gnade — aber — aber (fügte er pfiffig lächelnd hinzu) wenn man ein Freiloge im Theater hat, dann ist ein guter Schauspieler schwer zu entbehren — ich werd's versuchen!"

Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß Herr von Hülsen gegen einen meiner Bekannten geäußert, er würde für Lehmanns Wiedereintritt stimmen, wenn Lehmann ein gutes Wort gäbe.

Ich sofort zu Lehmann, der mich nun bat, ihm ein paar, ihn nicht gar zu sehr demüthigende Zeilen an Herrn von Hülsen zu dictiren. Auf diese kam ein Bescheid, der ungefähr lautete: „Ich habe die Aeußerung allerdings gethan, aber es liegen gegen Sie seitdem so gravirende Anklagen vor, daß Ihr Wiedereintritt leider eine Unmöglichkeit ist."

Politischer Natur waren diese Anklagen nicht und Lehmann ließ sich an dem Bescheid genügen, ohne weiter zu forschen. Ich weiß heute noch nicht bestimmt, welcher Art sie waren, das aber weiß ich, daß wir in ihm eine Zierde unseres Theaters verloren haben, und wenn nicht einheimische beliebte Mitglieder, wie Hermann Müller mit so großem Glück in viele seiner Rollen geschlüpft wären, ebenso Berend, man die klaffende Lücke von auswärts schwerlich hätte füllen können — voraus-

gesetzt, daß überhaupt der Versuch gemacht wäre, — denn die Lehmanns sind verdammt selten.

Uebrigens war mir von Lehmann als Mensch wenig sympathisch. In der irrigen Meinung, daß jeder „Herr von" zum „Adel" gehöre, während man unter Adel doch nur Besitzadel versteht, war unserem guten „von Lehmann" die Gesellschaft seiner Collegen nicht wünschenswerth und der durch Beruf gezwungene Verkehr fast peinlich. Gewiß ist's stets erfreulich, in die Kreise wahrhaft vornehmer Persönlichkeiten gezogen zu werden, zumal dem Schauspieler, der durch die Beobachtung des Lebens in allen Schichten der Gesellschaft zu lernen hat, aber Lehmann zog es vor, sich oft lieber dort anzudrängen, wo man ihn verschmähte, als sich da, wo er vielleicht gesucht gewesen wäre, einen Kreis zu bilden.

Zu den größten Verlusten des Theaters, gleich bei Uebernahme desselben durch Preußen, zählte der von Frau Niemann, und doppelt der ihres Gatten Albert Niemann. Frau Niemanns Abgang war mit einem Blick in die Zukunft zu verschmerzen. Sie bot immer noch bezaubernde Leistungen, aber lange hätte sie das jugendliche Fach nicht mehr vertreten können, und zum Uebergang in das der Heroinen fehlte ihr Organ, Figur und die nöthige Schärfe, welche ein großer Theil dieses Fachs verlangt. Aber an Albert Niemann selbst verlor die Bühne ihr beliebtestes und gefeiertestes Mitglied. Er war der Atlas der Oper. Der berühmte Kritiker Hanslick

ſchrieb einſt über ihn: Niemanns verfehlte Leiſtungen ſind immer noch intereſſanter, als die gelungenen hundert Anderer! In jeder Rolle bringt er Momente, die es lohnen, der ganzen Oper beizuwohnen!"

Das unterſchreibe ich. Eine miſerabele Rolle ohne jede Einheit war Eleazar in Halevy's „Jüdin." Es waren ſieben verſchiedene Juden! Einmal ein meckerndes zuſammengekrümmtes Schacherjüdchen, in der nächſten Scene ein bis in die Suffitten ragender Heros, aber jeder Act bot überraſchende „Blitze", wie es in der Theaterſprache heißt. Niemann war ſo beliebt, daß, wenn er an der Grenze ſeiner Fähigkeit angekommen, das Publikum ſeine mangelnde Leiſtung nie auf Unfähigkeit ſondern auf Unluſt ſchob.

Max im Freiſchütz iſt eine ſchwere Rolle. Die Angſt und Furcht des frommen Jägerburſchen in der Wolfsſchlucht von Nr. 1 bis Nr. 7 erſchütternd zu ſteigern iſt eine Rieſenaufgabe, namentlich wenn dem Künſtler, wie Niemann, beweglicher Ausdruck des Geſichts gänzlich verſagt iſt. Niemann machte nicht viel Umſtände; er zog die Scene ins Komiſche, indem er den furchtbaren Ungeheuern der Wolfsſchlucht zum Jauchzen der Galerie mit ſeinem Waidmeſſer munter im Halſe herum quirlte.

„Er will nicht ſpielen!" hieß es dann. Ich habe die Ueberzeugung, daß Niemann in jedem Fach Bedeutendes geleiſtet haben würde, denn er war von höchſter

Begabung nach allen Richtungen hin. Ich bin, Gott sei Dank, im Leben nicht sehr viel mit ihm und seinem launenhaften Wesen in Berührung gekommen, aber wenn er es einmal über sich gewinnen konnte, (was allerdings, der Erfahrung nach, wenigen Tenoristen möglich,) nicht von sich und seinen Einnahmen, (seinen Honoraren), sondern von andern Gegenständen zu sprechen, konnte er außerordentlich interessant sein, und man ihm stundenlang zuhören.

Sein Abgang war für mich, den enragirten Opernfreund, geradezu ein Schlag. Nicht nur, daß er unserer Bühne ein bedeutendes Relief gab, ich konnte mich schwer daran gewöhnen, seine Leistungen zu entbehren, deren hervorragendste mir unvergeßlich bleiben werden:

Rienzi!
Lohengrin!
Tannhäuser!

Ich kann vor meinem innern Auge diese Namen nie lesen, ohne sie von einem Lorbeerkranze umrankt zu denken.

Wenn Rossini sagt, daß zum Sänger drei Dinge gehören: erstens Stimme, zweitens Stimme und drittens wieder Stimme, so hat diesen Ausspruch Niemann theilweise zu Schanden gemacht, sicher aber ist, daß das Haupterforderniß eines Theaterintendanten erstens Glück, zweitens Glück und drittens Glück ist.

Ein Glück für unser Theater war, daß einstens

auf dem Dache des Kloſters Wienhauſen ein armer Handwerker entdeckt wurde, der ſich bei ſeiner Arbeit durch Lieder anzufeuern ſuchte, die er mit melodiſcher Stimme vortrug.

König Georg V. ließ ihn durch den Geſanglehrer Lindhuld ausbilden, der ihn aber bald aufgab, weil er an ſeiner Zukunft zweifelte. „Den Wegwurf heb' ich auf!“ ſagte unſer Capellmeiſter Fiſcher, und Letzterem dankt die Hannoverſche Bühne in William Müller einen Tenoriſten, der es wagen konnte, als erſten theatraliſchen Verſuch eine Glanzrolle Niemanns: „Joſeph“ in: „Jacob und ſeine Söhne“ zu wählen, der durch Fleiß ſchnell alles Störende der Anfängerſchaft von ſich warf, in kurzer Zeit ſich zu den Lieblingen des Publikums emporſchwang, und jetzt an den Stufen einer glänzenden Laufbahn ſteht.

Zu den erfreulichſten Ereigniſſen, welche die neuen Verhältniſſe unſers Theaters herbeiführten, gehörte der Einfluß, den ich auf die künſtleriſche Entwickelung von Franziska Ellmenreich hatte. Marie Seebach war mit ihrem Gatten nach Berlin gegangen; das Fach der erſten Liebhaberin verweiſt. Bequignolles wollte es verſuchen, mit Franziska Ellmenreich, die ihm ungewöhnlich talentvoll erſchien, die Lücke auszufüllen. Es war ein großes Wagniß, das ſich aber in der Folge rechtfertigte. Ihre raſche Carrière hat Franziska Ellmenreich Bequignolles zu verdanken.

Ich war mit Vater Ellmenreich vor Jahren in

Schwerin engagirt gewesen, und wenn er auch nicht zu meinem intimsten Hausumgang gehörte, so waren wir uns durch tägliche Gesammtspaziergänge des Personals, an denen auch die Kinder Theil nahmen, durch steten Verkehr bei uns befreundeten Familien doch nahe gerückt. Für Ellmenreichs Gattin bewahrten wir aber Alle eine fast schwärmerische Verehrung. Sie hatte früher neben ihrer Schwester, der berühmten Lauber-Versing, welche Eduard Devrient in seiner Geschichte eine geniale Künstlerin nennt, der Düsseldorfer Bühne als Schülerin Immermanns angehört, dann sich aber bald der Häuslichkeit und der Erziehung ihrer Kinder gewidmet. Durch geistige Begabung stand sie, leider, so hoch über ihrer Umgebung, ja über uns Allen, daß sogar ihre fortwährenden philosophischen Forschungen, denen sie stets neben den Pflichten der Hausfrau oblag, theilweise ihre Nerven zerrütteten. Frau Marie Ellmenreich gehört zu den Geschöpfen, die sich überall Verehrung zu erzwingen wissen; sie hat sich, trotz ihres vorgerückten Alters und ihrer zehn Kinder ein fast mädchenhaftes Wesen bewahrt.

Die dritte Tochter dieser Frau kam für zweite Liebhaberinnen ins Hannoversche Engagement, und selbstverständlich stellte ich dem jungen Mädchen, das ich von seinen Kinderjahren kannte, meinen Rath und meine Erfahrung zur Verfügung. Franziska Ellmenreich hatte keine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, bis ein Jahr später der neue Intendant Bequignolles die bedeutende

Rolle der Erneſtine in: „Von ſieben die Häßlichſte“ und die ſchwere und wichtige Doppelrolle in dem Birch-Pfeifferſchen Drama: „Die Frau in Weiß“ auf ihre Schultern legen wollte. Er kannte mein früheres freundliches Verhältniß zu ihren Eltern, und rieth der jungen Darſtellerin, letztere Rolle, welche entſchieden über ihre Kräfte ging, mit mir zu ſtudiren, zugleich mich bittend, den Schritten der neuen erſten Liebhaberin gängelnd zur Seite zu ſtehen. Der Jubel des jungen Mädchens über die neue Rolle war groß. In dem Alter beurtheilt man die Schönheit einer Rolle hauptſächlich nach ihrem Umfang, und „dick“ war die „Frau in Weiß.“ Ich zitterte vor der Aufgabe, tröſtete mich aber mit der traurigen Erfahrung, daß jedes Publikum das Verunglücken eines neuen Stückes faſt immer dem Dichter, den glücklichen Erfolg dem Darſteller in die Schuhe ſchiebt.

Frau von Bärndorff war empört, daß man ſie übergangen. „Die Frau in Weiß“ ſei ihre Rolle, ſie ſei jetzt die erſte Liebhaberin ꝛc. ꝛc. Die Rolle wurde dem jungen Mädchen wieder abgenommen. Von den Thränenſtrömen, die da vergoſſen wurden, kann nur der einen Begriff haben, der in ähnlicher Situation geweſen. All mein Troſt half Nichts, ſelbſt die 300 Thaler, welche Bequignolles ihr für die Garderobe zu dem Stücke hatte anweiſen laſſen, und welche ſie behielt, ſtillten den Schmerz nicht. Erſt als das Stück nach drei Wochen das Licht der Lampen erblickte, um nach

dreiſtündigem kurzem Todeskampfe ſanft und ſtill in den Armen der Frau von Bärndorff zu verſcheiden, und zur ewigen Ruhe gebettet zu werden, empfand Franziska Ellmenreich aufrichtigen Dank für die Dame, welche ſo aufopfernd die Begräbnißkoſten getragen hatte.

Die erſten Debuts der neuen erſten Liebhaberin: Thecla in „Die Piccolomini," wie in: „Wallenſteins Tod" fielen glänzend aus, und wurden vom Publikum mit ganz beſonderer Auszeichnung aufgenommen. Dieſen beiden Rollen folgte bald: „Iolanthe" in dem bis dahin noch nicht gegebenen Drama: „König René's Tochter," „Königin Anna," in „Glas Waſſer" ꝛc. ꝛc.

Natürlich war es der Anfängerin nicht möglich, jede Rolle zu bewältigen, aber die Wiederholungen zeigten ſtets bedeutende Fortſchritte. So ſehr gern ich mich des angenehmen Amtes eines Lehrers unterzog, ſo machte der Verſtand und die Auffaſſungsgabe des jungen Mädchens doch bald jede weitere Hülfe unnöthig.

Lehrer, welche aus Eitelkeit den Unterricht nie endigen laſſen, um die Schüler in Abhängigkeit zu halten, ſind meiner Meinung nach Frevler am Talent, das leicht zur Einſeitigkeit gedrängt wird, und wenn es dann einmal auf Selbſtſtändigkeit angewieſen iſt, ſeine Hülfloſigkeit ſchrecklich empfindet. Dieſe Eitelkeit beſaß ich dieſer meiner einzigen Schülerin gegenüber nicht; ich ließ ſie bald allein gehen und lieber einmal fehlen, als möglicher Weiſe in die Manier ihres Lehrers verfallen, jedoch

ihr bei bedeutenden Aufgaben noch hin und wieder Rath ertheilend.

In dieser Zeit erhielt sie einen Gastspielantrag an das Hofburgtheater in Wien. Sie war viel zu unreif, um sich in ersten Rollen an der Burg große Lorbeeren zu sammeln, aber wer hat wohl die Kraft, einen Antrag auszuschlagen, nach dem sich mindestens tausend Schauspielerinnen sehnen. Ihr Repertoir war damals so klein, daß sie an einem der Abende in einem einzigen einactigen Stück auftreten mußte Furore machte sie nicht, aber ihre Leistungen sind doch in so gutem Andenken geblieben, daß im vorigen Jahre auf die Nachricht ihres Scheidens von Hannover sämmtliche Theater Wiens, die Burg mit einbegriffen, zu ihr in Beziehung traten.

Jetzt gehört sie zu den besten Schauspielerinnen Deutschlands, und das Stadt-Theater in Leipzig hat sich nicht entgehen lassen, sie für ungewöhnliche pecuniäre Opfer zu gewinnen — für eine Gage, die Leipzig auch nicht annähernd jemals für das Fach bezahlt hat.

Auf ihren Gastspielen in Leipzig, Danzig, Halle ꝛc., hat sie sich überall die ungetheilteste Anerkennung erworben, und gewiß würde ihr Name längst so bekannt sein, wie er es verdient, wenn die Künstlerin nicht, vielleicht aus Bequemlichkeit, ihren jährlichen Urlaub immer wieder in denselben Städten verwerthete. Daß sie Jahr auf Jahr von denselben Directionen immer wieder eingeladen, begehrt wird, spricht allein schon für den Werth der

Leiſtungen. In echt weiblichen Charakteren übt ihre Innigkeit, unterſtützt durch ein unendlich ſympathiſches halbverſchleiertes Organ einen ſeltenen Zauber aus, der ſelbſt berühmte und gefeierte Darſtellerinnen deſſelben Fachs zur Bewunderung hinriß.

Aber trotz all dieſer Anerkennung, die ihr im höchſten Maße auch hier in Hannover zu Theil wird, hat es ihr nicht gelingen wollen, ſich von den Anhängſeln früherer Stellung, von einigen Rollen zweiten Ranges zu befreien, und die Darſtellerin der Maria Stuart, der Hebbel'ſchen Chrimhild muß heute noch Rollen wie die der Marianne im Tartüffe, der Agnes Sorel ſpielen, während ſie nie in den Beſitz der Porzia, Donna Diana, Johanna d'Arc, Katharina (Widerſpenſtige), Broni (Goldbauer) Beatrice (Viel Lärm um Nichts), Lorle (Dorf und Stadt) ꝛc. ꝛc. gelangen konnte.

Eine erſte Liebhaberin, welcher alle dieſe Rollen entgehen, iſt keine erſte Liebhaberin, und trotzdem hat ſie nicht nur die genannten Parthien von Anderen ſpielen laſſen, ſondern ſogar mit ſeltener Beſcheidenheit neben ihrer begabten, mit herrlichen Mitteln ausgeſtatteten Collegin Roſa Hildebrandt die Agnes Sorel in der „Jungfrau von Orleans", ja ſogar neben der munteren Liebhaberin in „Dorf und Stadt" die Gräfin Felſeck übernommen. Beim Abſchluß des neuen Contractes verlangte ſie die beiden Shakeſpeare'ſchen Charaktere: Katharina und Beatrice auch ſpielen zu dürfen und quen-

gelte dann allerdings noch hinterdrein, ebenfalls um Donna Diana und Porzia. Keineswegs verlangte ſie den Beſitz derſelben, ſondern nur das Recht, in den vier genannten zu alterniren, ihren Colleginnen ebenfalls vier Rollen ihres Repertoirs zu gleichem Zweck zur Dispoſition ſtellend. Die Verweigerung dieſer Bedingungen, deren Erfüllung man ihr, wie ſie behauptet, halb ſchon in Ausſicht geſtellt hatte, iſt der Grund ihres Abganges, nicht pecuniäre Forderungen, über welche wohl eine Einigung herbeizuführen geweſen wäre. In der Stadt gingen über die Urſache ihres Abganges allerlei Gerüchte, und aus dunkeln Winkeln wurde geziſchelt, ſie habe ſämmtliche Rollen ihrer Colleginnen bis zur Grille, womöglich bis zu der kleinen boshaften Soubrette, dem Dienſtmädchen im Tartüffe, ſpielen wollen. Eben ſo abgeſchmackt wurde über ihre Gegenforderung geſprochen. Habe ich doch mit meinen eigenen Ohren gehört: „Ja, ſie will auch mehr Gage als die Hildebrandt haben!“ Etwas Blödſinnigeres iſt doch wohl kaum dageweſen, als alle Mitglieder mit gleichem Maße meſſen, alle — im wörtlichen Sinne — mit gleicher Münze bezahlen zu wollen.

Fräulein Hildebrandt hatte im letzten Jahre höheren Gehalt als Fräulein Ellmenreich, alſo natürlich, wenn letztere zum Ausgleich nun ebenfalls mehr begehrte.

Nun, Fräulein Ellmenreich verläßt uns und die wahren Künſtler unſres Kreiſes bedauern ihr Scheiden

von ganzem Herzen — ihre hiesige Wirksamkeit wird den Collegen wie dem Publikum unvergeßlich bleiben.

Die Vorstellungen nach 1866 gingen ruhig in den ersten Jahren ihren Lauf, aber das Publikum war ein sehr geringes. Vor allen Dingen hatte das Theater seine Physiognomie total verändert.

In alten Zeiten machte es stets einen glänzenden Eindruck! Die ersten Plätze waren fast alle abonnirt und in den Prosceniumslogen und Logen des ersten Ranges wie in denen des Parquets glänzten die Gesandten Englands, Frankreichs, Rußlands, Preußens, Oesterreichs ꝛc. ꝛc., alle vertreten durch die ältesten Namen ihres Landes.

Der Kronprinz hatte ebenfalls, da die kleine Hofloge nicht Raum genug bot, einen Theil des ersten Ranges in Anspruch genommen — ebenso Prinzessin Louise von Hessen mit ihrer schönen Hofdame: Fräulein von Reyher. Die übrigen Plätze des Ranges waren mit den distinguirtesten Personen aller Stände besetzt. Das Parquet stand dem ersten Rang fast gleich, denn die Dienstplätze hoher Beamter, wie z. B. des General-Polizei-Directors, wurden dort angewiesen. Die Officiere, denen in Berlin z. B. nur gestattet ist, den ersten Rang zu besuchen, gingen hier, selbst die Regiments-Commandeure, ebenfalls ins Parquet.

Militair war im Parquet stark vertreten, und die

große Anzahl liebeglühender junger Lieutenants verſchloß allerdings das Parquet dem weiblichen Geſchlecht einigermaßen und ſo war dieſer Platz faſt nur von Herren bevölkert, welche meiſt ihre Damen im erſten Range hatten. Alle im Hauſe kannten ſich untereinander.

Alle kannten uns, wir kannten Alle. Das Theater bildete eine einzige große Familie. Familiär gings wenigſtens zwiſchen Publikum und Darſtellern zu, und wenn oben ein Familienglied ſich einmal vergaß, und in der Familiärität zu weit ging, dann war die Familie unten erſt recht vergnügt. Der Beifall war, wie ich gelegentlich ſchon erwähnte, ſüdlich, oft überſchwenglich. Dreimaliger Hervorruf nach Acten, oder kleinen Stücken, die ſehr gefielen, war gar keine Seltenheit. Lieblings-Nummern in der Oper mußten ſtets da capo geſpielt werden. Dieſe Nummern waren nicht gerade immer die künſtleriſch vollendetſten. Zu ihnen gehörte das Geigen-Uniſono in der Afrikanerin — der Soldatenchor in Gounod's „Fauſt“. An dem Abend, an welchem Gounod dirigirte, nachdem er vorher vom Könige den Welfenorden erhalten, ging das Publikum aus Rand und Band. Der Soldatenchor mußte übrigens an jedem Abend wiederholt werden. War das Publikum einmal kälter — der König ließ ſich nicht ſtören. Mit ſeinen waſchledernen Militairhandſchuhen arbeitete er munter immer weiter. Das Publikum ſah auf ihn und endlich hieß es: „Wir müſſen Schorſen (engliſch George) wohl den Gefallen

thun!“ und nun gings los, bis Capellmeiſter Fiſcher das Zeichen zum Da capo gab.

Es war wirklich ein Vergnügen, in Hannover zu ſpielen — mehr als in anderen Theatern; man hatte ein volles Haus ſicher, wenigſtens ſcheinbar, denn die nicht abonnirten Plätze waren tief hinten oder hoch oben, und ſtörten den Eindruck eines vollen Hauſes nicht.

Wie anders waren die Vorſtellungen in den neuen Verhältniſſen. Troſtloſe Abende hatten wir zu verzeichnen; arm an Publikum, arm an Beifall, alſo auch an Anregung. Die leeren Häuſer ließen es zu keiner Stimmung kommen, und wenn es ſelbſt gut beſetzt war, die verödeten Hoflogen machten einen wehmüthig traurigen Eindruck. Die Erinnerung vergangener Zeiten drängte ſich mitten im Spiel auf, und es gehörte in der erſten Zeit, wenigſtens für mich, das Anſpannen aller Kräfte dazu, humoriſtiſche Rollen darzuſtellen und durchzuführen. Alle Geſichter im Hauſe waren fremd. Einem Händler waren — für damals ſehr praktiſch — die Abonnements übergeben. Wurde dieſer ſeine Billets nicht los, ſo blieben die Bänke leer. Früher ſaß der Abonnent ſelbſt auf dem Platz — jetzt herrſchten „Fremde“ darauf, die den Platz eingehandelt, gegen uns „liebeleer“. Alle Tage andere Leute. Kann der Händler ſeine Billets nicht alle anbringen, ſo ſchlägt er ſie Abends nach Beginn der Vorſtellung unter dem Preiſe los, vielleicht für den dritten Theil. Da dies bekannt, ſo harren Viele bis zu der Zeit und erſchnappen

für den Preis eines Galleriebillets Entrée in das Parquet. Abgesehen davon, daß dadurch ein hervorragender Platz, wie das Parquet, seine Physiognomie ebenfalls völlig verloren hat, so ist die Störung, die diese Billigkeits-Nachzügler verursachen, meistens ein Todesstoß für die ersten Acte der Schauspiele und Opern, namentlich der Ersteren.

Es waren trübe Jahre, die ersten, die wir verlebten. Man mußte sich tröstend belügen und zu sich sagen: Dein alter Contract ist gelöst worden, Du hast Dich an einem fremden Theater engagirt. Das ist gar nicht mehr Hannover, es ist eine fremde Stadt, und dafür kannst Du Gott danken, an dem fremden Orte so viel Freunde und Bekannte zu finden.

Von solchem Standpunkte aus kam man über die traurige Zeit hinweg.

Es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

sagt Schiller, und auch auf unser Theater läßt sich das Wort des Dichters anwenden. Manche Lücke, durch scheidende Künstler entstanden, ist nicht ausgefüllt, aber für manches vortreffliche Mitglied, das uns verließ, ist ein eben so vortreffliches, vielleicht sogar besseres eingetreten. Die Namen: Mathilde Weckerlin und

Julie Koch-Bossenberger müssen hier genannt werden. Das Publikum fing an, mehr Theil zu nehmen, die Parthei, welche sich im Anfang ganz zurückgehalten hatte, fing an einzusehen, daß es doch wohl besser sei, dazu beizutragen, die Schöpfung ihres Königs in altem Glanze zu erhalten, als ihr grollend den Rücken zu kehren.

Eine wirkliche, wahre Theilnahme, wie in Wien, Berlin, Dresden ist in Hannover für das Theater stets nur bei einem kleinen Theil des Publikums zu finden gewesen. Es war immer ein großes Abonnement, und ist heute noch viel bedeutender, wenn auch leider jetzt noch in den Händen der Händler, also ein großes Stammpublikum ausschließend.

Das Abonnement bringt große Summen, jedoch neben dem Abonnement könnte immer noch allabendlich eine eben so große Summe eingehen; die Baareinnahmen sind jedoch sehr gering. Man ist gewohnt, ein Billet zum Abonnementspreis zu erhandeln, und tritt lieber zurück, als daß man den vollen Kassenpreis zahlt. An ein gänzliches Aufheben des Abonnements, wie es jetzt in Dresden z. B. geschehen ist, wäre in Hannover nie zu denken. Der Hannoveraner muß durch vorheriges Abonnement zum Besuch des Theaters gezwungen sein, sonst geht er nicht hin. Viele, welche ihr Abonnement aufgaben, um sich an bestimmte Vorstellungen nicht zu binden, und sich allwöchentlich die gewohnten zwei Vor-

ſtellungen ausſuchen zu können, ſind durch Aufheben des Selbſtzwanges dem Theater für immer entfremdet worden.

Die Theilnahmloſigkeit am Theater geht ſchon aus den Zeitungen hervor. Die Blätter anderer Städte haben beſtimmte Rubriken, welche nur dem Theater gewidmet ſind. In Wien berichtet z. B. die „Neue freie Preſſe" über die Umbeſetzung einer kleinen Rolle volle acht Tage vorher. Es iſt für den Habitué von Wichtigkeit, wer die Rolle ſpielt oder nicht. Die ganze Beſetzung neuer Stücke wird in Wien und Berlin ebenfalls vorher verkündet — ja es wird die Leſeprobe einer Novität angezeigt und das Publikum darauf aufmerkſam gemacht, daß es alſo in drei Wochen den Genuß zu erwarten habe. In Hannover hat ſelbſt das Stammpublikum oft keine Ahnung, was am Abend ſelbſt gegeben wird. Der Abonnent intereſſirt ſich nur für ſeinen vierten Abend — an einem anderen geht er ſelten hin. Tägliche Abonnenten giebt es faſt gar nicht mehr, und diejenigen, welche einen um den andern Abend abonnirt haben, ſind auch zu zählen.

Die Freudigkeit, mit der in anderen Städten über die glücklichen auswärtigen Gaſtſpiele der einheimiſchen Mitglieder berichtet wird, exiſtirt bei uns nicht. Redacteur Schulz vom „Hannoverſchen Tageblatt" iſt der Einzige, der ſeine Leſer von den auswärtigen glücklichen Erfolgen und Auszeichnungen der Hannoverſchen Theater-

mitglieder unterrichtet, und ſich dieſe und den wohlwollenden Theil des Publikums zu Dank verpflichtet. Glücklicher Weiſe das geleſenſte Blatt! Die Andern ſind zurückhaltender, der „Hannoverſche Courier“ hat es ſich aber zur Aufgabe gemacht, in hämiſch gehäſſiger Weiſe nur die Schattenſeiten unſeres Hannoverſchen Theaters zu berühren, nur die möglicher Weiſe mißglückten auswärtigen Verſuche zu regiſtriren. Unſer Theater hat verloren, das iſt nicht zu leugnen, das liegt ſchon in den Verhältniſſen, aber es hat noch immer Muſtervorſtellungen. Als ich mich im Dresdener Hoftheater vorigen Sommer Paul Lindau während der Aufführung von „Maria und Magdalena“ vorſtellte, ſprach er mich mit den Worten an: „Ich freue mich, den beſten Profeſſor Laurentius meines Stückes kennen zu lernen.“ Da mich Lindau in der Rolle nicht geſehen hatte, verdroß mich dieſes gezwungene Compliment aufs Empfindlichſte, und konnte ich eine dahin zielende Bemerkung nicht unterdrücken. „Verzeihen Sie,“ erwiderte er, „ein Freund von mir aus Paris hat zufällig die Aufführung an allen Norddeutſchen Theatern geſehen und mir die Verſicherung gegeben, daß die Hannoverſche entſchieden die beſte ſei.“ Ein Theater, das mit der Darſtellung eines Stückes ſo verſchiedener Rollen ſo viele andere Theater überragt, muß doch wohl noch immer ein recht gutes ſein, wenn es auch den Anſprüchen des „Courier“ nicht genügen kann.

Meine Ansichten über das hiesige Institut kann ich aus vielen Gründen nicht aussprechen — an andern Stellen werde ich die Verhältnisse eingehend beleuchten*), aber die jetzigen Gagenverhältnisse und die Theilnahmlosigkeit des Publikums tragen an den veränderten Verhältnissen große Schuld.

Es kann überhaupt kein Hoftheater mehr mit den größeren Stadttheatern concurriren. Die Wiener Hofoper selbst muß jetzt bedeutende Mitglieder scheiden sehen, weil sie mit dem Hamburger Stadttheater nicht wetteifern kann, das im Stande ist, einer Prima-Donna 17,000 Thlr. zu bieten. Hannover ist ohne Zuschuß gar nicht im Stande, ein nur halbwegs anständiges Theater zu erhalten. In München, in Dresden hat man classische Vorstellungen zu halben Preisen eingeführt, um dem unbemittelten Gebildeten die Pforten zu öffnen. Die Theater sind an solchen Abenden bis auf den letzten (Orchester-) Platz gefüllt. Wir haben einmal am Schluß der Saison vierzehn Tage bei halben Preisen gespielt — kein Mensch hat davon Gebrauch gemacht. Wie gering die Theilnahme bei uns und selbst in früherer Zeit war, geht daraus hervor, daß die zur Feier der Enthüllung von Schillers Denkmal gegebene Festvorstellung (Wallensteins Tod) mit den besten Kräften besetzt, eine Baareinnahme von 14 Thalern brachte. Dieses Interesse wendet

*) Beiträge zur Geschichte der Hoftheater von Dresden und Hannover.

ſich aber nicht allein der Tragödie, ſondern auch dem claſſiſchen Luſtſpiel zu, und wir haben „Minna von Barnhelm“ mit 4 Thalern zu verzeichnen.

Die Intendanz wollte im Jahre 1867 durch Vorführung ſeines vergötterten Lieblings: Niemann, dem Publikum ein Geſchenk machen. Niemann erhielt die für ihn wahrhaftig nicht enorme Summe von 200 Thalern pro Abend. „Joſeph in Egypten“, eines der ſchönſten Gebilde Niemanns, brachte eine Baareinnahme von 70 Thalern.

Zahlen beweiſen!

Trotzdem ſich die Phyſiognomie des Theaters wieder zum Guten verändert (durch viele Hannoverſche Familien, die ſich ihm wieder zugewendet, durch viele preußiſche, welche hierhergezogen) und ſo langſam ſeinen alten vornehmen Anſtrich wieder gewinnen will, die Lebendigkeit des alten Publikums iſt nicht wieder gekommen — im Gegentheil, es iſt von Jahr zu Jahr kühler geworden. So etwas merkt man am beſten an ſich ſelbſt.

Man ſagt mir, ich ſei ein gern geſehenes Mitglied. Ich glaube es, und nach den Auszeichnungen, welche mir bei meinem Jubiläum zu Theil wurden, wäre es frevelhaft und undankbar, klagen zu wollen, aber früher war ich ein beliebtes Mitglied; — ſolche giebt es überhaupt nicht mehr. Früher wurden die erſten und beliebteſten Mitglieder ſchon faſt allabendlich empfangen, — in welche Stimmung wird der Schauſpieler gleich durch ſolch herzliche Begrüßung verſetzt! Das kommt jetzt

nicht einmal mehr nach den Ferien vor. Selbst untergeordnete Mitglieder, denen dieſe oder jene Scene gelungen, oder die einen glücklichen Wurf in Bezug auf ihre Maske gethan, wurden ſonſt ſofort dafür belohnt.

Sonſt und Jetzt! Ein Beiſpiel: Baron Norden in „Plauderſtunden“ hat zu ſagen: „Wenn mein Geſchick mich auf die Bretter geführt hätte, man würde nicht geſagt haben, den Mann hat Gott im Zorn zum Schauſpieler gemacht, ſondern man würde ſagen: der Mann füllt ſeinen Platz ſo gut aus, wie Einer.“

Bei der Stelle war ſtets Jubel, ununterbrochener Beifall, und wenn es an's Ermatten ging, fing Georg V. von Neuem an, das Zeichen zur Fortſetzung zu geben. Der Beifall war der Art, daß man kaum noch die matten Worte, welche folgen, ſprechen konnte, und ich die Stelle an den Abgang verlegte.

Später: matter, dürftiger Applaus, und jetzt keine Hand mehr.

Das damalige Publikum fand die Wahrheit des Ausſpruchs und bekräftigte ihn. Jetzt!? Nun es ſind viel Auswärtige hierher verſetzt, die durch ihren langjährigen Aufenthalt in Memel, Tilſit, Weſel ꝛc. wohl an höhere Anſprüche gewöhnt ſind.

Ehe ich zur Schilderung meines Jubiläums übergehe, will ich außer der ſchon erwähnten noch einiger Gaſtſpiele gedenken.

Ich bin, ſeitdem ich bei meinen erſten Gaſtſpielen

günſtig aufgenommen wurde, in ſehr vielen Städten aufgetreten, bald mit mehr, bald mit weniger Glück. Volle ausverkaufte Häuſer mit geräumtem Orcheſter wechſelten mit weniger beſuchten — ja ich hatte auch an verſchiedenen Orten, beſonders wenn ich zum erſten Male kam, ganz leere Häuſer zu verzeichnen. Wie ſich die Annehmlichkeiten der Gaſtſpiele ſteigerten, möge beweiſen, daß ich bei ein und demſelben Director, welcher früher die Umgegend Hannovers bereiſte, bei dem verſtorbenen Theodor Ulrich, allein ungefähr hundert Mal aufgetreten bin. Aus den Gaſtſpielen in Wien, Berlin (am Hoftheater, Victoria-, Wallner- und Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater), Königsberg, Hamburg, Breslau, Darmſtadt, Coburg, Meiningen, Gotha, Düſſeldorf, Gera, Rudolſtadt, Leipzig, Göttingen, Poſen, Neuſtrelitz, Olmütz, Augsburg, Roſtock, Prag, Detmold, Schwerin, Osnabrück, Güſtrow, Danzig, Elbing, Braunſchweig, Görlitz, Altona, Poſen, Greifswald, Nordhauſen, Dortmund, Eſſen, Münſter, Magdeburg, Bielefeld, Potsdam, Oldenburg, Elberfeld, Barmen, Mainz, Halle und vielleicht noch vierzig anderen Städten, in die ich, wie in die genannten, mehr als ein-, ja mehr als zehnmal wiedergekehrt bin, greife ich nicht die heraus, welche mir beſonders Geld und Beifall brachten, ſondern die, an welche ſich bemerkenswerthe Erinnerungen oder Knopfloch-Auszeichnungen knüpfen, für die ich ungemein empfänglich, und die ich hier Gelegenheit habe, zum erſten Male an-

zubringen. Dankbar muß ich der Presse gedenken (ich meine die vornehme Presse erster Local-Blätter) die mich, unberufen, stets mit mehr als großer Liebenswürdigkeit behandelt und meinen Gastspielen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Breslau. Hier wurde mir ein langjähriger Wunsch, Carl von Holtei kennen zu lernen, erfüllt. Er residirte ganz versteckt in einem Hôtel dritten Ranges, und war, glaube ich, mit der billigen Herausgabe seiner Werke beschäftigt. Ich trat ein und nannte meinen Namen. Holtei stand auf, nahm mich bei beiden Händen und sah mir in's Gesicht. Thränen entströmten seinen Augen — er sprach kein Wort. Ich war ob des seltsamen Empfanges erschüttert und schwieg gleichfalls.

„Sontag!" fing er endlich, gefaßt, an, „Sontag! bei dem Namen werden merkwürdige Erinnerungen wach! Sontag! — Setzen Sie sich!"

Es war drei Uhr. Er sprach, sprach von vergangenen Zeiten, fragte, sprach weiter, weiter — weiter! Ich hörte und hörte. Um sechs Uhr dachte ich mich endlich zu trennen. Ich ging, berauscht von der Liebenswürdigkeit des interessanten Mannes, die ja gewissermaßen sprichwörtlich geworden ist. Auf dem Wege sah ich nach der Zeit. Es ging auf acht Uhr! Fünf Stunden waren mir dahingeschwunden wie drei. Ich wollte, ich hätte Alles behalten, was er sprach, ich wollte, ich dürfte Alles mittheilen, was er von Dem und Jenem

erzählte — es würde ein intereſſantes Büchelchen, intereſſant wie Holtei ſelbſt. Ein Albumblatt bewahre ich, das er mir ſchickte:

Wie (wenn November-Sonne warm
Durch Nebel blickt), der Mücken Schwarm
Schier zauberhaft zu Tage dringt,
Den Wandrer muntern Flugs umringt,
Und vor ihm her ſich gaukelnd ſchwingt,
Und ihn geleitet ſtundenweit
Als ſei die ſchönſte Sommerzeit,
Ob Garten zwar und Wald entlaubt —
So (wenn ein Gaſt ihm Kunde bringt,
Die Längſtverklungnes wiederklingt)
So zieht um eines Greiſes Haupt
Verblichner Bilder bunte Schaar
Die irgend wo verborgen war,
Mit friſchen Farben neu belebt,
„Schier zauberhaft“ und ſummt und ſchwebt,
Und ſingt geheimnißvoll im Chor
Ihm ſeine eignen Träume vor.
Ach, Träume, die ſo fern, ſo weit,
Ja, Träume aus der Jugendzeit!

Du trateſt ein. Dein Name ſchon
Schlug an den reinen vollen Ton
In tiefſter Bruſt. Dein reges Wort
Beſeelte mich und riß mich fort,
Als würd' ich gar noch einmal jung
In Fülle der Erinnerung.
Dazwiſchen wehte freilich auch
Von Gräbern ein wehmüth'ger Hauch,
Doch that er wohl, durchdrang die Luft
Mit frühlingsmildem Blumenduft
Und ſchmückte grüne Wieſenau
Erlabend mit der Thräne Thau.

Nun habe Dank für solchen Gruß!
Nie stranchelnd trage Dich Dein Fuß
In frohem Ernst, in sinn'gem Spiel
Zum rechten, wahren Künstlerziel,
Der Mutter Segen bringe Lohn
Dem liebevollen, guten Sohn!

Breslau, C. von Holtei.
August 1864.

„Dein reges Wort!“ O Gott! Ich hatte ja gar nichts gesprochen. Was hätte ich auch zu sprechen, wenn Holtei spricht.

Zum Andenken schenkte er mir ein von seiner Hand geschriebenes, hauptsächlich gegen Rötscher gerichtetes Gedicht, das, wie ich glaube, nur einmal gedruckt und gewiß wenig bekannt ist. Geschrieben wurde es zu Shakespeares dreihundertjährigem Geburtstag für die damals vom Fürsten Czartorisky in Wien herausgegebene Zeitschrift, verstanden wurde es vom Herausgeber nicht, denn dieser setzte es, wie mir Holtei erzählte, dicht unter einen panegyrischen Aufsatz Rötschers.

Zum 23. April 1864.

Ja, zieht sie auf, die heil'ge Fahne,
Und laßt sie hoch in Lüften weh'n,
Daß wir andächtig nach dem Schwane
Vom Avon, heut' gen Himmel sehn!

Wer reden kann, soll froh verkünden,
Was er von Ihm zu sagen weiß,
Gesang soll sich dem Wort verbünden,
Und wer's vermag, erring den Preis!

Es dürfen Alle sich versammeln
Um diese Fahne, treu der Pflicht,

Auch wir, die eben ſchlichtern ſtammeln;
Auch wir — jedoch die Heuchler nicht!

Die Heuchler, die bis zu den Quellen
Urew'ger Dichtung nie gelangt,
Und die ſich blos begeiſtert ſtellen,
Weil es die Mode ſo verlangt.

Niemals ergriff ſie holder Zauber,
Der unbewußt uns tief erregt;
Nur was die Wort- und Silbenklauber
Auslegeriſch hinein gelegt,

Das haben ſie in Ihm gefunden,
Ihr Lob erklingt wie Angſtgeſtöhn;
Sie ſeufzen, kritiſch überwunden:
„Was Shakeſpeare ſchrieb, iſt Alles ſchön!“

„Du darfſt nicht zweifeln, darfſt nicht fragen“
„Anbeten mußt Du ſtumm und dumm“
„Und Keiner darf zu mäkeln wagen“
„An ſolchem Evangelium!“

O Heuchelei! Beſtoch'ne Richter,
Ihr leugnet frech, (obgleich Ihr's wißt)
Daß auch der größte aller Dichter
Zuletzt ein Menſch geweſen iſt?

Daß dichtend er ein Menſch geblieben,
Geringes neben Höchſtem geht,
Daß menſchlich ihn nur der kann lieben,
Der dies in Demuth eingeſteht?

Nein, wer behaupten will: es gleiche
Sich alles an Vollkommenheit
In jenem großen Wunderreiche
Nie dageweſ'ner Herrlichkeit,

Wer mich des Rechtes will berauben,
Zu ſondern, was ſo ſcharf getrennt,
Dem werd' ich nie und nimmer glauben,
Daß er im Geiſt Ihn anerkennt.

Wir wollen frei vom Herzen sprechen,
Und aus dem Kranze um sein Haupt
Die wilden Reiser muthig brechen;
Der Kranz ist ja so dicht belaubt,

Und blüht so voll seit alten Tagen,
Für alle Zeit und Ewigkeit,
Wie Keiner trug und je wird tragen
Denn Gottes Hauch hat ihn geweiht.

Drum laßt sie weh'n die heil'ge Fahne,
Wie sie Jahrhunderte durchflog,
Und schaut andächtig nach dem Schwane,
Der singend auf gen Himmel zog,

Und seid gewiß, daß Ihm, dem Einen
Wir Ehrliche, die weder blind,
Noch heuchlerisch vor Ihm erscheinen
Willkommenste Verehrer sind.

Carl von Holtei.

Leipzig.

Das Leipziger Gastspiel im Verein mit Pauline Ulrich, bot mir Herr von Witte, der damalige Director, welcher jetzt als Rentier Winters in Hannover, Sommers auf seiner Villa in Gmunden lebt, freundlichst während der lustigen Saison in Carlsbad im Jahre 1868 an. Die Gluthhitze dieses Jahres versprach ein wenig lohnendes Resultat, aber das Versprechen, unser Gastspiel in jeder nur möglichen Weise zu fördern und Laube's Zurede, der damals schon wegen Uebernahme der Direction verhandelte, ließ uns darauf eingehen. Herr von Witte hielt Wort! Lohnend war das Gastspiel in jeder Hinsicht

aber auch das angreifendſte, deſſen ich mich in meiner Carrière erinnere. 37 Grad Réaumür in der Sonne ließen uns kaum zu Wagen ohne Erſchöpfung den Theaterplatz paſſiren. Demgemäß war die Temperatur im Theater. Elf Vorſtellungen umfaßte unſer Gaſtſpiel, aus dem zwei ſich beſonders abheben. „Romeo und Julia“ unter Mitwirkung von Clara Ziegler als Romeo und „Das bemooste Haupt“ von Benedix zur Feier der fünfzigjährigen Burſchenſchaft. Clara Zieglers Leiſtung war höchſt intereſſant, aber gerade bei dieſem Gedicht wurde die Illuſion durch das Beſetzungsexperiment zu ſehr geſtört. Unnachahmlich ſchön war die Sterbeſcene in Bezug auf Ton wie auf Plaſtik. Clara Ziegler die Stufen des Sarges herunter gleiten zu ſehen, war ein Bild, dem die bekannten Skizzen der großen Meiſter Kaulbach und Piloty nachſtehen. In dieſer Vorſtellung überraſchte außerdem der Held des Leipziger Theaters: Barnay durch eine ſehr gelungene Leiſtung des alten Capulet, den er ſchnell übernommen hatte.

Die ſtarke Titelrolle im „bemoosten Haupt“ hatte ich während unſeres Gaſtſpiels neu gelernt, und Pauline Ulrich die wenig bedeutende Rolle des „Hannchen“ ebenfalls ſchnell übernommen. Wo ich das Glück habe, perſönlich mit dem Dichter zuſammen zu kommen, ſuche ich aus dieſer Begegnung Nutzen zu ziehen. Ich las alſo Benedix meine Rolle vor, um ſo mehr, als ich Angſt hatte, in der vielfach gedrückten ernſten Stimmung,

welche die Parthie erfordert, mönoton zu werden. Nach dem ersten kurzen Monolog stand Benedix auf, nahm mir die Rolle aus der Hand, klappte sie zu, umarmte mich und sagte: „Weiter brauche ich nichts — so will ich den Ton haben!“

Die Vorstellung war natürlich ausverkauft; das Haus glänzte von bunten Cerevismützen und Verbindungsbändern. Der Jubel während des Stückes war unbeschreiblich, die Lieder wurden mitgesungen und am Schluß durften wir Hauptdarsteller nicht müde werden, Benedix, der auch der Dichter des Prologs war, immer und immer wieder vorzuführen.

Ein großer Commers im Schützenhause schloß den Abend, zu welchem die Hauptdarsteller geladen waren, und an welchem auch die Damen Ulrich, Ziegler und Buse mit ihren Begleiterinnen Theil nahmen. Clara Ziegler hatte den Prolog gesprochen, Frl. Ulrich, wie schon erwähnt, das Hannchen und Fräulein Buse den Fuchs Hempel gespielt. Beim Commers wurde der „Landesvater“ gesungen und bei der Stelle:

„Ich durchbohr'! den Hut und schwöre“ — von allen Damen des Festes, wie auch von unseren munter ihre schönen Hüte durchstochen und später als Andenken aufbewahrt.

Tags darauf erschien eine Deputation und brachte Benedix wie mir, jedem große herrliche Kränze, in denen Eichen- und Lorbeerblätter abwechselnd durchwunden.

Auf das Gedenkblatt der Feier: einer Gruppenphotographie der Burſchenſchafter, wurden die Portraits der drei Damen Ziegler, Ulrich und Buſe, das von Benedix und das meinige aufgenommen, und ſo unſere freundlich milden Züge der Nachwelt aufbewahrt.

Für einen Abend trat ich vom Geſammtgaſtſpiel zurück, weil ich dem Publikum den Genuß verſchaffen wollte, die beiden Recken: Clara Ziegler und Pauline Ulrich als Brunhild und Chrimhild in Hebbels Nibelungen bewundern zu können.

Im Jahre 1874 ſpielte ich ſeitdem — eine Rolle im Sommer 1869 abgerechnet — zum erſten Male wieder in Leipzig; wieder elf Mal und zwar die letzten Vorſtellungen im Verein mit Franziska Ellmenreich. Auch von dieſem Gaſtſpiel habe ich durch das Entgegenkommen des ſtellvertretenden Directors: Herrn von Strantz, des Publikums und der Kritik nur freundliche Erinnerungen, wenngleich ich ſehr bedauert habe, auf die Anweſenheit Haaſe's verzichten zu müſſen, mit dem eine Zeit von mehreren Wochen verleben zu können, ein Hauptreiz des Gaſtſpiels geweſen wäre. Strantz, mit dem ich ſchon früher in freundlicher Beziehung ſtand, habe ich als einen Director kennen gelernt, von dem ich behaupten kann, daß man mit ihm im geſchäftlichen Verkehr in einer Minute weiter kommt, als mit Hundert anderen in ſtundenlangen Conferenzen.

Zu den Häuſern, die mir ein Leipziger Gaſtſpiel

zu einer Kette von angenehmen Stunden machten, gehört das meines Freundes des Universitätsbuchhändlers Alexander Edelmann, das des Banquiers Seyfferth, und das von Benedix. Benedix war bei meinem letzten Gastspiel nicht mehr unter den Lebenden und so mußte ich mich begnügen ihm an seinem Grabe mein letztes „Lebewohl" zu bringen.

Schwerin. Mehr erfreut hat mich wohl kaum ein Gastspielantrag als der, den mir der General-Intendant von Putlitz für Schwerin machte. Die Bekanntschaft des berühmten Mannes zu machen, wieder einmal vor dem mir lieben Publikum zu spielen, war so lockend, daß ich sofort mit Freuden zuschrieb. Herr von Putlitz empfing mich mit den Worten: „Sie sollen mir die Kastanien aus dem Feuer holen. Ich bin hier sehr unbeliebt durch die Erhöhung der Preise, und immer spricht man von der Zeit, in welcher Sie hier waren und welche, dem Publikum nach, die schönste war, so daß ich Sie bat, hier wieder einmal zu gastiren. Zu meinen Vorstellungen kommen die Leute nicht — wir wollen nun sehen, ob sie zu den Ihrigen kommen!"

Ich sollte in drei kleinen Stücken zuerst auftreten, fühlte am Abend vorher Anzeichen baldiger Heiserkeit, die auch am andern Tage eintrat. Sie nahm zu, ebenso meine Verstimmung, aber ich wollte auf den längst ersehnten Abend und das volle Haus nicht verzichten, und spielte.

Der Empfang war ein herzlicher und ich ſpielte, für das Publikum unmerklich, mit fortwährend zunehmender Heiſerkeit meine Rollen zu Ende. Am andern Tage mußte ich abſagen, nahm nach einiger Schonung das Gaſtſpiel wieder auf, aber in anderen Rollen, als ich gewählt, da anſtrengende Parthien eine Unmöglichkeit waren.

Die ſo erſehnten Tage meines Schweriner Aufenthalts wurden zur Qual für mich. Vor der Probe ſaß ich über Kräuterdämpfen, die ich durch eine Röhre einathmete, nach der Probe ging ich in's Dampfbad, um von dort wieder zu den Kräutern zu eilen. So immer für drei Stunden zuſammengeflickt, ging ich mit meinem Organ wie auf Eiern und wand mich durch meine Rollen. An meinen alten Freunden hatte ich wenig Freude, da ich nicht mit ihnen plaudern konnte, und nur die Stunden nach dem Theater, in denen ich mich allenfalls gehen laſſen durfte, waren eine Entſchädigung für den Tag; viele brachte ich im Hauſe Putlitz zu, in welchem ich eine mehr als freundliche, eine freundſchaftliche Aufnahme fand.

Wer Putlitz auch nur flüchtig kennen lernt, muß ihn lieb gewinnen, und in ſeltener Weiſe verſteht Frau von Putlitz einem Fremden ihr Haus ſo gemüthlich zu machen, daß er der Meinung wird, er ſei ein jahrelanger Freund deſſelben. Mein alter Oertling machte ſeinen früheren Contract geltend, nach welchem ich verpflichtet war, jeden Abend nach der Vorſtellung bei ihm

zu soupiren. Das war richtig, aber ich half mir mit einem Advokatenkniff, indem ich behauptete, ich sei nur verpflichtet, Abendbrod bei ihn zu essen, aber nichts zu trinken. So aß ich denn, um meinen Verpflichtungen nachzukommen, bei den alten Freunden, und ging dann in's Nachbarhaus zur Familie Putlitz und trank meinen Nachtschoppen. Gustav zu Putlitz erwähnt des Gastspiels in seinen „Theater-Erinnerungen" in der freundlichsten Weise.

Viel glücklicher waren meine späteren Gastspiele, unter dem neuen Intendanten! Wiederum hatte ich diesen Gastspielen die Bekanntschaft eines berühmten Mannes zu danken, die Alfred von Wolzogen's. Ungetrübt, ohne jegliche Störung, gingen diese Abende, zu denen besondere Abonnements gemacht worden, vorüber, und die Theilnahme des Publikums war der Art, daß, wenn ich mich recht erinnere, an jedem Abend — ich kam in drei verschiedenen Zeiten — das Orchester geräumt werden mußte.

Der Hof, welcher bei meinem ersten Gastspiel verreist war, versäumte keine Vorstellung und der Großherzog gab mir wiederum die größten Beweise Seiner Gnade, indem Er mir das Verdienstkreuz I. Classe vom Hausorden der wendischen Krone, bei einem anderen Gastspiel die Verdienstmedaille I. Classe verlieh, die mir Geh. Rath Flügge mit großer Freude übersandte. Baron von Wolzogen, wie Director Steiner und dessen Gattin

bereiteten mir in ihrem Hauſe freundlichen Empfang und Erſterer beſchenkte mich mit einer Seltenheit, indem er mir eine Ueberſetzung des einzigen bisher ungedruckten Sonett's Leonardo da Vinci's in's Album ſchrieb:

Kannſt, wie Du willſt, nicht, wie Du kannſt, ſo wolle,
Denn nur, die nie in's Wollen ſich verrennen
Des Nichtgekonnten, darf man Weiſe nennen,
Und die, was ſie nicht können, wollen —
Tolle.

Was regelt Luſt und Leid der Lebensrolle
Ob und ob nicht wir wiſſen, wollen, können,
Die können blos, die nie ihr Wollen trennen
Von dem vernünft'gen Wiſſen, was man ſolle.
Nicht immer iſt zu wollen, was wir können;
Oft dünket ſüß, was bitter dem Bereuer;
Oft klagt' ich, wenn ich hatte, was ich wollte.

Drum magſt Du, Leſer, mir den Rath vergönnen:
Willſt Du Dir gut ſein, und den andern theuer,
Wolle nur immer können das Geſollte. —

(Einziges, auf uns gekommenes Sonett von Leonardo da Vinci.)

Zum freundlichen Andenken an den Ueberſetzer
Schwerin, Alfred v. Wolzogen,
28. Februar 1875. Thespiskarrenſchieber.

Einem der Schweriner Theaterkritiker kann ich nicht unterlaſſen, hier etwas, um einen banalen Ausdruck zu brauchen, auszuwiſchen. Am Schluß von: „Ein moderner Barbar" wurde gerufen, aber ſo ſpät, daß wir Dar-

steller schon halb ausgekleidet waren, und nicht mehr erscheinen konnten. Der Referent bemerkte: „Wie wir hören, erschien Herr Sontag auf den Hervorruf nicht, weil er sich weigerte, mit den andern Mitgliedern heraus zu gehen.“

Es war nämlich gerade das Gegentheil der Fall. Die anderen Mitglieder weigerten sich, sich wieder anzukleiden, und so unterblieb der Dank-Diener. Da kein Schauspieler ein Stück allein spielen kann, so wird auch kein vernünftiger Künstler seine Mitspieler von der verdienten Ehre ausschließen wollen — schon aus Politik nicht, denn ein ihm entgegen gerufener Name seiner Mitspieler muß ihn verletzen. Das Schweriner Publikum besann sich, wie fast immer, an dem Abend sehr lange, ob es applaudiren solle oder nicht und so kann es, wenn der Schauspieler einmal gleich nach der Vorstellung abreisen muß, sehr gut kommen, daß er schon die nächste Eisenbahnstation erreicht hat, ehe das Schweriner Publikum sich besinnt, ob seine Leistung des Hervorrufs würdig, und es wird gewiß Niemand einem Schauspieler zumuthen, (selbst für diese Ehre nicht,) von Station Hagenow wieder zurückzureisen, um dem Hervorruf Folge zu leisten.

Rudolstadt. Meine Gastspiele hier boten außer der freundlichen Aufnahme von Seiten des Publikums noch einen wichtigen Moment für mich, indem ich lang-

ſam Verſuche in alten Fächern wagend, bei meinem letzten Gaſtſpiel den bisherigen Rollen eine neue, die des „Nathan" mit Glück hinzufügte.

Die Familie des Herrn Geheimen Raths Schwarz, welcher bei meinem erſten Gaſtſpiel Intendant des Theaters war, wie die des Herrn Hofmarſchalls Baron von Humbracht, des jetzigen Intendanten, machten mir durch die freundliche Aufnahme in ihrem Hauſe die in Rudolſtadt verlebten Tage ganz beſonders angenehm.

Der regierende Fürſt, deſſen Liebenswürdigkeit mich jedes Mal nach meinem Eintreffen auf der Bühne begrüßte, die Er bis dahin nie betreten, hatte die Gnade, mir durch Herrn von Humbracht das Schwarzburgſche Ehrenkreuz überreichen zu laſſen.

Aber hätte ich in Rudolſtadt nicht die Ehren erfahren, unvergeßlich würde mir der Ort doch bleiben, wie Jedem, der ihn betreten. Dieſe himmliſche Gegend iſt der geheiligte Boden, auf dem unſer Schiller, wie im nahen Volksſtädt, gedichtet, gelebt und geliebt. Mit Ehrfurcht ſtehen wir vor den Stätten, wo er geweilt, vor dem Hauſe, aus dem er ſich Charlotte von Lengefeld geholt und mit ganz beſonderer Weihe betreten wir den kleinen Raum, der nie wieder zwei große Männer gleicher Unſterblichkeit umfaſſen wird, wie jene beiden, welche ſich im Jahre 1788 hier zum erſten Male begrüßten:

Schiller und Göthe.

Prag. Die mehrere Jahre auf einander folgenden Gastspiele in Prag waren mir deshalb lieb, weil sie eine sehr lucrative Zugabe zur Familiengemüthlichkeit waren. Meines ältesten Bruders Garnison war Prag, bei ihm wohnte ich allsommerlich mehrere Wochen in einem Garten der Kleinseite und zu diesen häuslichen Annehmlichkeiten bot die liebenswürdige Aufnahme des Publikums, die des Directors Wiring und seiner Mitglieder eine schöne Ergänzung. Die umsichtige Regie Oberländers, später Claar's, deren Bekanntschaft ich den Prager Gastspielen verdanke, trug nicht wenig dazu bei, mir mein künstlerisches Wirken an der Prager Bühne zu einem freudigen zu gestalten. Seligmann Heller, der gelehrteste aber auch umbarmherzigste und gefährlichste Kritiker Prags schrieb so begeisterte Recensionen über mich, daß sie, wäre ich eine Dame, für Liebesbriefe gelten könnten. Die wenigen tadelnden hatten für mich den Vorzug, den man bei den meisten vermißt: den Fingerzeig zur Veredlung der Leistungen. Es waren Kritiken, die an Emanuel Geibel's Wort erinnern:

„Das ist die vernünftigste Kritik der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer was Eigenes, Besseres stellt."

Die Recensionen Hellers fanden ihren Gipfelpunkt in den mich beschämenden Worten, die Heller allerdings schon nach meinem dritten Auftreten schrieb, und die trotz der eingehendsten Kritik, die er allen meinen Darstellungen widmete, nicht mehr zu überbieten waren:

„Sontag darf nach dieſem Debut nicht nur auf den Dank der Kritik rechnen, welche von ihm viel zu lernen hat, ſondern auf die bleibende Gunſt unſers ſchwerzugewinnenden, weil feinſinnigen Publikums.“

Das muß man dem Prager Publikum nachſagen: ein unnatürlicher Schauſpieler, und ſtände er auf höchſter Stufe der Künſtelei, wird ſich die Prager nie erobern. Wie viele bedeutende „Namen“ ſind an Prag geſcheitert.

Königsberg. Trotz ſeinen ſonſtigen Annehmlichkeiten iſt dies Gaſtſpiel hauptſächlich durch die Bekanntſchaft des Kreisgerichts-Raths Ernſt Wichert intereſſant. Wichert ſchrieb Kritiken in der „Königsberger Zeitung.“ Mehr als ſeine wohlwollenden und eingehenden Beſprechungen iſt mir ein Brief, in welchem er mir mittheilte, daß er die Titelrolle ſeines Stückes: „Ein Narr des Glücks“ für mich geſchrieben: „Der Narr des Glücks iſt das Luſtſpiel, an das ich dachte, als ich Ihnen ſchrieb, daß ich etwas für Sie unter der Feder hätte. Sie wiſſen, wie mich Ihre prächtigen, aus der heiterſten Laune geformten, grundgemüthlichen und grundehrlichen Bonvivants anmutheten, an denen die Kunſt wieder reine Natur geworden zu ſein ſchien. Ich dachte mir's wünſchenswerth, wenn ich etwas ſchaffen könnte, was ſich ſo darſtellen ließe, und ſo entſtand die Hauptrolle des Hans Findling, für den ich mir in der That keinen

beſſeren Repräſentanten denken kann als Sie. Ich höre Sie ſprechen, ich ſehe Sie agiren."

Das Stück wurde in Hannover bei Gelegenheit des Haaſe'ſchen Gaſtſpiels gegeben, und Haaſe, für den die Rolle des Freſinau offenbar ebenfalls geſchrieben, war unvergleichlich. Das Stück, welches am Burgtheater durchfiel, hatte bei uns einen ausgezeichneten Erfolg.

Meiningen. Lange ſchon war es mein Wunſch, in Meiningen zu gaſtiren — endlich wurde die Zeit beſtimmt. Kurz vor dem feſtgeſtellten Tage ward das Gaſtſpiel wieder verſchoben, dann wieder angeſetzt, wieder verſchoben und endlich für Juli 1870 in Liebenſtein geſichert. Ich gaſtirte vorher in Pyrmont; meine Gaſtrollen waren zu Ende, aber da in Folge der Kriegserklärung Alles die Flucht ergriff, waren in einem Tage ſämmtliche Wagen bis zur nächſten Woche beſtellt, und ich war in Pyrmont gefangen. Natürlich ſpielte ich nun Tag für Tag weiter bis zur Abreiſe nach Liebenſtein. Kurz vor dieſer Abreiſe erhalte ich ein Schreiben von dort, in welchem Director Grabowsky mir anzeigt, daß Se. Hoheit Anfang nächſter Woche zum Kriegsſchauplatze abgehe und mein Gaſtſpiel auf den nächſten Sommer verſchoben ſei.

Ich dachte: „Biſt du erſt da, ſo ſpielſt du auch!" warf den Brief in den Papierkorb und reiſte nach Liebenſtein.

„Um Gotteswillen! Sie kommen doch?“ Haben Sie denn meinen Brief nicht bekommen?“

„„Ich? N — ein!““

Der Herzog war unwohl — Hexenſchuß hinderte ihn an der Abreiſe, alſo ein Auftreten am Sonntag für mich noch möglich.

Aber was? Die Liebhaber waren ſämmtlich eingezogen und ſuchten andere Lorbeeren auf blutigem Felde.

„Ein kleines Stück: „Die römiſche Frage“ muß am Sonntag gegeben werden; ſuchen wir noch zwei kleine einactige dazu.“

„Doctor Robin“ und „Immer zu Hauſe“ waren die einzigen, die möglich.

„Gut, bleiben wir bei dieſen.“

Wir gingen ins Theater. Es war Probe von: „Eine römſche Frage.“

Ich trat ins Parterre. Ein älterer Schauſpieler mit befremdlichem Backenbart probirte mit Fräulein Ellen Franz. Director Grabowsky unterbrach die Probe. Langes Getuſchel. Alles ſchielte zu mir herunter, und endlich ſagte Grabowsky in gröblichem Tone: „Machen Sie Herrn Sontag ſelbſt dieſe Zumuthung, — ich thue es nicht.“ Ich ging auf die Bühne, und nachdem ich Frl. Franz vorgeſtellt, wurde ich alſo angeredet: „Dieſer Herr“ (auf den vermeintlichen Backenbart-Schauſpieler deutend) „iſt Graf Fredro, welcher

ein kleines Stück in französischer Sprache geschrieben hat: „Die römische Frage.“ Dieses Stück hat hier der Herr Hofmarschall, Baron von Stein übersetzt. In Ermangelung eines Liebhabers hat hier Herr Krause die Hauptrolle übernommen und nun lassen Sie die Herrschaften bitten, die Rolle zu spielen, wenn Ihnen das in drei Tagen möglich ist.“

„Sind Sie damit einverstanden?“ fragte ich Herrn Krause.

„„Ja gewiß, es ist ja ein Liebhaber, befreien Sie mich!““

„Paßt die Rolle für mich?“

„„Wie für Sie geschrieben!““ rief Grabowsky.

Ich übersah natürlich sofort, daß ein Stück, das ein polnischer Graf geschrieben, ein Hofmarschall übersetzt, und auf das der ganze Hof wartete, am Abend das Hauptinteresse in Anspruch nehmen würde, und ich als verehrter Ehrengast möglicher Weise die Ehre haben konnte, in zweiter Linie zu stehen.

Ich sagte zu.

Das Compliment Grabowsky's war etwas zweifelhaft, denn die Rolle war ein alter Geck, allerdings Liebhaber, aber nicht Liebgehabter.

Ich fand an der Rolle nicht viel und wußte nicht, was ich damit anfangen sollte. Graf Fredro las sie mir auf meine Bitte vor, allerdings in französischer Sprache. Herr Gott, was sind wir deutschen Schauspieler doch

für arme Schächer! Was brachte der Mann, der französische Comödie jahrelang studirt hatte, für Nüancen, die den Dialog pikant machten. Die Rolle war ein alter Curländischer Baron, und da Graf Fredro, zwar ein geborner Pole, aber seit Jahren in Petersburg im polnischen Ministerium arbeitet, also ein halber Russe ist, so sprach er einen Dialect, der zu der Rolle ganz gut paßte, und ich kam auf die Idee, den Grafen einfach zu copiren, in Gang, Haltung und Manieren. Ich spielte ihm die Rolle auf der Generalprobe ganz genau vor, d. h. eigentlich genau nach, denn ich behielt den Ton, in dem er sie mir vorgelesen und, auf meinen Wunsch, theilweise auf den ersten Proben vorgespielt hatte. Er merkte die Sache, hatte liebenswürdiger Weise nichts dagegen, aber als ich auch die Maske besprach, die ihn eigentlich nur abschrieb, rief er: „Ich bitte, nehmen Sie Schnurrbart — ich bitte, Schnurrbart!"

Das war wenigstens ein Unterscheidungszeichen, da der Graf nur Backenbart trug.

Mein prophetischer Blick hatte mich nicht getäuscht. Um das Stück drehte sich das Interesse des Abends — von den anderen war wenig die Rede. Die weibliche Rolle wurde von Fräulein Franz reizend gespielt und der Beifall war für Dichter und Darsteller ein außerordentlicher. Ich hatte mich zum Badegespräch gemacht; man redete mich am anderen Tage mit: „Herr Graf" an, da man behauptete, uns nicht mehr unter-

ſcheiden zu können, und Graf Fredro zeichnete nachher ein niedliches Bild: ihn und mich in ganz gleicher Geſtalt und Maske, er hinter mir ſtehend, mir ſeinen Charakter einblaſend.

Der Herzog war enchantirt von meinen Leiſtungen und lud mich für nächſtes Jahr zur Fortſetzung meines Gaſtſpieles ein. Andern Tags ging er nach dem Kriegsſchauplatz ab. Ich und viele Andere mußten bleiben, weil ſämmtliche Eiſenbahnen vom Militair in Beſchlag genommen. Abgeſehen von den angenehmen Stunden, welche ich in Geſellſchaft von Fräulein Franz, Director Grabowsky, Herrn Chronegk und andern Mitgliedern des Hoftheaters verlebte, vereinigte ſich ein Kreis faſt allnachmittaglich im Garten Anton Rubinſteins, der mit ſeiner Gattin zur Cur anweſend war. Leopold Auer war ebenfalls in Liebenſtein und eine kleine, aber andächtige Gemeinde, unter der Frau General-Conſul Goriſſen aus Hamburg mit zwei Töchtern — von denen die eine die bildſchöne Frau Mutzenbecher — Zander aus Königsberg mit Familie, und ich, lauſchten den Klängen des vortrefflichen Geigers und weltberühmten Pianiſten oft bis zu der Stunde, in welcher die Natur ihr Recht, zwar noch nicht auf Schlaf, aber auf Ernährung fordert.

Im Jahr darauf kam ich wieder. Der Herzog hatte gewählt: „Die Widerſpenſtige“, „Frau im Hauſe“ und wieder: „Die römiſche Frage“.

Als ich nun auf die Probe kam, fragte mich der Garderobier, ob ich meine Coſtümes ſelbſt mit hätte.

„„Ja!““

„Ich hatte ſonſt hier eine Zeichnung, nach der Verſchiedenes gemacht werden ſollte.“

Es war eine Figurine des Petrucchio mit vielen Randbemerkungen.

„Für Herrn Sontag iſt ein neuer Glockenmantel zu machen.“

„Aus dem rothen italieniſchen Stoff iſt eine Tunik zu machen.“

„Wer hat das gezeichnet und geſchrieben?“

„„Se. Hoheit!““

„Dann machen Sie um Gotteswillen die Kleider ſofort — ich ſpiele in Ihrer Garderobe. Ich werde mich hüten, die Wünſche des hohen Herrn zurückzuweiſen. Zudem würde meine Garderobe zur Ihrigen wohl nicht paſſen.“

Es wäre auch gar nicht gegangen!

Es war eine ſolche Einheit, eine ſolche Originalität in den Coſtümen — ich glaube man hätte mich in dem meinigen verhöhnt, ſo ſchön es an ſich iſt. Auf den deutſchen Bühnen ſpielt man die Widerſpenſtige überall in einem ſolchen Miſchmaſchcoſtüm, daß Emil Devrient z. B. getroſt in ſeinem Anzug aus dem dreißigjährigen Kriege überall auftreten konnte, ohne auch nur im Geringſten zu ſtören. Hier war es unmöglich, ſich dazwiſchen

zu wagen. Dazu die Decorationen — mit einem Wort, man fühlte sich sofort auf den Boden und in die Zeit des Stückes versetzt. Ich habe nur das eine Costümstück gesehen, aber ich schämte mich der Armseligkeit und Gedankenlosigkeit, mit welcher andere Theater solche Stücke in Scene setzen. Alles war hier bunt, alles in hellen Farben. Schon die Erscheinung eines Jeden war munter und lustig und brachte das Publikum in Stimmung. Mir war es schrecklich störend: Petrucchio in Tricot's und Schuhen, statt in den gewohnten Reiterstiefeln zu spielen, aber in meinem eigenen Interesse mußte ich mich bequemen.

Zu gleicher Zeit waren erfreulicher Weise mehrere Hannoveraner in Liebenstein, unter denen Adele Grantzow mit Mutter, Frau Banquier Adolf Berend mit ihren Kindern und zwei ehemalige Hannoveraner, das berühmte Paar: Joseph Joachim mit Gattin.

Am Tage nach der „Widerspenstigen" — ich hatte den Herzog noch nicht gesprochen — begegnete mir der hohe Herr auf der Promenade. Wir machten Front und grüßten. „Sind Sie derjenige, welcher?" Ich deutete an, daß ich wohl der sein möchte, nach dem sein Herz verlange. Ein Wort gab das andere — der Herzog kam auf Julius Cäsar und seine Scenirung. Er zeichnete die Stellungen mit dem Stock in den Sand und machte mir Alles so anschaulich, daß ich die Vorstellung vor

mir ſah, und ſtill bedauerte, ihn nie zum Regiſſeur gehabt zu haben.

Spätere Aufführungen in Berlin haben bewieſen, daß der Geſchmack, die hiſtoriſche Treue ſeiner Arrangements, die geiſtvolle Inſceneſetzung ſchwierigſter Dramen, geeignet waren, ſelbſt das verwöhnteſte Reſidenzpublikum, wie die anſpruchvollſte Kritik zur Bewunderung zu zwingen.

Auf einer Probe von der „Frau im Hauſe“ unterbrach der Herzog vom Parterre aus mein Spiel mit der Frage: „Iſt von den Requiſiten etwas nicht in Ordnung?“

Ich verneinte verwundert.

„Sie ſprachen über die Packete etwas mit Fräulein Meinhold.“

„„Das gehört zum Stück, Hoheit, es iſt die vorgeſchriebene Rede.““

Darauf hörte ich etwas von „außerordentlicher Natürlichkeit“ murmeln.

Bei meinem erſten Gaſtſpiel hatten mir Fräulein Franz und Chrongk eine ſcherzhafte Geſchichte erzählt. Ein Dichter, oder eigentlich mehr „Trachter“ hatte in Meiningen ein Stück zur Aufführung gebracht. Feſt der Ueberzeugung eines außerordentlichen Erfolges hatte er wenige Minuten vor Anfang des Stückes in der Garderobe nach einer Stecknadel geſchrien.

„Was wollen Sie damit?“ —

„„Wenn mir nach der Vorſtellung der Herzog ſeinen

Orden giebt, muß ich ihn gleich anheften. Eine Stecknadel!!""

Die größte wurde ihm zur Verfügung geſtellt.

Das Stück gefiel — auch dem Herzog und dieſer unterließ es nicht, dem Dichter ſeine Zufriedenheit zu erkennen zu geben durch: mündliche Anerkennung.

Was mit der Stecknadel geworden, wußte Niemand — hoffentlich hat ſie eine andere Verwendung gefunden.

Bei ſolchen und ähnlichen Geſchichten, die ſehr dramatiſch beluſtigend vorgetragen wurden, fiel die Aeußerung: „Herr Sontag, Sie ſpielen doch auch nur hier in Liebenſtein mit dem Hinblick auf einen Orden?"

„„O nein, es iſt mir Ehre vor Sr. Hoheit zu ſpielen; wie könnte ich außer meinem Honorar auch noch ſolche Anſprüche erheben. Glücklich würde ich natürlich ſein, wenn beim Abſchiede Etwas im Kopfloch „bammelte."

Ich wurde viel geneckt deswegen und ſcherzend gab ich Jedem, der mich auf die Schönheit der Gegend aufmerkſam machte, zur Antwort: „Man hat mir den Mund wäſſerig gemacht! Fragen Sie nach dem Gaſtſpiel wieder. Bammelt es im Knopfloch, dann finde ich jede Gegend entzückend, bammelt es nicht, hat auch der ſchönſte Berg keinen Reiz für mich."

Es bammelte!

Morgens früh acht Uhr, nach der „Frau im Hauſe", kam Obriſtlieutenant von Engel an mein Bett und

brachte mir im Namen Sr. Hoheit das Verdienſtkreuz ſeines Hausordens.

Nach der Zeit ſpielte ich noch einmal in Meiningen ſelbſt. Clara Ziegler wollte als Iſabelle in der „Braut von Meſſina“ auftreten, und man war um einen Manuel verlegen. Ich gaſtirte in Gotha und bot mich aus Dankbarkeit für die Auszeichnung als Lückenbüßer an. Leider mußte ich unverhofft auf einen Tag zurück nach Hannover, Nachts von dort wieder abreiſen um mit einem durch Schnee verſpäteten Zug zwölf Uhr Mittags in Meiningen anzukommen. Ganz in Pelz gehüllt, wie ein Waſchbär, kam ich direct von der Bahn auf die Probe. Abends bei der Vorſtellung gingen die Hauptſcenen ganz glücklich vorüber, aber auch nur bis dahin hatte meine Anſpannung gereicht. Sieben Tage hatte ich nach einander geſpielt und zwar in verſchiedenen Städten. Die durchreiſten Nächte rächten ſich. Ich wurde während des dritten Actes krank und zwar ſo elend, daß ich auf der Bahre meine Sinne verlor. Nach dem Act ließ mich der Herzog in ſeine Loge rufen, dankte mir in faſt herzlichen Worten für die „freundliche Uebernahme der Rolle“ zog einen Brillantring vom Finger, den er mich „bat“ als Andenken zu tragen und beruhigte mich für jetzt und noch lange für die Zukunft durch die Frage: „Sagen Sie, warum ſpielen Sie den Manuel ſo ſehr jung?“

Abends nach der Vorſtellung ſaß ich Kranker bei

einer Waſſerſuppe, als Flügeladjutant Obriſtlieutenant von Engel mich beſuchte und bat, noch mit zu Clara Ziegler hinüber zu gehen, der er im Auftrage des Herzogs die goldene Verdienſtmedaille zu überbringen habe. Ich ging endlich auf zehn Minuten mit. Clara Ziegler hatte früh zu Bett gehen wollen und nicht mehr heizen laſſen. Wir kamen in's Plaudern, daß wir endlich alle drei unſere Pelze anzogen und nach mehreren Stunden noch einmal zu eſſen anfingen, da wir uns hungrig und durſtig geplaudert hatten.

Ein einziger reicher Tag in Meiningen, an dem ich auch noch unter anderen Bekannten einen ehemaligen Collegen: Alexander Liebe, den ich ſeit meiner Anfängerſchaft nicht mehr geſehen, faſt unverändert als Bruder Ceſar in der „Braut von Meſſina“ wiederfand.

Das Schickſal, das über Baron Engel mehrere Jahre ſpäter hereinbrach, oder vielmehr, das er ſelbſt herauf beſchwor, hat mich tief erſchüttert. Verbrechen dieſer Art ſind nicht zu entſchuldigen — das ſeinige am wenigſten, aber wenn mir Jemand nur Gutes und Freundliches erwieſen, ſo iſt's doch ſchwer, in das allgemeine Verdammungs-Urtheil kalt mit einzuſtimmen — ich wenigſtens habe dann nur Mitleid für den Unglücklichen.

Coburg. Das Gaſtſpiel in Coburg, das mir noch ſo viel Freude und Ehre bringen ſollte, verdanke ich dem Geheimen Cabinets-Rath und Theaterintendanten Tem-

peltey, der sich durch seine „Klytemnestra“ einen hervorragenden Dichternamen erwarb, aber leider durch die Annahme von Amt und Würden sich selbst verhinderte, denselben durch neue Werke zu befestigen. Das Stück gefiel bekanntlich am Burgtheater in Wien der Art, daß bei plötzlicher Erkrankung Joseph Wagners das Publikum die letzten Acte durchaus zu sehen verlangte, und selbst lieber damit einverstanden war, sich Wagners Rolle von Herrn Rettich vorlesen zu lassen, als auf den Fortgang der Tragödie zu verzichten. Ich lernte Tempelteу in Hamburg im gastfreien Hause Julius Hübner's kennen bei einem Diner, nach welchem wir Beide zugleich das Local verließen, ich, um im Stadttheater den „Doctor Wespe“ zu spielen, der Cabinets-Rath, um nach Coburg zu reisen, wo am andern Tage die Aufführung dreier kleiner Novitäten seiner harrte. Eine derselben war ein Stückchen von mir: „Frauenemancipation,“ das, wie er mir später schrieb, recht viel Beifall gefunden.

Ich spielte in Coburg am ersten Abend die kleinen Stücke. Fast in jedem Zwischenact kommt der Herzog auf die Bühne, um in einem kleinen gemüthlichen Conversationszimmer seiner Zufriedenheit, oder seinen Wünschen Ausdruck zu geben. Ich kannte den Herzog von Ansehen, da er in meiner Knabenzeit in königl. sächsischen Militairdiensten stand.

Mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit kam mir der hohe Herr entgegen, gab mir zu Ehren nach der

zweiten Vorſtellung in dem kleinen Salon, welcher ſich neben der Theaterloge befindet, ein Souper, zu welchem außer dem Intendanten und dem Hoftheaterdirector Löwe mehrere der am Abend beſchäftigten Mitglieder befohlen waren. Der Herzog war roſigſter Laune, denn am ſelben Tage war ein Telegramm aus London eingegangen, welches einen Fortſchritt im Befinden des Prinzen von Wales verkündete. Der Herzog ſtand an den vorhergehenden Tagen auf dem Sprunge, bei Zunahme der Gefahr ſelbſt nach England zu reiſen, ſeinen Neffen noch einmal zu ſehen und die unglückliche Mutter zu tröſten. Die Gefahr war vorüber — Grund genug zu guter Stimmung! Ich hatte auch Grund zu ſolcher, denn zwiſchen Vorſtellung und Souper hatte mir Cabinets-Rath Tempelteh im Namen des Herzogs die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft überreicht.

Bald darauf wurde ich zum zweiten Gaſtſpiel — diesmal nach Gotha befohlen. Hier hatte ich die Ehre, Ihrer Hoheit der Herzogin vorgeſtellt zu werden, und bei Tafel den gemüthlichen Verkehr dieſes Hofes kennen zu lernen. Spielhagen hat, wie man ſagt, in „Hans und Grete“ ſich bei Schilderung ſeines Herzogs und ſeiner Herzogin das fürſtliche Paar von Coburg zum Vorbild genommen, ja daſſelbe ſogar genau portraitirt. So herzlich auch Spielhagen das Verhältniß des Herzogs zur Herzogin ſchildert, er iſt hinter dem Original zurückgeblieben, und von der liebevollen Aufmerkſamkeit

des Herzogs für seine Gemahlin, von der Art, in der die hohe Frau den kleinsten Wunsch ihres Gemahls zu erlauschen strebt, kann sich nur der persönliche Zeuge einen Begriff machen.

An allen Tagen, an welchen ich nicht im Theater beschäftigt, wurde ich zur Tafel befohlen, und mein zweites Gastspiel endete damit, daß mir nach den „Journalisten", von welchen der Herzog am meisten enchantirt war, das Ritterkreuz des Hausordens verliehen ward.

Coburg hatte mir schon im Winter so sehr gefallen, daß ich den Wunsch hegte, es in der besseren Jahreszeit kennen zu lernen. Ich reiste im Frühjahr auf einige Tage von Hannover hinüber, und konnte mich, als mein Urlaub abgelaufen war, kaum trennen von diesem himmlischen Fleck deutscher Erde, zumal mir die Zeit durch die fortwährende Abwechslung der Umgegend wie im Fluge vergangen war.

An die Schlösser: Feste Coburg, Rosenau, Callenberg hängt sich manch freundliches Erlebniß, von denen ich nur eines gedenken will, das dazu angethan war, die weihevolle Stimmung eines Sonntags-Morgens in solcher Gegend zu erhöhen.

Ich lag im Fenster des Hôtels und sah, wie gegenüber vor einem Bäckerladen eine Schule mit ihren verschiedenen Classen aufmarschirt war. Nach Anordnung der Lehrer durften immer vier Mann zugleich den Laden betreten, um sich mit Proviant zu versehen. Nach vielen

drolligen Scenen marſchirte die Geſellſchaft in militairiſcher Ordnung durch die Stadt dem Thore zu. Mit meinem Wagen, der mich nach Schloß Callenberg führen ſollte, holte ich den Zug ein. Die Großen der erſten Claſſen waren mit ihren robuſten Schritten weit voraus, die Kleinen der letzten Claſſen noch weit zurück.

Unterwegs umringten Letztere meinen Wagen und riefen: „Nehmen Sie uns mit! nehmen Sie uns mit!“

„Wenn Ihr ruhig Einer nach dem Andern einſteigt, ſo will ich ſoviel mitnehmen, als Platz haben, aber langſam einſteigen, damit kein Unglück geſchieht!“ Während ich den Erſten herein hob, hatten die Andern den zweiten Wagenſchlag geöffnet, und waren neun Mann hereingeklettert, drei auf den Bock. Sie waren nicht wieder hinaus zu bringen, und da der gutmüthige Kutſcher mit der Ueberladung einverſtanden, ſo fuhren wir im Mittelſchritt weiter. Natürlich mußte ich zwei auf meine Knie nehmen, ſonſt wären ſie mir rechts und links über den Wagenſchlag gekippt. Der Jubel, als wir in Neuſes ankamen, wo die Vorangeeilten unter Rückert's Denkmal der Zurückgebliebenen warteten, war koloſſal. Meine kleine Geſellſchaft verhöhnte die Fußgänger, der Lehrer entſchuldigte die „Dreiſtigkeit“ und mit dankendem Hurrah wurde der weiterfahrende „fremde Herr“ entlaſſen. Als ich auf Callenberg ankam, war mein erſter Gang in die Schloßcapelle. Ich ſtand dem Altarbild gegenüber: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen

und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich!“

Es iſt nicht der einzige poetiſche Eindruck, welchen ich aus jenen ſchönen Gefilden in meine Heimath genommen.

Mein drittes Gaſtſpiel fiel wieder nach Gotha. Geheimer Rath Tempelteh hatte mich ſchon vorher von der Auszeichnung in Kenntniß geſetzt, nicht im Hôtel abzuſteigen, ſondern als Gaſt des Herzogs am Hofe weilen zu dürfen. Als der Eiſenbahnzug hielt, gewahrte ich eine fürſtliche Equipage mit — wie Dawiſon als Kuh von Kuhdorf ſagte — guilliotinirtem Kutſcher und Bedienten. Ich meinte, von der Herzoglichen Familie verreiſe Jemand, als ein Hoffourier mich anſprach und bedeutete, daß Equipage wie Dienerſchaft dazu beſtimmt ſeien, mich in die Stadt zu fahren und für die Dauer meines Aufenthalts zu meiner Verfügung zu bleiben. Ich wurde als „Gaſt des Hauſes“ behandelt, und täglich, oft allein mit den hohen Herrſchaften — ſogar mit Ausſchluß des Fracks — zur Tafel befohlen.

Was mein Gaſtſpiel in Coburg-Gotha mir zum Genuß machte, iſt die wirkliche Freude, welche die hohen Herrſchaften an der Kunſt haben. Das Theater iſt ihnen kein oberflächliches Unterhaltungsmittel, das man verſäumt, wenn man ſich wo anders beſſer amüſiren kann. Pünktlich vor Anfang erſcheint der Hof — keine Minute vor Schluß entfernt er ſich. Mit größter Aufmerkſam-

keit folgt er den Worten des Dichters, oder den Weisen des Componisten, sich an ihnen erhebend oder erheiternd, die Erheiterung nicht in banalen Trivialitäten, sondern in den humoristischen Gebilden feinsinniger Dichter findend.

Gräfin Kinsky, eine Verwandte des Herzogs, welche als Gast am Hofe weilte, sprach über Tafel geringschätzig von irgend einem Stück, welches nach Ansicht des Herzogs, wenn auch handlungsarm, doch geistvoll im Dialog war.

„Es kann ja von der jüngeren Generation im Theater Niemand mehr zuhören" — rief Er erzürnt — „höchstens noch Leute meines Alters, kaum noch die Jüngeren — die ganz jungen Menschen sind schon so verdorben, daß sie ruhigen, geistvollen Scenen, in denen sich die Charaktere entwickeln, gar nicht mehr folgen können, nicht folgen wollen. Unterhaltung! Unterhaltung! Grelle Scenen und zweideutige Späße will man heute zu Tage. Und man muß nur das Publikum betrachten, selbst das des Burgtheaters. Ein großer Theil benimmt sich so, daß man trotz der herrlichen Vorstellungen oft mehr Aerger als Genuß hat. Fortwährendes Geklapper der Logenthüren; das Geschwätz ist oft so laut, daß man die Worte auf der Bühne kaum verstehen kann."

„„Aber mein Gott"" warf lachend die schöne Gräfin ein: „„weißt Du, wann man so a Stück zehn Mal g'sehn

hat, kann man doch nit immer zuhör'n. Da geht man halt in die Logen zu den Bekannten und plauscht.""

„Dann bleibt doch lieber draußen und macht Eure Besuche wo anders!" schloß der Herzog die Scene.

Verwundert hat mich die Art, wie der Herzog im Stande ist, die Meinung Anderer, die Meinung seiner Umgebung zu hören; seine Ansicht zwar mit Festigkeit, ja mit Schroffheit vertheidigend, aber nie verlangend, daß man aus schranzenhafter Rücksicht die eigene Ueberzeugung opfere.

Bei meinem dritten Gastspiel spielte ich in meinem kleinen Stückchen: „Frauen-Emancipation." Fräulein Grahl hatte die Hauptrolle übernommen, und durch ihr vortreffliches Spiel war das kleine Ding Repertoirstück geworden. Am selben Abend trat ich noch in einer Novität auf, welche der Herzog aus meinem Repertoir gewählt hatte. Die Novität hieß:

„Clavigo!!"

und war von einem gewissen Göthe. Trotz mehrmaliger Aufführung in früheren Jahren in Coburg war das Stück nie in Gotha gegeben worden, und es war gewiß keine unangenehme und undankbare Aufgabe, einem Publikum den „Carlos" neu vorführen zu dürfen.

Herzog Leopold von Coburg — Bruder des Königs Ferdinand von Portugal — weilt mit seiner Gemahlin: Baronin von Ruttenstein, alljährlich mehrere Monate in Gotha, und ich war sehr erfreut, nicht nur

die Herrschaften kennen zu lernen, sondern von ihnen ebenfalls in jeder Weise ausgezeichnet zu werden. Wie am regierenden Hofe, so wurde ich auch hier mit Liebenswürdigkeiten aller Art überschüttet — im Theater mit Kränzen und Blumen, die mir die Baronin eigenhändig warf, und an den Abenden, die ich im Palais des Herzogs Leopold zubringen durfte, mit böhmischen Knödln, da die Baronin gehört, daß ein böhmischer Knödl in der Gradation meiner irdischen Genüsse mindestens die zweithöchste Stelle einnimmt. Wenn ich die Theaterzeitungen allwöchentlich zur Hand nehme, und lese so über die kleinsten Ehren, die Diesem oder Jenem widerfahren, sehe, nur *sehe* — denn wer *liest* lange Lobhudeleien — ganze Spalten über dieses oder jenes Gastspiel, so habe ich manchmal bedauert, daß auch meine Auszeichnungen nicht der Welt verkündet werden, und daß die Berichte meiner „Triumphe" selten über zehnzeilige Notizen hinausgingen.

Ich kann mich über die vornehme Presse nicht beklagen; die ersten Blätter Deutschlands haben bei Gelegenheit meiner Gastspiele mir die ehrendste Anerkennung gewidmet und das Epitheton „meisterhaft" ist nicht selten in beschämender Weise an meine Leistungen verschwendet worden. Aber diese Besprechungen habe ich nur bei Gelegenheit von Gastspielen in Localblättern zu verzeichnen. Im Uebrigen gehöre ich zu den journalistischen Stiefkindern, die immer am Katzentisch sitzen und an der

allgemeinen Unterhaltung nicht Theil nehmen dürfen. Ich erinnere mich, ein einziges Mal durch alle Zeitungen gegangen zu sein. In Folge einer Abänderung wurde in Hannover ein Lustspiel eingeworfen; ich erlaubte mir, wie sonst oft in solchen Fällen einen darauf bezüglichen Scherz zu machen und wurde vom Publikum bebeifallt. Die Intendanz nahm mich in 14 Thaler Strafe. Kurz darauf kam wieder eine Abänderung (Meistersinger wurden mit Fra Diavalo vertauscht) und der Herr Intendant, der mich in Strafe genommen, bat hier selbst eines der Mitglieder, einen auf die Abänderuug bezüglichen Scherz zu machen. Diese Affaire ging allerdings durch alle Blätter, aber nicht um meinen Ruhm zu verkünden, sondern aus Rancüne gegen den Intendanten. Die Zeitungen machten Randglossen, die meinen harmlosen Scherz unter die Lupe nahmen und für mich nicht einmal genugthuend waren. Allerdings trage ich an der journalistischen Stiefväterlichkeit eigene Schuld. Es existirt nicht einmal eine Photographie von mir, und den mehrfach ausgesprochenen Wünschen, mein Bild in der Zeitung bringen zu dürfen, habe ich nur ein einziges Mal, und zwar der Leipziger Modenzeitung nachgegeben, weil der Besitzer: Alexander Edelmann einer meiner intimsten Freunde, und die Liebenswürdigkeit dieses Mannes selbst im Stande war, mich „zum Sitzen" zu bringen. Wie sehr man beim Theater selbst für die Verbreitung seines Ruhmes sorgen muß, geht

daraus hervor, daß z. B. nicht eine einzige Zeitung, nicht einmal die von mir gehaltenen Theaterzeitungen, eine Zeile über mein Jubiläum gebracht, und der Almanach von Entsch — mit dessen Herausgeber ich doch auf freundlichem Fuße stehe und der mir mehrfach und oft gefällig gewesen — das Jubilium gänzlich ignorirt hat.

Zu den glücklichsten Ereignissen meiner Laufbahn gehört dies Jubiläum. Ich war Anfangs zweifelhaft, ob ich desselben Erwähnung thun sollte, da bei einem Schauspieler, der in so sehr vielen jugendlichen Rollen auftritt, das Erinnern an den Taufschein immer eine mißliche Sache ist. Indeß, wer kann beim Theater sein Alter verleugnen, da in jedem Bühnenalmanach das Jahr des Eintritts nachzuschlagen und darnach leicht der Taufschein zu errathen ist. Im Allgemeinen beginnt der Jüngling im achtzehnten oder neunzehnten, das junge Mädchen im siebenzehnten Jahre die theatralische Laufbahn. Nur Schauspielerkinder machen mitunter eine Ausnahme und werden früher flügge. Es ist sehr komisch zu beobachten wie Dieser oder Jener, Diese oder Jene sich aus gewissen jugendlichen Ziffern nicht herausfinden kann, dem Schmerz Ausdruck gebend, nun bald die „Zwanzig" verlassen zu müssen, während Entsch in seinem Almanach die Herrschaften bereits vor siebenzehn bis achtzehn Jahren in bestimmten Fächern aufführt. Meiner Ansicht nach ist diese Verleugnung ein Unsinn; der Taufschein thut

beim Künſtler gar nichts. Hat er ſich, wie Fichtner, Emil Devrient ꝛc. die Friſche und Jugendlichkeit ſeines Spiels erhalten, ſo zieht ein vernünftiges Publikum die gediegenen Leiſtungen des bewährten Meiſters den Verſuchen des jungen Anfängers gewiß vor, und läßt es bei Letzterem in ſeinen beſcheidenen Rollen an Aufmunterung nicht fehlen, bis er langſam reif geworden, um die Erbſchaft ſeines Vorbildes antreten zu können. In Frankreich hat das Alter niemals eine Rolle geſpielt; es iſt bekannt, daß die in Deutſchland von Damen geſpielte Rolle des „Pariſer Taugenichts" für den berühmten Komiker Bouffé geſchrieben wurde, der beim Erſcheinen des Stückes ſeinem fünfzigſten Jahre nicht mehr fern ſtand. Deutſchland iſt dem guten Beiſpiel der Pietät gefolgt, und es gab eine Zeit, in welcher an ſämmtlichen Hoftheatern erſten Ranges die Darſteller der erſten Liebhaberrollen ſich ſehr ſtark dem Greiſenalter näherten, einige ſogar ſchon in daſſelbe getreten waren. In Wien ging man ſogar ſo weit, die jugendlichen Libertiner in Schillers „Räuber," und nicht zum Nachtheil des Stückes, durch Anſchütz, Löwe, Lucas, Rettich zu beſetzen und ich glaube, es iſt nachgerechnet worden, daß dieſe jugendlichen Studenten zuſammen ein Alter von 10,000 Jahren aufwieſen. Etwas mehr oder weniger!

Ich machte alſo aus meinen fünfundzwanzig Jahren, die ich bereits hinter mir hatte, kein Geheimniß, und habe es nie bereut, der vielen Beweiſe von Liebe und

Anhänglichkeit wegen, die mir der Tag brachte und zu denen sich schon einige Zeit vorher eine Gelegenheit bot.

Ich war mit der Intendanz in Differenzen gerathen, in deren Folge ich das Engagement aufzugeben gedachte, um von da ab nur hin und wieder während der Winter-Monate an verschiedenen Bühnen zu gastiren. Es kam zum Abgang, und meine letzte Rolle rückte heran, als welche zufällig Shakespeare's Petruchio angesetzt wurde. Im vorangegangenen Jahre waren die beiden beliebten Mitglieder Marcks und Porth abgegangen — der eine nach siebenzehnjähriger, der andere nach neunjähriger ehrenvoller Thätigkeit. Als Gebrüder Moor nehmen Beide zusammen Abschied, vom Publikum mit allen Auszeichnungen entlassen, aber, — Wasser auf meine Mühle von der Theilnahmslosigkeit — vor leerem Hause. Meine Eitelkeit wollte letzteres vermeiden, und zum ersten Male in meiner damals vierundzwanzigjährigen Laufbahn fingirte ich Unwohlsein und sagte ab.

Herr von Bronsart wünschte durchaus eine letzte Rolle, und da ich unfähig war, beim Scheiden aus der mir so theuer gewordenen Stadt eine humoristische Rolle zu spielen, wurde der „Königslieutnant" angesetzt. Es war ein martervoller Abend — bei jeder bezüglichen Stelle waren mir die Thränen nahe, und ich konnte kaum die Worte: „Adieu! adieu pour toujours!" über die Lippen bringen, welche, „Gott sei Dank," die erlösenden Schlußworte waren. Das gegen mein Erwarten

gänzlich gefüllte Haus überschüttete mich mit allen Auszeichnungen, so daß ich mich gedrungen fühlte, einige Worte des Dankes zu sagen. Nach den ersten schon versagte mir die Stimme und ich mußte mich zurückziehen.

Während der Ferien knüpfte Herr von Bronsart neue Unterhandlungen mit mir an, und beim Beginn des Theaters trat ich als Robert in dem Lustspiel: „Die Memoiren des Teufels" wieder ein. Der Empfang war ebenso herzlich, wie der Abschied, und steigerte sich, als College Berend die erste Pause, welche die Situation bedingt, benutzte, um zum Publikum vorzugehen, und in seiner schlagenden Weise zu sagen: „Da ist er wieder!" Trotzdem der Scherz gar nicht in die Situation paßte, wurde er doch stürmisch aufgenommen und der „Neuengagirte" hatte in seinem Tagebuche wieder einen Tag roth anzustreichen.

Da man, um das Wünschenswerthe zu erreichen, jeden erlaubten Versuch machen muß, fragte ich an, ob wohl die Gewährung eines Benefizes an meinem Jubeltage zu ermöglichen sei. Trotzdem ich erst eilf Jahre dem Hoftheater in Hannover angehörte, sogar erst seit sechs Jahren in den preußischen Contract getreten war, gestatteten Herr v. Bronsart, wie Herr v. Hülsen eine Eingabe an Se. Majestät. Der Kaiser hatte sich bei wiederholtem Besuch Hannovers über meine Leistungen anerkennend ausgesprochen, und ich erhielt ein Rescript, welches mir die Erfüllung meines Wunsches in schmeichel-

hafter Form zusagte, jedoch unter der eben so schmeichelhaften Bedingung, daß ich mich entschlösse, meinen bisherigen Contract aus einem einjährigen in einen vierjährigen umzuwandeln.

Mein Gesuch war sehr spät eingesandt. — Die Gewährung kam erst nach dem Jubiläumstage und die Vorstellung fand zwei Wochen später statt.

Der Tag selbst glaubte ich, würde ziemlich spurlos vorübergehen, als ich einen Wink erhielt, mich am 26. Januar nicht aus dem Hause zu entfernen.

Was hat mir der Tag für Freude gebracht!

Fast alle meine Colleginnen sandten oder brachten mir selbst Bouquets, lebende Blumen oder Lorbeerkränze, viele meiner Collegen, „Verehrer" und „Verehrerinnen" aus der Stadt desgleichen. Schmeichelhafte wie scherzhaft ironische Briefe und Verse auf den „Jubelgreis" brachte der Briefträger, Telegramm auf Telegramm lief von auswärts ein, Geschenke aus der Stadt, wie aus der Ferne zierten meinen Tisch, und wer nicht mit dem Kalender vertraut, konnte leicht auf die Idee kommen, daß jetzt erst Weihnachten gefeiert würde.

Scherzhafte Scenen spielten sich ab: welfische Gönner flüchteten ins Nebenzimmer, wenn preußische kamen, und saßen dort viertelstundenlang gefangen.

Um 12 Uhr wurde ich durch eine Scene überrascht, die zu meinen stolzesten Erinnerungen gehört. Gegen son-

ſtige Gewohnheit meines bürgerlichen Hauſes öffnete mein Bedienter plötzlich beide Flügelthüren, und in das Zimmer traten in feierlichem Schritt und Anzug: der Senior der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, Paſtor Bödeker, Se. Excellenz, Oberkammerherr Freiherr von Knigge, Commerzienrath Röhrs und Banquier Emil Meyer, um mir im eigenen, wie im Namen anderer „Verehrer" ein Ehrengeſchenk zu überreichen. Paſtor Bödeker hielt die Anrede, die mich auf's Tiefſte ergriff, in welcher er die Bedeutung und Pflicht des Theaters betonte, und ihm im Schillerſchen Sinne gemeinſchaftliches Wirken mit der Kirche anwies.

Zu dieſer Auszeichnung hatte, wie ich ſpäter erfuhr, Banquier Emil Meyer die erſte Anregung gegeben, und mich für den ſchönen weihevollen Moment zu großem Dank verpflichtet. Das Geſchenk beſtand aus einem großen ſilbernen Pokal, der auf einem breiten runden Extra-Sockel ruht, um den ſich ein erhabener Lorbeerkranz windet. Am Pokal ſelbſt drei Schilder, deren eines ein Relief des Theaters, das zweite die Inſchrift:

Dem
Königlichen Schauſpieler
Carl Sontag
zum
25jährigen
Künſtler-Jubiläum.

Das Dritte:

Von
Seinen Freunden
und
Verehrern.

Hannover,
am 26. Januar
1873.

Obrist Meyer, ehemaliger Intendant des Hannoverschen Hoftheaters, schloß den Kreis der Gratulanten, und mit Ausnahme meines jetzigen Intendanten, des Herrn von Bronsart und der Regisseure hatte eigentlich Alles von dem Tage Notiz genommen, was mit mir irgend in künstlerische und persönliche Berührung gekommen war. Später lief das erwähnte Rescript des Kaisers ein, und am Tage der Vorstellung erhielt ich einen sehr liebenswürdigen und schmeichelhaften Brief meines Intendanten.

Am Nachmittage des 16. Januar harrte meiner noch eine Ueberraschung. Familie Heine, deren ich schon bei meinem Eintritt in Hannover erwähnt, hatte mich gebeten, gleich nach ihrem Mittagstisch, um sechs Uhr zum Kaffee bei ihnen vorzusprechen. Die eingehenden Briefe und Telegramme verspäteten mein Erscheinen, als Heine's Bedienter athemlos anstürzte, mich zu holen, da „Alle schon lange warteten." Ich trete ein und finde einen Kreis intimer Freunde, dem feierliche Stimmung auf

den ersten Blick anzusehen war. Zwei der reizendsten Kinder, zwei vierjährige kleine Mädchen, die Tochter meines Collegen Max Stägemann und eine kleine Schwäbin: Thecla Bühl treten, weiß gekleidet, mit Epheukränzen geschmückt, zusammen ein, und reichen mir auf einem Sammetkissen einen prachtvollen silbernen Lorbeerkranz, zugleich ein bezügliches Gedicht mit außerordentlicher Präcision zusammen declamirend, die eine im reinsten Hochdeutsch, die andere im reinsten Schwäbisch.

Die reizenden Bälge, die ohnedies stets unter meinen Liebkosungen zu leiden hatten, mußten heute besonders herhalten, und wurden erst befreit, als Baurath Köhler eine herzliche Ansprache begann, nach welcher mir zur Aufbewahrung des Kranzes ein schön geschnitzter Guéridon übergeben wurde, letzterer ein Geschenk dreier Freunde: Baurath Köhler, Hauptmann Paris und Assessor Sipmann.

Der Silberkranz selbst war eine Ueberraschung der vier Familien: Heine, Doctor Lessing, Stägemann und Ellmenreich, eine gewissermaßen künstlerische Quadriga, denn Heine's haben sich stets warm für die Kunst interessirt und Doctor Lessing ist selbst ausübender Künstler auf Liebhabertheatern gewesen, und soll sich sogar als Student der Universität Göttingen, wie sich Wohlunterrichtete ins Ohr flüstern, bis zur Darstellung des Wallenstein verstiegen haben. Nachträglich erfuhr ich übrigens, daß eines der Kinder den Kranz überreichen, das andere

die Verse sprechen sollte; gegenseitige Eifersucht ließ die Versprecherin zugleich das Kissen packen, wofür die andere die Verse mitsprach, die ihr von der Probe bekannt waren.

So wie die Kunst ins Spiel tritt, gleich ist die Cabale da!

Frau Stägemann geb. Devrient, die Mutter meines Collegen, und Schwester Carl's, Eduards und Emils vervollständigte meinen Weihnachtstisch durch eine sinnige Gabe, indem sie mir, eingerahmt und gruppirt, die Bilder der Kranz-Spender am anderen Tag übersandte. Alle diese Auszeichnungen haben mich zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet, zum Stolz, daß ich Auszeichnungen seltenster oder noch nie dagewesener Art registriren konnte: Das Benefiz, welches von Sr. Majestät dem Kaiser nach achtjähriger Wirksamkeit im preußischen Engagement bewilligt wurde und die hervorragende Betheiligung des Seniors der protestantischen Geistlichkeit an dem Jubiläum eines Schauspielers, der noch dazu Katholik ist.

Daß sich meine Colleginnen und Collegen fast alle einzeln an meinem Festtage betheiligten, und nicht in corpore durch eine Aufmerksamkeit, die von einem Theil doch immer bei solchen Gelegenheiten gezwungen geleistet wird, und den Empfänger zur Dankbarkeit gegen Personen verpflichtet, die ihm vielleicht sehr unsympathisch, hat mir das Fest zu einem gänzlich ungetrübten gemacht. Daß

aber dieſer Tag, dem ſelbſt Se. Majeſtät der Kaiſer durch Bewilligung einer Feſtvorſtellung eine beſondere Ehre angedeihen ließ, von Allen, die zu den ſogenannten „Vorſtänden“ (!), d. i. zur Regie gehörten, gänzlich ignorirt wurde, hält jedenfalls mit den eben erwähnten ſeltenen Auszeichnungen gleichen Schritt.

Die Benefizvorſtellung vermehrte die Reihe dieſer Auszeichnungen. Ich gab „Hans Jürge“ „Similia similibus curantur, oder Frauenemancipation“ (das ſchon oben erwähnte, von mir ſelbſt verbrochene Stück, das auf dem Carltheater in Wien und bei Maurice in Hamburg bereits 20 Aufführungen erlebt hatte) und Görners „Engliſch.“ In zwei Stunden war das Haus ausverkauft und ich ſelbſt konnte, da ich zu ſpät kam, kein Billet für mich erhalten. Die hier nie dageweſene „Ausräumung des Orcheſters“ wurde mir von meinem Intendanten in Anbetracht des edlen Zweckes (Verbeſſerung meiner Caſſe) freundlich zugeſtanden und an Ehrenbezeigungen aller Art fehlte es an dem Abende nicht.

Wenn ſolche Vorſtellungen anderswo ſtattfinden, oder zu Ehren eines fremden Fürſten Gallavorſtellungen gegeben werden, ja ſelbſt bei den alljährlich wiederkehrenden Geburtstagen der beiden Kaiſer, legt in Berlin wie in Wien die Kritik „die Feder aus der Hand“ und giebt ſich unbefangen der allgemeinen feſtlichen Stimmung hin. Ich bewahre eine Hannoverſche Kritik über mein Jubiläum, in welcher meine kleinen beſcheidenen Ver-

dienſte gar keine Erwähnung finden, dagegen über die Stücke, die ich gewählt und meine Leiſtungen weidlich geſchimpft iſt. Das kann, ſo behaupte ich, nur hier paſſiren!

Dies Jubiläum zeichnete ſich eben durch Vieles aus, auch durch die ihm gewidmeten literariſchen Aufmerkſamkeiten.

Hatten die Beweiſe der Liebe mich gerührt und erhoben, ſo fehlte es nicht an humoriſtiſchen Momenten. Den für mich effectvollſten danke ich dem Muſikdirector Engel. Ich hatte ihm in verſchiedenen Concerten declamirt, und er fühlte das ganz unmotivirte Bedürfniß, ſich zu revangiren. Immer fragte er mich, ob er mir nicht eine Freude machen dürfe. Er kam auf die Idee eines Ständchens, das ich dankend ablehnte. Auf wiederholte Anfrage bitte ich, wenn er bei ſeiner Idee bleibe, dann das Ständchen mir am Jubiläumstage zu bringen, damit ich auch Andere durch daſſelbe erfreuen könne.

„Ja, ja, ja!“

Ich lade nach der Feſtvorſtellung eine größere Geſellſchaft, und denke, die Damen meines Kreiſes durch ſanfte Töne zu überraſchen. Der Abend verlief in lauter Heiterkeit in meinen Räumen, vor denſelben ſtille Oede — öde Stille.

Ein Engel flog über die Straße — aber es war nicht mein Engel; dieſer lag ſtill in ſeinen Federn.

Da ich zu viel Gratulationen erhalten hatte, um sie persönlich beantworten zu können, ließ ich eine Danksagung drucken. Der „wohlgeborene" Musikdirector Engel war der erste, an den ich die Worte sandte:

„Für die mir am Tage meines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums erwiesene gütige Theilnahme meinen ergebensten herzlichsten Dank.

Carl Sontag."

„Hab's verstanden!" singt der Officier in Rossini's: „Barbier."

„Hab's verstanden!" sang hoffentlich auch mein zudringlicher Ständchenbringer.

Einer meiner höchsten Wünsche wäre gewesen, am Tage meines Jubiläums in Dresden auftreten zu können. In Dresden wissen Tausende von Theaterbesuchern wohl kaum mehr, daß ich auf der Welt bin, vielleicht auch nicht, daß ich auf der Welt war; — zu einer Feier wäre also keine Gelegenheit gewesen. Ein einmaliges Auftreten ohne jegliche Andeutung auf dem Zettel hätte mir genügt und wäre für mich eine stille Feier gewesen.

An Sachsen fesselt mich zu viel, um mir nicht fast als Heimath zu gelten; meine Kindheit hatte ich dort verlebt — meine Jugend! Auf dem Friedhof der Friedrichstadt zu Dresden ruht meine gute Mutter; das sächsische Kloster Marienthal bewahrt die Särge meiner Schwester Henriette und meines Schwagers,

gehütet von meiner zweiten Schwester Nina, mit Klosternamen: Juliane.

In Dresden begann ich meine Carrière; — gern hätte ich die Dresdener gefragt, ob die vergangenen fünfundzwanzig Jahre des Sterbens werth gewesen. Ich hatte keinen Anknüpfungspunkt und dachte nicht mehr daran.

Im Jahre 1872 war ich zur Kur in Ems, wo ich außer mit meinem stündlichen Umgang: Capellmeister Alois Schmitt aus Schwerin und Burgschauspieler Hallenstein aus Wien in höchst lustiger Weise abwechselnd mindestens mit vierzig Bekannten, die sich als Curgäste oder Passanten einfanden, in Berührung kam.

Ich war zwei Tage in Ems, als der Adjutant des Prinzen Georg von Preußen: der schöne Graf Kanitz an mich herantrat und mir sagte, daß Se. Königl. Hoheit von meiner Ankunft gehört, und wünsche, meine Bekanntschaft zu machen.

Der Prinz stand bereits hinter meinem Sessel, sprach mich in gnädigster Weise mit dem schmeichelhaften Vorwurf an, daß ich oft in Berlin, aber seit langer Zeit nicht mehr auf dem Hoftheater gastirt habe. Nach wenigen Minuten gab er mir ein Zeichen, ihn auf seinem Spaziergange zu begleiten; dies geschah in der Folge öfter — ich mußte dem hohen Herrn von meiner Laufbahn erzählen und es kam selbstverständlich zur Sprache, daß ich nun bald ein Vierteljahrhundert der

Bühne angehöre, daß ich in Dresden angefangen, daß ich dort am liebsten an dem Tage auftreten würde, und wie man so in längeren Badegesprächen vom Hundertsten ins Tausendste kommt.

Graf Perponcher hatte die Güte, das Gespräch und meinen Wunsch Sr. Majestät mitzutheilen und der Kaiser befahl, an den Gesandten, Herrn von Eichmann, nach Dresden zu schreiben: „Dieser solle Alles aufbieten, den Wunsch des Herrn Sontag zu erfüllen."

Da meine Stellung zu Graf Platen eine peinliche, übergab ich den Brief dem Gesandten zur Zeit als Graf Platen auf dem holsteinschen Familiengut war. Der Graf hatte zwar ein Jahr nach seinem Abgang, wie ich erfahren, vielfach an den verschiedensten Stellen die schmeichelhaftesten Aeußerungen über meine Leistungen gethan, ja sogar den Ausspruch: „Ich habe gar nichts gegen Sontag"; in die damalige Differenz bin ich durch Director Rottmeyer, Regisseur Marcks und Secretair Uentze hinein gehetzt worden, aber trotzdem war die Situation, wie gesagt, für mich eine peinliche und die Uebergabe der Empfehlung während der Abwesenheit des Intendanten das Richtigste. Ich dachte: Ohne Genehmigung des Grafen kann die Gastrolle doch nicht stattfinden und man wird an ihn telegraphiren. Ertheilt er die Genehmigung ungern, so kann er sich den Anschein geben, als sei die Gastrolle ohne sein Wissen, während seiner Abwesenheit, gewährt worden.

Der Gesandte empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit, drehte den Brief mit dem „kaiserlichen Befehl", wie es im Inhalt hieß, hin und her, mehrfach sagend: „Ich begreife den Apparat nicht? Eine Empfehlung Sr. Majestät wegen so geringfügiger Sache?!"

Ich knüpfte die Hoffnung daran, daß in Folge dieser Empfehlung vielleicht die Allerhöchsten Herrschaften mir die Ehre erweisen würden, meiner Vorstellung beizuwohnen, falls dieselbe zu Stande käme.

Die Angelegenheit endete damit, daß Se. Majestät der Kaiser die Nachricht erhielt, der Wunsch Sr. Majestät in Bezug auf Herrn Sontag sei nicht zu erfüllen, weil Herr Sontag während seines früheren Engagements mit dem damaligen Intendanten „unliebsame Differenzen" gehabt.

Was mir auffiel bei der ganzen Sache war, daß ein Herr aus der Umgebung des Kaisers, als ich mich dankbar über die Empfehlung aussprach, bemerkte: „Es ist sehr fraglich, ob Ihnen die kaiserliche Empfehlung in Dresden etwas nützen wird?!"

Ich habe schon mehrfach in diesem Buche erwähnt, daß ich mich stets größter Anerkennung Seitens der Kritik der ersten Blätter Deutschlands zu erfreuen hatte, desto weniger ist es mir gelungen, die Kritik in Hannover für mich zu gewinnen. Es herrscht in hiesigen Blättern

ein eigenthümlicher Ton! Würdig, ernst sind die Besprechungen meistens, aber wirkliche Begeisterung für vorzügliche Leistungen findet sich hier nie! Das Beste wird in den Berichten hingenommen, als ob es sich von selbst verstände. Eine belehrende eingehende Kritik habe ich hier nie gefunden. In vornehmem Tone werden Censuren ertheilt, und man muß sich durch Vergleich mehrerer Recensionen selbst herausſuchen, ob 2b oder 3a die Normalnummer. 1a ist eine Nummer, die hier nur in den Gymnasien, nie in den Kritiken vorkommt. Dennoch wiederhole ich, sie sind, wenn auch oft absprechend, in würdigem Tone geschrieben.

Von diesem würdigen Tone geht nun ein Blatt: „Der Hannoversche Courier" gänzlich ab, und seine Theaterberichte sind eine fortlaufende Kette von Schmähartikeln, die bald Diesem, bald Jenem gelten, je nachdem die persönliche Neigung des Redacteurs, oder der Umgang mit demselben, einem Herrn zum Berge oder am Berge — der Name fällt mir im Augenblick nicht ein — warm oder kalt ist. Unter Graf Platen war das Theater für den Courier nicht zum Ansehen und der Abgang des Grafen wurde bejubelt. Später unter Herrn von Bronsart, als der Redacteur die musikalischen Matinéen des Intendanten besuchte, die, wie ich glaube, jeden Sonntag stattfinden, wurde das Theater, laut Courier, bedeutend besser, dann wieder schlechter, als der flüchtige Verkehr aufhörte. Man sieht jeder Zeile dieses Blattes die Animosität an,

und ſehr wahr ſchrieb mir einſt Eduard Tempelteh: „Wer liebevoll an ein Kunſtwerk herantritt, wird vielleicht, wer lieblos herantritt, ſicher falſch urtheilen.“

So lange unſer Regiſſeur Herrmann Müller zur Frühſtücksſtunde mit dem Redacteur beim Glaſe Wein zuſammentraf, war er ein vortrefflicher Schauſpieler; — ſeitdem er im Namen vieler Mitglieder mit gewandter Feder einen Angriff gegen unſre Geſammt-Gaſtſpiele zurückwies, ſind ſeine Leiſtungen ſehr geſunken. Ich gehöre ſeit Jahren zu den beliebteſten Stichblättern des „Courier“ und da das Publikum keine Notiz von ſeinem Gekläff nahm, ja im Gegentheil jeden Scherz, den ich in Bezug auf das Blatt von der Bühne herab brachte, bejubelte, wurde er um ſo gehäſſiger. Ich wurde um ſo vergnügter, immer einen Gegenſtand zum Ausſchmücken meiner Rollen zu haben, bis der Redacteur eines Tages zu meinem Intendanten kam und um Schutz gegen mich bat.

Ich hatte ſelbſt einmal Gelegenheit, mich Herrn Berge vorſtellen zu laſſen und ihm wenige Tage darauf mein Bedauern auszuſprechen — natürlich in höflichſter Form — daß gerade ihm die Laſt der Kritik ſeines Blattes aufgebürdet, ihm, der wohl aus Hannover nie herausgekommen, der eigentlich nie etwas geſehen, und dem alſo jeder Maßſtab fehle. Damit war unſre perſönliche Bekanntſchaft allerdings zu meinem Schmerz beendet, nicht aber die gegenſeitigen Beziehungen

zwiſchen uns, die zum Ergötzen des Publikums fortdauern. Schon in früheren Jahren hatte er ſeine Lanze auf mich eingelegt, den Werth meiner Leiſtungen auf das Kleinſte reducirend, und da alle Kämpfe meines Don Quixotes an dem geſunden Sinn des Publikums abprallten, ſo hatte der Verehrte zur Lüge ſeine Zuflucht genommen.

Er erzählte dem Publikum, ich beziehe zu den vielen Annehmlichkeiten meiner Stellung auch noch den Gehalt eines Miniſters. Das war gar nicht übel calculirt. Der Miniſtergehalt war damals in Hannover 6000 Thlr. Niemann, das entſchieden gefeiertſte Mitglied unſeres Theaters und Inhaber der höchſten Gage, reichte damals noch nicht an 6000 Thaler. Dieſe Summe wäre alſo für mich eine Bezahlung geweſen, die zu der des berühmten Tenoriſten, wie zu allen übrigen Mitgliedern, in keinem Verhältniſſe geſtanden hätte.

Er ſtellte mich dadurch als einen Günſtling des Königs, oder als ein beſonderes Protectionskind der Intendanz hin. Aber Schade, daß er, wie Schiller ſagt: „in ſeinem Calcul ſich betrog.“ Ein anderes Publikum hätte vielleicht abgewogen; ich kenne Künſtler, deren größter Feind ihre Gage iſt. In Hannover iſt das unmöglich. Der Hannoveraner fragt den Teufel darnach, ob einer ſo oder ſo viel hat. Hört er von knickeriger Gage, ſo ſchimpft er, aber er gönnt ſeinen Mitgliedern von Herzen, wenn ſie, wie Niemann, in eigener Equipage fahren.

Es half eben auch dies Mittelchen nicht; trotzdem fährt er fort, mich nach wie vor zu begeifern und immer wieder zur Verkleinerung meiner Leistungen die Lüge zu Hülfe zu nehmen. In letzter Zeit hat er gegen das Institut im Ganzen eine Schwenkung gemacht und einzelne Vorstellungen — mit Ausnahme meiner Darstellung — mit Lob übergossen. So Donna Diana! Alles spielte bis zum Letzten herunter herrlich, ja, um das Lob der Andern desto greller vom Tadel des einzig Verfehmten abstechen zu lassen, griff er zu Vergleichen und meinte, daß der „Don Cesar" unseres ersten Helden dem Dawison's an die Seite zu stellen sei. Das ist ein schlechtes Complimet für meinen Cesar-Collegen, für Dawison geradezu eine Schmähung.

So viel Dawison auch wagte und wagen durfte, zu Rollen, die so ganz seiner Individualität entgegen, griff er nicht. Nie hat Dawison den Cesar, sondern immer den Perin gespielt. Aber vielleicht bin ich im Unrecht. Dawison liebte geistreiche Männer; es wäre möglich, daß er in früheren Jahren die persönliche Bekanntschaft des Redacteurs oder des zeitweiligen Referenten gesucht, und um sich ihres belehrenden Urtheils zu versichern, ihnen die Rolle des Cesar auf dem Redactionszimmer vorgespielt hätte. Es wäre wenigstens die einzige Möglichkeit! — Nach all' diesem Lob der Diana-Vorstellung kommt nun das Bedauern, daß ich diese tadellose Vorstellung durch meinen Perin gestört.

Wenn man so fast in allen Städten eine Rolle gespielt, wenn man in Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg ꝛc. ꝛc. die Anerkennung der bedeutendsten Kritiker gefunden, wenn wie im letzten Sommer noch, Rudolph Gottschall meine Auffassung dieser Rolle über die Bogumil Dawison's stellt, dann hat ein vernichtender Bericht des „Courier" wirklich etwas Drolliges, Erheiterndes. Gott erhalte mir mein Courierchen, d. h. als Gegner — denn an dem Tage, an welchem ich ein aufrichtig warmes Lob im „Courier" lesen würde, dürfte ich an meiner Leistungsfähigkeit irre werden. Doch hoffentlich werde ich als Künstler nie so tief sinken, um ein Lob dieses Blattes zu verdienen, eines Blattes, das übrigens, wie ich höre, kaum noch von den eigenen Parteileuten gelesen wird.

Ob nun die Kritiken stets von Herrn Berge selbst geschrieben, weiß ich nicht. In allen ersten Blättern Deutschlands setzen die Herren von der Kritik ihren vollen Namen darunter, und stehen mit diesem für ihr Wort ein. Der „Courier" thut das aber nicht! Man sage nicht, das sei gleichgültig, da die Redaction die Verantwortung übernehme. Die Anonymität ist nur zum Schaden der Künstler, denn sie kann dem die Backen aufpustenden Kritiker einen Nimbus verleihen, der bei Entpuppung seiner Person jämmerlich zerfallen würde. Wenn ein Anonymus bei Besprechung des Shylok und ähnlicher Rollen erzählt, an Ludwig

Devrient reiche die Leistung des gegenwärtigen Darstellers nicht heran, so kann man glauben, daß der Kritiker sein Urtheil an den Meisterleistungen der besten Theaterperiode gebildet habe, und der befangene Zuschauer wird, weil es ihm vorgebetet, seine Ansprüche vielleicht steigern. Solchen Maßstab der Vergangenheit kann der Kritiker aber nicht anlegen, wenn er gezwungen ist, seinen Namen zu nennen, und Jeder weiß, daß er zu Ludwig Devrients Zeit noch nicht geboren, ja vielleicht vor wenigen Jahren noch auf der Schulbank gesessen. Die Anonymität kann sich Alles erlauben, und nicht jedes Carlchen Mießnick ist so ungeschickt, wie das allerdings sehr erwachsene des „Couriers", bei Besprechung von Donna Diana über Leistungen zu verhimmeln, die nie stattgefunden, und dem Schauspieler es leicht zu machen, das gute Carlchen ad absursdum zu führen.

Arno Hempel, der bekannte Mitarbeiter der Gartenlaube, hat einen Aufsatz über die moderne Tageskritik kleiner Blätter geschrieben, mit welchem ich wahrhaftig nicht in jeder Zeile einverstanden, der mir in der Hauptsache aber aus der Seele geschrieben ist. Ich führe ihn an:

Einige Worte über die moderne Tageskritik.

Es ist noch nicht lange her, daß der Nihilist Sacher-Masoch den Schauspielern den mehr wohlgemeinten als annehmbaren Rath ertheilte, sich des Faustrechts zu bedienen, falls sie von einem Recensenten ungerecht angegriffen würden.

Ein sonderbarer Rath — um so sonderbarer, als er von

einem Schriftsteller kommt, der vielleicht schon in der Lage war, jedenfalls aber in die Lage kommen kann, selbst „Recensionen" über das Theater schreiben zu müssen.

Dieser Rath war — die Stellung des Gebers in Betracht gezogen — von so packender Originalität, daß er mich reizte der Recensionenfrage mehr als gewöhnliches Interesse und ein objectives Studium entgegenzubringen. Ich setzte mich mit der befreundeten Redaction einer bedeutenden Zeitschrift in Verbindung und erhielt durch deren gütige Vermittelung nach und nach eine erkleckliche Anzahl sogenannter Tauschexemplare von Zeitschriften. Bunt durcheinander waren darunter vertreten: große politische Welt-, bedeutende und unbedeutendere Provinzialblätter, Fachzeitschriften — soweit sie nicht zu den aus naheliegenden Gründen wegfallenden eigentlichen Theaterzeitungen gehörten — belletristische Wochenschriften u. s. w. In diesem Zeitungsconvolut wühlte und suchte ich nach Recensionen über theatralische Vorstellungen in erster, über Autoren und ihre Werke in zweiter Reihe. Es liegt mir völlig fern zu behaupten, daß ich durch dieses nicht immer erquickliche Studium berechtigt sei, ein abgeschlossenes Urtheil geben zu können. Einen Einblick in das Wesen der modernen Tageskritik hat mir dasselbe jedoch verschafft und ich will hier — mit freundlicher Erlaubniß der geehrten Redaction — jene Aphorismen und Gedanken niederlegen, welche sich nur als Resultat meiner umfangreichen Lectüre mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängten. Eine kleine Beisteuer zur Beantwortung der Frage: „*Wie übt die moderne Tageskritik ihr hochverantwortliches Amt?*" — glaube ich damit geben zu können und vielleicht sind auch die Rathschläge, die ich auf Grund meiner gewonnenen Ansichten geben will, dann und wann der Beachtung werth. Wir befassen uns hier — wie natürlich — mit der Tageskritik nur insoweit, als sie die Bühne und ihre ausübenden Künstler betrifft.

Streitigkeiten zwischen Schauspielern und Recensenten gehören zu den „alten Sachen." Was ist der Grund dieser „jahrhundertelangen" und grade in neuerer Zeit sehr heftig entbrannten Streitigkeiten?

Da ist mir denn zunächst aufgefallen, daß in der modernen Tageskritik ein *halbgebildeter Dilettantismus* sich in wahrhaft erschreckender Weise breit macht. Namentlich in Provinzial-

blättern schreiben Leute Recensionen, die entschieden keine Berechtigung dazu haben.

So lange der Kritiker dem Schauspieler nicht dadurch imponirt, daß er Kenntniß von Allem hat, was zur Kunst der Menschendarstellung gehört, so lange wird er wohl thun, seine Stimme nicht für das delphische Orakel zu halten. Jeder Journalist hält es für eine gewöhnliche Nebenbeschäftigung, Theaterkritiken zu schreiben. Daß er das versteht, versteht sich bei ihm von selbst. Zu einem Kritiker aber, der dem Theater wirklich von Nutzen sein soll, gehört noch etwas mehr als das Bewußtsein, Lessing und Börne gelesen zu haben.

Die Zahl der Halbgebildeten ist Legion in unseren Tagen und aus ihnen recrutiren sich — namentlich in kleineren und größeren Provinzstädten — jene „Bildungsphilister", die es ganz natürlich finden, daß gerade sie ein öffentliches Urtheil in theatralibus abgeben müssen. Denn sie besitzen ja, — nach ihrer Ansicht — höchst bedeutende literar-historische, ästhetische und bühnentechnische Kenntnisse, sie haben einem Liebhaber-Theater ihre Kräfte gewidmet, sie haben an dem „großen" Theater zu X. oder Y. eine große Anzahl von Vorstellungen gesehen — wer hätte also wohl die Frechheit an ihrer Berechtigung zu zweifeln? — Es steht fest, in erschreckend vielen Fällen ist das Wohl und Wehe des ausübenden Künstlers dem halbgebildeten Dilettantismus preisgegeben. Und da haben wir gleich einen Grund. Sobald der mißhandelte Künstler dahinter kommt, daß er es mit einem „nichtberechtigten" Recensenten zu thun hat, lodert die Antipathie in hellen Flammen auf! — Ein zweiter, nicht minder wichtiger Grund, der ebenfalls dem heilsamen Einvernehmen zwischen Kritik und Kunst Gefahr droht, ist die leider Gottes noch vielfach festgehaltene Anonymität des Recensenten. Gewiß ist der Schauspieler im weitesten Sinne des Wortes als Künstler eine öffentliche Persönlichkeit und unterliegt als solche dem Urtheile des Publikums und seiner Incarnation, des Recensenten. Aber ein Recht hat der Schauspieler der be- und verurtheilt werden soll, jedenfalls — nämlich das Recht zu fragen: Wer ist Derjenige, dem mein Wohl und Wehe dem Publikum gegenüber in die Hand gegeben ist? — Wer ist er und worin liegt seine Berechtigung, mich zu loben oder zu

tadeln? — Dieſe Frage darf der ausübende Künſtler ſtellen und ein Recenſent, der einige Begriffe von Tact und Courtoiſie hat, wird ſich ſchämen, mit geſchloſſenem Viſir zu ſchreiben. Will er ſeinen Namen nicht zeichnen, ſo mag er es mit einer Chiffre oder einem Monogramm thun, aber für jeden kenntlich zeichnen muß er ſich ſchon aus Anſtandsgefühl. Wer es nicht wiſſen laſſen darf oder es nicht wiſſen laſſen will, daß er „Recenſionen“ ſchreibt, der ſtelle ſein Schreiben ein. Das Gleichgewicht zwiſchen dem Beurtheiler und dem zu Beurtheilenden wird durch die Anonymität vollſtändig aufgehoben. An wen ſoll ſich der ungerecht angegriffene Bühnenkünſtler halten, um einen Widerruf zu erlangen? — Die künſtleriſche Ehre iſt gerade ſoviel werth wie die perſönliche! — Man mache mir hier nicht den Einwand, daß der verantwortliche Redacteur des Blattes die Deckung eo ipso übernimmt. Ein angegriffener Künſtler gehe nur in einem ſolchen Falle in ein Redactionsbüreau und ſehe, ob er zum Ziele komme — unter hundert Fällen ſicher nicht einmal! Verſteht er allerdings die geſchickte Handhabung des neuen Preßgeſetzes, ſo kann er unter Umſtänden die Redaction zu einem Widerrufe zwingen, aber wie viele unter uns ſind in dieſem Sinne Geſetzeskundige? — Die Anonymität iſt auf alle Fälle verwerflich und ein bedeutender Factor im Ausbruche gegenſeitiger Gereiztheiten. Anſtändige Redactionen ſollten ſie entſchieden vermeiden! —

Was wäre nun wohl gegen die geſchilderten Uebelſtände zu thun? —

Gethan muß etwas werden. Der Bühnenkünſtler kann ſich nicht auf Gnade und Ungnade dieſen Verhältniſſen ergeben. Niemand wird heutzutage noch die Bedeutung der Preſſe und ihrer Urtheile unterſchätzen wollen. Die große Maſſe glaubt immer noch ſteif und feſt „was ſie gedruckt im Wochenblättchen lieſt.“ Darauf beruht das Weſen der Reclame. Wir Alle wiſſen, was wir von den Recenſionen der Theater-Zeitungen zu halten haben, aber — gutta cavat lapidem — es hilft doch! — Alſo verdenken kann man es uns ſicher nicht, wenn wir uns von den Recenſenten nicht unrecht und unpaſſend behandeln laſſen wollen. In dem heutigen Kampf ums Daſein ſind wir unſerer Exiſtenz ſchuldig, dabei nicht ruhig zuzuſehen in weltverachtendem Quietismus.

Nehmen wir uns den Corpsgeiſt zum Muſter, der die Herren von der Preſſe in dieſem Falle leitet. Wird ein „Recenſent“ in etwas heftiger Weiſe von einem Schauſpieler angegriffen — wehe! — ſo zittert's heulend durch die geſammte Preſſe Deutſchlands! —

Auch uns kann der Corpsgeiſt in dieſer Beziehung ſehr zu Statten kommen. Wir wollen nicht den Theorien Sacher Maſoch's folgen, die für den einzelnen Fall ſehr verführeriſch ſein mögen, aber wir wollen etwas mehr Zuſammengehörigkeit auch hierin zeigen. Pactiren wir nicht mehr mit jenem Theil der Preſſe, dem das Recenſionenſchreiben „eine melkende Kuh iſt, die ihn mit Butter verſorgt!“ — Alle werden dieſen „frommen Wunſch“ nicht erfüllen, Einzelne werden vielleicht eine Ehre darin ſuchen mit ſolchem Zorndorfer Geſindel nichts mehr zu thun zu haben! — Ferner kann es den Local-Ausſchüſſen nicht allzuſchwer fallen, Material zu ſammeln über Ausſchreitungen der Kritik in den einzelnen Städten. Da — wo es zu beweiſen iſt — mag die ſchreiende Ungerechtigkeit, die Ignoranz, die frivole Rückſichtsloſigkeit, das Wucherſyſtem der Herren „Recenſenten“ von Local-Ausſchuß wegen in unſerem Blatte in der Form eines Inſerates gebrandmarkt werden, den betreffenden Herren „Recenſenten“ zur Warnung und unſeren Collegen — die einmal für jene Stadt contrahiren — zum Schutze! —

Noch ein Mittel, welches der Corpsgeiſt uns bietet, und das ich ſchon probat gefunden habe. Ich meine damit die öffentlichen Collectivſchriften ungerecht angegriffener Mitglieder und zwar in Form einer — wenn nöthig zu zahlenden — Antikritik. Hat das Inſtitut ſelbſt oder eine größere, reſp. kleinere Anzahl von Mitgliedern deſſelben aus irgend welchem Grunde ſyſtematiſch böswillige und ungerechte Angriffe zu erdulden, ſo mögen ſich die Angegriffenen zuſammenſcharen, und mit voller Namensunterſchrift dieſe Angriffe zurückweiſen. Es wird ſich an jeder Bühne ein College oder eine Collegin finden, welche die Feder inſoweit zu führen verſtehen — geiſtreicher Feuilletonſtyl iſt nicht vonnöthen — nur rein ſachlich und leidenſchaftslos den Herrn Recenſenten ad absurdum zu führen. Dieſe Art der Rechtfertigung wird dem wahrhaft gebildeten Theile des Publikums — und auf dieſen kam es hier ſchließlich allein ankommen — den beſten Eindruck machen, während ein Sacher-Ma-

soch'sches Verfahren, auch im gerechtfertigsten Falle immer der Gefahr unterliegt, als „Rohheit" bezeichnet zu werden.

Arno Hempel.

Uebrigens hat mir, unberufen, der „Courier" Glück gebracht, d. h. seine Vernichtungen sind immer die Vorboten von Annehmlichkeiten gewesen. So wie er eine Leistung mit wuchtigen Binsenstreichen niederhieb, erzielte ich in derselben eine Auszeichnung.

„Beaumarchais in der „Harfenschule" spielte Herr Sontag!" war die Kritik. Also meine Darstellung unter ihr. Kurze Zeit nachher kommt der Dichter, sieht die hiesige Vorstellung und Brachvogels erster Gang in Berlin ist zu Herrn von Hülsen, ihn zu bitten, mich die Rolle des Beaumarchais in Berlin spielen zu lassen.

Kaum hat der „Courier" sein Entsetzen über meine Darstellung des „Oranien" geäußert, so geht mir die Einladung zu, bei Gelegenheit einer Festvorstellung im Verein mit Theodor Döring (Vansen) Friedrich Haase (Alba) den Oranien zu übernehmen. Kurz: „er hilft mir zu hohen Ehren" heißt's irgendwo.

Möge man mich nicht mißverstehen. Gegen die Person des Herrn Berge habe ich gar nichts — es wäre auch schreiendes Unrecht, gegen diese aufzutreten, denn ich habe nur Ursache, dem Herrn dankbar zu sein. Als Kritiker nimmt er bei mir die Stelle ein, die in früheren Jahrhunderten die lustigen Räthe bei den Für-

sten vertraten — als Mensch hat er mich in meiner Eigenschaft als Mitglied des Künstlervereins verpflichtet.

Vor Jahren wollte sich Herr Berge in diesen Verein aufnehmen lassen und — fiel durch. Jeder Andere würde sich tief erröthend mit ewigem Haß zurückgezogen haben. Nicht so Herr Berge. Frisch, fröhlich, fromm und frei ließ er sich von bekannten Mitgliedern zu allen Festessen als „Gast" einladen und stieß munter bei Tische mit seinem Nachbar an, trotzdem er wußte, daß dieser ihm beim Ballotement ein „Nein" gegeben, und also den Verkehr mit ihm nicht wünschte. Es gehört eine Riesen-Gutmüthigkeit dazu, trotz der Niederlage dem Verein seine Theilnahme und seine Liebe nicht zu entziehen. Leider hat bei einem Bankett die Zwistigkeit mit einem anderen „Gast" so weite Dimensionen angenommen, daß es Herrn Berge von dem Abend ab nicht mehr gut möglich war, im Verein zu erscheinen.

Leugnen kann ich nicht, daß ich in einer Hinsicht dem Herrn Redacteur gegenüber Gewissensbisse empfinde. Als der „Courier" bei Aufführung des Putlitz'schen Lustspiels: „Doctor Raimond" sich einer vernichtenden Kritik befleißigte, hatte ich seinen Unwillen durch einen Sammetschlafrock herausgefordert, der allerdings eine sehr auffallende grüne Farbe trug. Da meine Leistung wenig zu ironischen Bemerkungen herausforderte, so machte der Referent den Vorschlag, meinen Schlafrock als Prachtexemplar zur Wiener Weltausstellung zu senden. Ich

war nicht verwundert darüber, hatte doch früher der „Courier“ es der Mühe werth gehalten, selbst meiner Straßengarderobe seine Aufmerksamkeit zu widmen — vielleicht sogar für den Leser amüsanter, als jetzt täglich, wie ich höre, denn ich lese nur ab und zu die Theaterberichte, — Seite für Seite nur von renitenten Bischöfen, und wieder von renitenten Bischöfen zu lesen.

Ich fand nur die Würdigung meines Kleidungsstückes übertrieben, da man in Wien schöne Schlafröcke dieser Art zu Hunderten gesehen, und machte in der zweiten Vorstellung — natürlich im Rahmen des Stückes — den Vorschlag, lieber den Redacteur des „Courier“ nach Wien zu senden, da Wien einen solchen Redacteur noch nie gesehen, jedoch ihn vorher größerer Zierlichkeit halber mit Oelfarbe von demselben Grün anzustreichen.

Mein Mitspieler behauptete, dieser Redacteur sei schon „grün“ genug und das Publikum war unserer beiderseitigen Meinung, denn es bejubelte zustimmend unsere Vorschläge.

Diesen Scherz bereue ich, da ich seine Tragweite nicht ahnte. Ich meinte einen Spaß zu machen, der am anderen Tage vergessen sei. Leider ist dem nicht so; das Wort wurde ein geflügeltes und wenn jetzt ein Fremder fragt: „Wer ist der große stattliche Herr mit den blitzenden Augen?“ und die Antwort lautet: „Der Redacteur des „Courier!“ so folgt mit mathematischer Ge-

wißheit: „Ist er denn nun wirklich grün angestrichen zur Ausstellung gewesen?“

Ich bereue aufrichtig, Herrn Berge diese Oelfarbe nicht mehr abwaschen zu können und verlasse das Capitel, ehe mir der Leser, gäbe es dergleichen in Bezug auf den Redacteur das Wort des Jacobiners Desbarreaux zuruft:

„Que de bruit pour une omelette!“

Doch noch ein Wort! Daß eine gehässige Presse, selbst wenn das Publikum von der Gehässigkeit überzeugt ist, dennoch viel schaden kann, ist an meinem Collegen Max Stägemann bewiesen worden. Stägemann und ich saßen bei einem Souper im Hause des Herrn Rudolph ganz vergnügt einem Kritiker gegenüber, und das Gespräch führte leider, als ob wir keinen besseren Gegenstand zu besprechen hätten, auf ungerechte Kritiken.

Geringschätzig sprach Stägemann sich über das Treiben aus, mit den Worten das Capitel endigend: „Was kann mir so ein Mann schaden, wenn ich im Vollbesitz meiner Mittel bin und mir keine Vernachlässigung in meinem Beruf zu Schulden kommen lasse“.

„Wenn ich im Vollbesitz meiner Mittel bin!“

Bald las man: „Herr Stägemann war heute nicht disponirt!“ — Am andern Tage las man das wieder, wenn auch nur in Bezug auf einzelne Nummern.

Nun kam die Zeit, in welcher Stägemann leidend

wurde, und wirklich nicht mehr im Vollbeſitz ſeiner Mittel war. — Ich habe auf unſerer Bühne ſogar ſtimmloſe Sänger gehört, ohne daß die Preſſe auch nur die geringſte Abnahme der Kräfte verſpürte; — man hob ſtets nur die Vorzüge heraus. Bei Stägemann brannte man darauf, die Macht der Kritik zu zeigen, und wenn er am ganzen Abend nur einen einzigen rauhen Ton vernehmen ließ, ſo erwähnte man der betreffenden Arie als einer mißlungenen Nummer, unter der Maske des Mitleids klagend, daß der junge Mann zu früh große Parthien geſungen, und ſeine Kräfte aufs Spiel geſetzt. Als nun eine momentane Abnahme deſſelben wirklich eingetreten, hatte man noch den Triumph als Kenner zu glänzen, da man die Entdeckung zuerſt gemacht.

Stägemann holte ſich in Norderney ein Wechſelfieber, das er erſt in Meran los wurde, wohin er ſich auf dringenden Wunſch des Arztes mehrmonatlich zurückzog.

Daß ſich Stägemann zu früh übernommen, und, faſt noch Jüngling, durch Uebernahme von Rollen wie Templer (Templer und Jüdin) Hans Heiling ꝛc. geſchadet, iſt unzweifelhaft, aber eine kurze Ruhe hätte ihm die Vollkraft ſeiner Mittel zurückgegeben, wenn nicht andere körperliche Leiden dazu gekommen wären. Haſſe in Göttingen, Bruns in Tübingen und andere Celebritäten erklärten ſich dahin und prophezeiten mit dem Schwinden der Krankheit das Wiedererſcheinen der Stimme.

So sehr hatten die gehässigen Berichte aber doch gewirkt, daß man manch haarsträubende Nachbeterei vernahm, Stägemanns Zustand bekannt wurde, und dem auswärts so gesuchten Sänger fast gar keine Einladungen zu Gastspielen und Concerten zukamen.

Stägemann ist ein schauspielerisches Talent ersten Ranges, ein so vorzüglicher Darsteller, daß Parthien wie z. B. Vamphr nicht ergreifender wiedergegeben werden können. Er entschädigte dadurch in seiner schlimmen Zeit hinlänglich für den momentanen Mangel an Wohllaut und Hunderte hätten nichts vermißt, wenn gehässige Federn nicht durch fortwährendes Hinweisen auf die schwachen Seiten den Genuß getrübt hätten.

Die Zeit der Noth ist vorüber, die Stimme hat sich allmählig gekräftigt, und es ist Thatsache, daß Stägemann von allen Sängern in der ganzen Saison am Meisten aufgetreten und trotz wirklicher Ueberbürdung nie eine Störung der Vorstellung herbeigeführt hat. Fremde, die ihn jetzt hören, begreifen die zu seinen Ungunsten verbreiteten Urtheile nicht, und führen die rigorosen Beurtheilungen, die immer noch aufschießen, auf andere Motive zurück. Die Einladungen zu Gastspielen und Concerten gehen ihm in alter Fülle zu und hoffentlich wird der hergestellte Künstler denselben nicht immer folgen, sondern seine Mittel schonen, daran denkend, daß er mit Haushaltung seiner Stimme sich selbst wie Anderen eine Wohlthat erweist, da ihm, bei seiner Jugend, nach dem Bei-

ſpiel berühmter Fachgenoſſen, die Genugthuung werden kann, ſeine Mitmenſchen noch ein Vierteljahrhundert zu erfreuen.

Hiermit wäre ich eigentlich zu Ende. Ich könnte noch viel, viel erzählen von frohen und glücklichen, ja von ſeligen Stunden, wenn dieſe nicht durch den lüftenden Schleier an poetiſchem Reiz verlören, ich könnte erzählen von manchen trüben Stunden, die ſich in mein Daſein eingeſchlichen, ich könnte erzählen von Liebe und Freundſchaft, von Haß und Gemeinheit und noch von mancher Ehre, die mir unverdienter Maßen zu Theil geworden. Ich könnte erzählen von mancher Begegnung mit berühmten Menſchen, ich könnte Bände liefern voll luſtiger Anecdoten, die ich an kleinen Bühnen erlebt, aber ich fürchte, der Leſer — gäb' es dergleichen — hat ſchon die Geduld verloren.

Wenn ich jetzt das Buch, das gedruckt vor mir liegt, überſchaue, ſo gäbe ich Etwas darum, wenn ich Manches ſtreichen, dafür Anderes, das mir jetzt wichtiger und intereſſanter deucht, einſchalten könnte. Es iſt zu ſpät, aber eines Ereigniſſes will ich erwähnen, das ſich in den letzten Wochen zugetragen und mir mit die erhebendſten Stunden gebracht hat, die ich verlebte. Es ſind die, in denen ich

Franz Liszt!

hören durfte. Ueber Alles, was mit der Anweſenheit des großen Meiſters in Hannover zuſammenhängt, finde

ich vielleicht Gelegenheit an anderer Stelle zu plaudern; hier will ich nur erwähnen, daß Hannover unſerm Intendanten Herrn von Bronſart, dem Schüler und Freunde Liszt's, die Ehre dank, den weltberühmten Mann, der faſt nie mehr öffentlich auftritt, in einem Concert für das Bach-Denkmal in Eiſenach bewundert zu haben.

Nichts weniger als ſogenannter „Größenklemmer" war mir durch die Bekanntſchaft Franz Liszt's mit einer meiner Verwandten die ſeinige erleichtert und ich durfte es wagen, den Mann zu beſuchen, deſſen Ruhm ich ſchon in der Kindheit eingeſaugt, ihm perſönlich näher zu treten, wenigſtens näher, als es mir bei Feſtmahlen und dergleichen vergönnt geweſen wäre. Die Töne ſeines Orcheſters — den Namen Clavier verliert das Inſtrument unter ſeinen Händen — flüſtern und dröhnen noch immer vor meinem Ohre, die liebenswürdig gemüthliche Perſönlichkeit, die alles Titanenhafte im häuslichen Verkehr abſtreift, ſteht fortwährend vor meinem Auge!

„Gemüthliche Perſönlichkeit!" Auf Franz Liszt!? „Ja, ja!" Franz Liszt auf dem Thron — will ſagen vor ſeinem Inſtrument — und der des Salons iſt ein himmelweit verſchiedener.

Es iſt mir wie ein Traum, daß der faſt Fürſten gleich ſtehende Mann mir im Vorzimmer meinen Ueberrock anzog, was ich allerdings gelitten habe, um das Kleidungsſtück als Reliquie bewahren zu können.

Was danken wir Künſtler nicht dieſem Manne —

wie haben wir verehrend zu ihm aufzublicken!!! Die siegreiche Macht seines Genie's und seiner Persönlichkeit hat ein gut Theil Vorurtheil zerrissen — ein gut Theil Schranke despotisch zertreten, dem Künstlerstande ein gut Theil der gesellschaftlichen Stellung erobert, die er jetzt einnimmt.

Wenn man erwägt, daß Franz Liszt im Stande war, sich durch sein Genie Tausende, nein ich kann getrost sagen Millionen zu erwerben, ja es selbst jetzt noch im Stande wäre, und seit fast einem Vierteljahrhundert nur dann öffentlich aufgetreten ist, um dies Genie einer Wohlthätigkeitsanstalt, oder einem anderen edlen Zweck zu widmen, dann entsteht der Zweifel, ob man vor der Gottbegnadeten Begabung, oder vor dem edlen Herzen dieses seltenen Mannes den Hut zuerst ziehen soll.

Ein anderes Ereigniß, mit dem ich schließen will, war die Wiederbegegnung mit Georg V. in Gmunden, wohin mich meine Anhänglichkeit im Sommer 1870 trieb. Ich ging Abends 7 Uhr nach meiner Ankunft zur Villa des Königs, mich beim Adjutanten nach der Audienzstunde zu erkundigen. Er meldete mich sofort. Die Majestäten nahmen mich augenblicklich im Garten an, wo Sie mit den Prinzessinnen spazieren gingen. Stundenlang plauderte der König am anderen Tage mit mir von vergangenen Zeiten. Kein Wort der Bitterkeit kam über seine Lippen und dies Gespräch lieferte wieder einen neuen

Beweis von der Zartheit des Königs, einem Schauspieler gegenüber, der in preußischem Engagement stand. Der König hatte sich nie herabgelassen, mir gegenüber politische Fragen zu berühren — in jetziger Lage war es kaum zu vermeiden, und in Bezug auf die damalige Zeitungsnotiz, er werde auf die Krone verzichten und sein Vermögen erhalten, sprach er mit tiefem Ernst: „Jeder Hannoveraner hätte ein Recht, mich zu verachten, wenn ich, um Geld zu erhalten, auf meine Krone verzichtete.“

Georg V. hat viel Liebe erfahren — viel Undank! Leute, denen er Gutes gethan, haben ihn, ehe der Hahn zum dritten Male krähte, ehe die Einverleibung Hannovers noch ausgesprochen, schon verleugnet, und sind mit fliegenden Fahnen ins neue Lager übergegangen. Glücklich, wer im Jahre 1866 nicht in den Conflict mit seinem Diensteid kam, und seiner Unabhängigkeit wegen seine Gefühle nicht zu verleugnen brauchte. Ich glaube, die schnell abtrünnigen Speichellecker sind eben auch im neuen Lager nicht mit hoher Achtung aufgenommen worden. Im Jahre 1867 fragte mich ein Beamter, warum ich nicht am Geburtstage König Wilhelms an der Festtafel im Schauspielhause Theil nähme.

„Würden Sie, wenn Oesterreich gesiegt hätte und Berlin occupirt, im Schlosse Ihres Königs Wilhelm, der Ihnen Gnade erwiesen: „Hoch, Franz Joseph gerufen haben?“

Ohne ein Wort zu antworten, drückte mir der Betreffende die Hand.

Manches Gelichter drängt sich aus Eigennutz (oder zum Zweck heimlichen Prahlens unter den Welfen) an König Georg, vor Anderen ihn verleugnend. Soll es doch kürzlich vorgekommen sein, daß eine Dame unseres Theaters sich hoch und theuer verschwor, sie habe auf ihrer Reise nach Ischl zwar Gmunden berührt, aber die „Tactlosigkeit nicht begangen, den König zu besuchen." Als sich nachher herausstellte, daß sie doch den König gesprochen, entschuldigte sie sich bei der Intendanz des Theaters, „sie hätte es doch nicht gut vermeiden können, den König zu besuchen."

Georg V. bedankt sich für das Mitleid solchen Gelichters. Mit dem Besen sollte er dasselbe von seiner Schwelle kehren, oder besser, ihm den Besen zum Geschenk machen, damit es zum Schornstein hinaus fahre.

Doch nun zum traurigen Schluß. Dank meiner Kunst hatte ich mir eine äußere Lebensstellung erworben, wie sie mir in frühcren Jahren vorschwebte; meine Jugendträume hatten sich verwirklicht. In wenigen Jahren wollte ich der Bühne entsagen, und nur hin und wieder in meinen Lieblingsstädten auftreten. In Hannover hatte ich mir ein Fleckchen Erde gekauft, um mir auf demselben ein Tusculanum zu errichten, in welchem ich behaglich ausruhen wollte, und die Früchte meiner bis dahin wohl dreißigjährigen Thätigkeit genießen. Dem Vamphr, der

Tausenden und Abertausenden das Blut ausgesogen und sie um ihr Leben betrogen, dem großen Krach, bin auch ich, der Sichere, Bedächtige, theils durch eigene Schuld, theils durch Rathschläge zweifelhafter Freunde zum Opfer gefallen.

Ich bin nun gezwungen, meiner Kunst bis ans Ende meines Lebens treu zu bleiben! Gebe Gott, daß auch sie mir treu bleibt, daß der Allmächtige mir Kraft und Gesundheit verleiht, mein jetziges Fach so lange zu behaupten, wie meine Vorgänger, und daß ich mich in einem neuen, wenn die Zeit den Uebergang unerbittlich fordert, auch ehrenvoll behaupten möge.

Dann will ich gern arbeiten, so lange es mir vergönnt ist; meine letzte Rolle soll man mir unter das Kopfkissen meines Sarges legen und auf meinen Grabstein die Worte setzen:

Psalm 90, Vers 10.

„Wenn das Leben köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

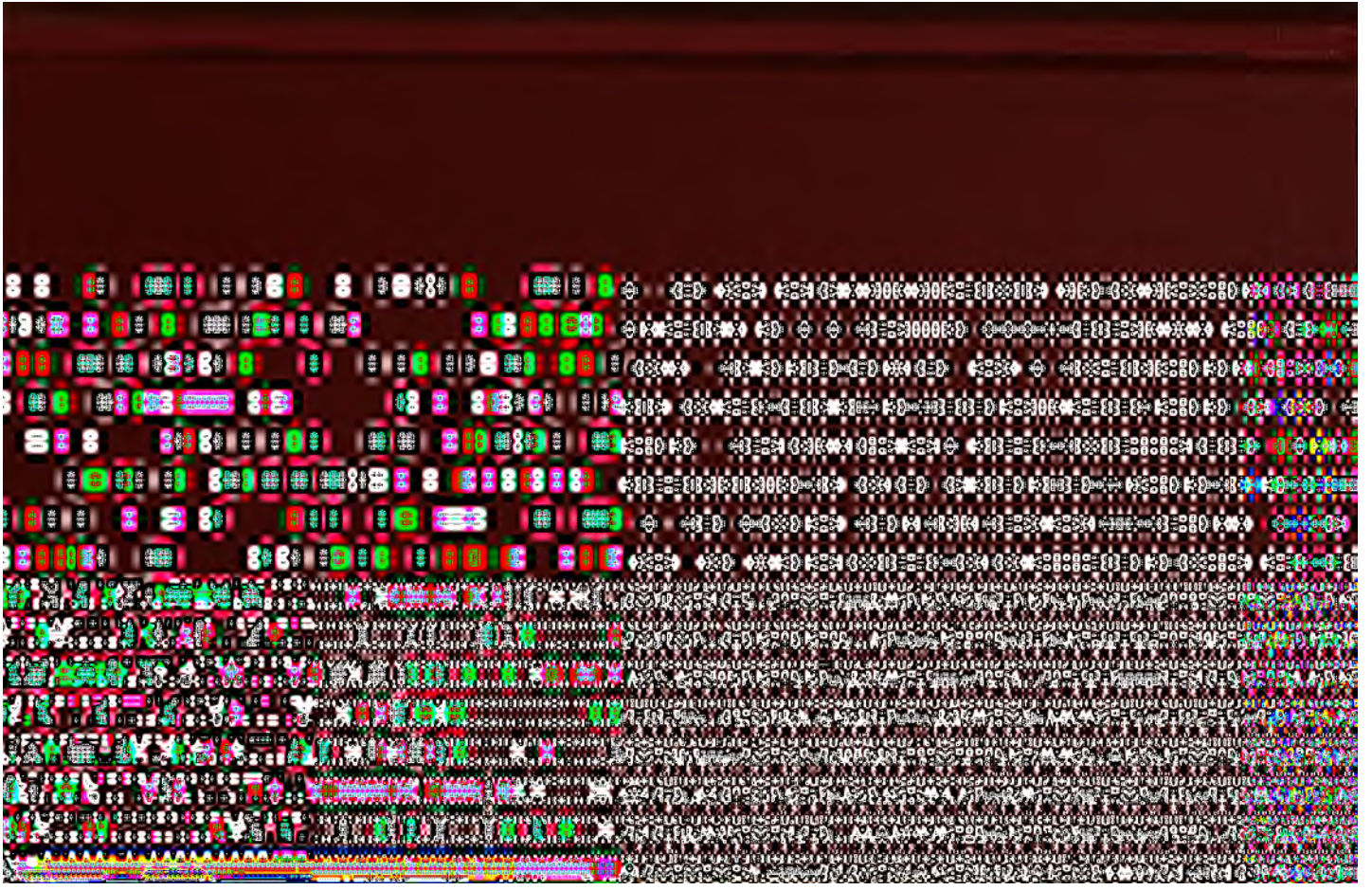
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

MAR 17 1987		
APR 17 1987		
AUTO. DISC. APR 14 '87		

FORM NO. DD6,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

U.C. BERKELEY LIBRARIES
B001024895